A. WILBRANDT

FEUERBLUMEN

MDCXL.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Die nachstehend verzeichneten Romane und Novellen sind auch elegant in Leinwand gebunden zu beziehen.

== Preis für den Einband 1 Mark. ==

Andreas-Salomé, Lou, Ruth. Erzählung. 2. Auflage.	Geheftet	M. 3.50.
—,— Aus fremder Seele. Eine Spätherbstgeschichte.	„	M. 2.—
—,— Fenitschka. Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen.	„	M. 2.50.
—,— Menschenkinder. Novellencyklus.	„	M. 3.50.
Arminius, Wilhelm, Der Weg zur Erkenntnis. Roman.	„	M. 3.—
Bobertag, Bianca, Moderne Jugend. Roman.	„	M. 4.—
Bourget, Paul, Das gelobte Land. Roman.	„	M. 3.—
Boy-Ed, Ida, Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl.	„	M. 4.—
Bülow, Frieda von, Kara. Roman.	„	M. 4.—
Burckhard, Max, Simon Thums. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Erzählungen. 3. Aufl.	„	M. 3.—
—,— Božena. Erzählung. 4. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Margarete. 4. Auflage.	„	M. 2.—
— Moriz von, Hypnosis perennis. Ein Wunder des heiligen Sebastian. Zwei Wiener Geschichten.	„	M. 2.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 6. Auflage.	„	M. 5.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Zwei Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.—
Haushofer, Max, Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman.	„	M. 3.50.
Heer, J. C., An heiligen Wassern. Roman. 4. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Der König der Bernina. 4. Auflage.	„	M. 3.50.
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman.	„	M. 2.—
Heyse, Paul, Neue Novellen. 7. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage.	„	M. 1.—
Hillern, Wilhelmine von, 's Reis am Weg. 2. Auflage.	„	M. 1.50.
—,— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman.	„	M. 3.—
Hopfen, H., Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte. 3. Aufl.	„	M. 2.50.
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Kirchbach, Wolfgang, Miniaturen. Fünf Novellen.	„	M. 4.—
Langmann, Philipp, Verflogene Rufe. Novellen.	„	M. 2.50.
Lindau, Paul, Der Zug nach d. Westen. Roman. 9. Aufl.	„	M. 4.—
Lindau, Rudolf, Martha. Roman.	„	M. 5.—
Loti, Pierre, Japanische Herbsteindrücke.	„	M. 3.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50
Meyer-Förster, Wilhelm, Eldena. Roman.	„	M. 3.—

Muellenbach, E. (E. Lenbach), Abseits. Erzählungen.	Geheftet	M. 3.—
—,— Vom heißen Stein. Roman.	„	M. 3.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman.	„	M. 3.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. Roman. 2. Aufl.	„	M. 5.—
Proelß, Johannes, Bilderstürmer! Roman. 2. Auflage.	„	M. 4.—
Riehl, W. H., Aus der Ecke. Sieben Novellen. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—,— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck.)	„	M. 4.—
Saitschick, Robert, Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch.	„	M. 2.—
Schunsui, Tamenaga, Treu bis in den Tod. Hist. Roman.	„	M. 3.—
Stegemann, Hermann, Stille Wasser. Roman.	„	M. 3.—
Stratz, Rudolph, Der weiße Tod. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 2. Auflage.	„	M. 2.50.
—,— Der arme Konrad. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Die letzte Wahl. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Montblanc. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Die ewige Burg. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.—
Sudermann, Herm., Frau Sorge. Roman. 49. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Geschwister. Zwei Novellen. 20. Auflage.	„	M. 3.50
—,— Der Katzensteg. Roman. 38. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten. 21. Auflage.	„	M. 2.—
—,— Jolanthes Hochzeit. Erzählung. 22. Auflage.	„	M. 2.—
—,— Es war. Roman. 27. Auflage.	„	M. 5.—
Telmann, Konrad, Trinacria. Sizilische Geschichten.	„	M. 4.—
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Auflage.	„	M. 3.—
Wereschagin, W. W., Der Kriegskorrespondent.	„	M. 2.—
Widmann, J. V., Touristennovellen.	„	M. 4.—
Wilbrandt, Adolf, Der Dornenweg. Roman. 3. Aufl.	„	M. 3.50.
—,— Novellen aus der Heimat. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Hermann Ifinger. Roman. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—,— Meister Amor. Roman. 2. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Die Osterinsel. Roman. 3. Auflage.	„	M. 4.—
—,— Die Rothenburger. Roman. 5. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Vater und Sohn und andere Geschichten. 2. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Die glückliche Frau. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Fridolins heimliche Ehe. 3. Auflage.	„	M. 2.50.
—,— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
—,— Der Sänger. Roman. 4. Auflage.	„	M. 4.—
—,— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage.	„	M. 3.50.
—,— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage.	„	M. 3.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman. 11. Aufl.	„	M. 4.—
Worms, Carl, Du bist mein. Zeitroman.	„	M. 4.—

Feuerblumen

Roman

von

Adolf Wilbrandt

Dritte Auflage

Stuttgart 1900

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

Meinem lieben Bruder

Konrad

zugeeignet

Erstes Buch

I.

Die Morgennebel sanken, da die Sonne siegte; der offene Landauer rollte vom Putzenbacherschen Gasthaus am Bahnhof fort und im ebenen Thal auf das bergan gelegene Dölsach zu. Nun begann es auch schon warm zu werden; ein richtiger Julitag. Frau Minna sah erstaunt umher, daß zwischen so hohen Bergen, die unheimlich gewaltig über den Nebeln aufragten, sich so viel Wärme versteckt hatte; gestern abend bei der Ankunft hatte sie's eher kalt gefunden. Sie spannte ihr blaßblaues Sonnenschirmchen auf, unter dem ihr so leicht erglühendes Gesicht bleicher, „edler" wurde, und warf ihren Umhang zurück. „Und da müssen wir den Berg hinan?" fragte sie den „Reisemarschall", Hugo Hoffmann, der ihr gegenüber saß; sie lächelte fast etwas beklommen. Die ganze Bergwand leuchtete in der Sonne.

„Putzenbacher junior sagte ja, es geht nicht anders," antwortete Hugo. „Bis da oben, wo die kleine Kirche steht, müssen wir hinauf."

„Aber sehr bequem, sagt er," setzte Fräulein Antonie hinzu, die neben Frau Minna saß. „In langen Zickzacken hin und her."

„Sehr bequem für die Sonne!" rief Frau Minna aus. „So hat sie tüchtig Zeit, uns zu brennen!"

„Ach was!" sagte sie dann und lachte. Das Spiel des Lichts auf den Nebeln, das Wogen und Wallen, wie wenn eine unsichtbare Hand den Schleier von den leuchtenden Bergen zöge, machte ihr auf einmal viel Vergnügen; mit großen Augen, andächtig wie ein Kind sah sie zu. Sie bewegte sich so gern durch die Welt; nur nicht hocken auf einem Fleck. Wie schön war es auch, daß man endlich die Bahn verlassen hatte, auf der man vom Norden her so weltweit gerollt war, daß man im offenen Wagen kutschierte, einen hübschen jungen Kutscher mit Edelweiß und Gamsbart am Hut vorne auf dem Bock, die Koffer hinten angeschnallt. Die großen braunen Pferde schnaubten; das hörte sie von klein auf so gern. Die großen blauen Augen des schlanken, schönbärtigen Hugo Hoffmann ruhten in weicher Bewunderung auf ihr; das mißfiel ihr auch nicht. Sie fühlte, daß sie ihm sehr gefiel; immer mehr; zu sehr? Ach was! dachte sie; auch davor fürchtete sie sich nicht. Von ihren kleinen „Romanen" war ihr noch nicht einer so mißraten, daß sie ihn bereute. Ueberhaupt, bereuen . . .

Der Kutscher wandte den Kopf zurück; ein angenehmes, braunes, bescheidenes Gesicht. „Ich möcht' Euer Gnaden fragen," sagte er, „ob 's Rauchen erlaubt wär'."

„Gewiß!" rief sie und lächelte. „Gewiß!"

Er zog eine lange Zigarre hervor und zündete sie an. Rührende Leute, diese Tiroler! dachte die schöne Frau, ihr Köpfchen schüttelnd. Bei uns in Hinterpommern — ich glaub' nicht, daß da irgend ein

fremder Kutscher gefragt hätt', ob er rauchen darf? Er hätt' sich einfach sein Pfeifchen ins Maul gesteckt . . .

Die ebene Fahrt hörte auf, es ging nun bergan; die Rosse trabten nicht mehr. Das Dorf Dölsach kam ihnen näher, zu dem sie hinaufstiegen; stattliche Bauernhäuser, allerlei Gewinkel, eine schmucke neue Kirche, frei und hoch gebaut. „Ist das nicht die Kirche," fragte Frau Minna, „von der uns der junge Gastwirt sagte? mit dem Defreggerschen Bild?"

„Ja," erwiderte Hugo; „er riet uns, hier auszusteigen und es anzusehn."

„Halten Sie, lieber Mann!" rief Minna mit ihrer herzlichen, liebkosenden Stimme; „scharmant" wie gegen jeden hübschen Menschen; man neckte sie gern damit. Der Wagen hielt, der Kutscher stieg ab, die drei stiegen aus. Sie hatten einige Schritte bergan zu gehn, bis sie die Bergterrasse erreicht hatten, auf der ein üppig grünender und blühender kleiner Friedhof schwebte, in dessen Mitte die Kirche stand. Stufen führten zum Friedhof hinauf. Minna ging voran, ihre hurtigen Schritte wurden langsam, die schöne und ernste Stimmung des Orts fiel ihr doch auf das leicht bewegte Gemüt. Zwischen den gepflegten, blumengeschmückten Gräbern mit den gußeisernen und steinernen Kreuzen blieb sie stehn: der Blick ins Thal überraschte sie. Nur noch ein letzter Nebelduft schwamm darüber hin; einige Wölkchen klammerten sich noch, wie es schien, drüben an die Bergriesen, die sogenannten „Unholde", die wildzerrissenen Dolomiten,

deren Reich jenseits der Drau beginnt; diesseits, weit und breit, herrscht das Urgebirge. Am Fuß jener gewaltigen Kalkschroffen dehnte sich das breite, flache, wiesengrüne Thal; an seinem Ende glänzte im Duft eine langgestreckte Stadt, mit hohen Türmen, von Burgen und Landhäusern überragt, die im Morgensonnenlicht schimmerten. Seitenthäler thaten sich auf, in die hochgetürmte Ferne lockend. Milde, weiche, noch ein wenig nebelfeuchte Wärme zog wie das leise Streicheln einer Hand vorüber.

„Die Stadt da ist Lienz, nicht wahr?“ fragte Minna. Der nachdenklich träumende Hugo nickte.

„Lienz an der Drau,“ bemerkte Fräulein Antonie, die Gesellschafterin, die gern einmal einen Finger auf ihre Kenntnisse legte. „Dies ist noch Tirol; oben kommen wir aber nach Kärnten hinein.“

„Ach, was liegt daran,“ murmelte Frau Minna. „Wie schön, wie schön ist es hier! — Warum sind wir eigentlich nicht in Lienz geblieben? Das ist doch ein Unsinn: da läßt man sich durch andre Leute immer weiter und weiter jagen, vielleicht oft am Schönsten vorbei. Du mußt nach Heiligenblut! nach Heiligenblut! sagte meine Schwester immer. Das ist erst das Wahre! So daß ich mich im stillen schon schämte: was bin ich mit all meinen Reisen für ein unwissendes Kind, ich war noch nicht in Heiligenblut! — Und nun dreht man sich einmal um — Herrgott! was für 'ne Herrlichkeit ist da hinter uns!“

„Wir kommen ja wieder zurück, liebe Freundin,“ sagte Hugo wie tröstend. Das „liebe Freundin“ kam

ihm sehr weich aus der Kehle; sie fühlte es und es that ihr wohl.

„Ja, ja, Sie haben recht," sagte sie fast ebenso weich, um ihm auch eine Freude zu machen; warum nicht. „Also in die Kirche!"

Sie trat ein; nun stand sie wieder vor Ueberraschung still. Die Kirche, die ihr jetzt viel größer erschien, als sie draußen gedacht hatte, war so prächtig, wie sie noch kaum eine Dorfkirche gesehn; völlig ausgemalt, auch über die ganze Decke hin, und mit reichen Altären geschmückt. Links, an einem der Seitenaltäre, erkannte sie gleich das große, hohe Defreggersche Bild; sie hatte es früher im Holzschnitt gesehn. Langsam trat sie mit den andern näher; in der Kirche war sonst kein Mensch. Sonnenlichter spielten in die schöne, sanfte Kühle herein. Es war etwas so festlich Frohes in der ernsten Stille, das ihr sehr gefiel.

„Und ist das nicht schön?" sagte sie nach einem ungewöhnlich langen Schweigen, mit dem geschlossenen Sonnenschirm auf das Bild deutend. „Wie lieb die drei bei einander sind, so ganz allein auf der Welt; wie rührend einfach es ist! Unten nur die hohe Lilie und der heilige Joseph, so tief ins Lesen versunken; oben sitzt Maria mit ihrem aufrechten Kind und schaut uns an. Schaut sie uns an? Man weiß es nicht. Sie schaut in die Welt hinein. Ist sie glücklich? eine sogenannte glückliche Mutter? Das weiß man auch nicht. Sie ist so himmlisch ernst. Sie ist eben, was sie soll!"

Fräulein Antonie nickte. — „Mir gefällt der

Joseph so gut," sagte Hugo Hoffmanns gedämpfte Stimme. „Die schönen, tiefen Farben; und wie feierlich er dasteht. Der edle Kopf!"

„Der alte Mann?" murmelte Frau Minna. „Na ja; für so einen alten — — Aber die junge Maria, das geht zu Herzen. Sie sieht einem so durch und durch; man fürchtet sich ordentlich. Man schämt sich vor ihr ... Aber dann blickt sie doch wieder so mild, so gut; wie wenn sie sagen wollte: ich versteh' ja alles; jeder ist, wie Gott ihn geschaffen hat; mich hat er erhöht, ohne mein Verdienst! — Ach, du süßes Wesen. Ja, wer auch so rein wär' wie du. Ach ja, wer das könnte ... Es wird einem so — — Ja, ja, Meister Defregger, das ist dir geglückt!"

„O was sie für Augen hat, was sie für Augen hat," flüsterte Fräulein Antonie.

„Sie erinnert mich an Ihre Schwester," sagte Hugo zu Minna.

„An die fromme Wanda?" — Frau Minna warf einen raschen Blick hinauf, schüttelte dann aber den Kopf.

„Die Augen, mein' ich. Der Blick."

„Der Blick! Nun ja, so ein bißchen. Ich hab' aber einmal hier irgendwo in Tirol ein junges Mädchen gesehn — eine echte Tirolerin — die war so was wie diese Maria; wahrhaftig. Ich sag' Ihnen, hübsch wie der Teufel — und dabei eine junge Heilige. Als hätte Defregger die abgemalt; natürlich, etwas verschönert, verklärt. Für ein Altarbild! — — Ich bin ganz benommen, lieber Freund. Es geht so zu

Herzen ... Und dann, wie hübsch, wie rührend das ist. Franz Defregger, der Bauernsohn, das Tiroler Kind, der für diese heimatliche Kirche so ein Prachtbild malt, als Weihgeschenk. Was ist das für ein Lebensbild! Was liegt alles drin!"

Sie seufzte vor Bewegung, was sie gerne that; sie setzte sich auf die nächste Bank, ließ aber das Bild nicht aus den Augen. Da sie nun ganz im Schatten saß — nur ein einziger lustiger Sonnenstrahl huschte ihr unten über das Kleid — sah sie so ernst und beseelt aus wie vielleicht noch nie; Hugo staunte sehr. Er hatte keinen Blick mehr für Joseph und Maria; er betrachtete nur noch das „Weltkind" auf der Bank, das so madonnenhaft in die Höhe blickte. Ihr noch so junges Witwengesicht war dadurch älter geworden, aber sehr verschönert. Sie schien auch gar nicht zu fühlen noch zu ahnen, daß sie so betrachtet wurde. Ihre bläulich grauen Augen feuchteten sich.

Was ist denn da noch viel zu besinnen? dachte er. Ein Weib, das so aussehen kann ... Die oder keine wird meine Frau!

Sie schwiegen alle drei; es war eine lange Stille. Plötzlich sprang Frau Minna auf, wie jemand, der sich losreißt, aus seinen Gedanken in die Welt zurückkehrt. „Wir wollen ja noch nach Heiligenblut," sagte sie mit andrer Stimme. „Unser armer Kutscher ist wohl schon bei seiner zweiten Zigarre. Ob wir noch den Berg hinauf kommen, ohne zu verbrennen? — Süße heilige Frau, leb wohl!"

Sie grüßte Maria mit einer etwas weltlichen

Bewegung ihrer kleinen Hand, die in einem rötlich braunen Handschuh steckte, und ging entschlossen hinaus. Die beiden folgten. Der Kutscher hatte mit Wagen und Pferden eine schattige Stelle aufgesucht, einige Schritte weiter; sie stiegen wieder ein und die eigentliche Bergfahrt begann. Es ward julimäßig warm. Die schöne, noch neue Straße stieg langsam, in langen Kehren, aber fort und fort; die Rosse gingen bedächtig, der Abhang warf die Sonnenglut zurück, als käme sie aus seinem Innern. Fräulein Antonie kroch unter ihrem Sonnenschirm ganz in sich zusammen. Minna schien nun aber nichts zu spüren; sie warf nur zuweilen einen verlorenen, leeren Blick umher, sonst saß sie still, gegen ihre Gewohnheit in sich versunken. Die Kirchenstimmung schien noch immer auf ihrer Seele zu liegen. Es war sogar noch etwas von dem Madonnenhaften auf ihrem kindlich weichen Gesicht.

Und warum auch nicht —? dachte Hugo, der zuweilen einen heimlichen, forschenden Blick auf sie warf; er war wieder bei seiner ewigen Frage. Weil sie ein richtiges „Weltkind" ist? Na, sie hat doch eben gezeigt, daß das Höhere — — und man sieht's ja noch! — Daß sie sich nach dem Tod ihres Mannes so schnell getröstet hat? Der Mann war auch danach; Gott hab' ihn selig! — Ihr „Reiseteufel", wie Frau Wanda sagt; — na, so soll sie reisen; sie kommt ja doch immer wieder ans Haus. Es ist ja doch rührend, daß sie bei ihrem sogenannten Welthunger noch auf ihrem Witwensitz in Hinterpommern hockt, statt in Berlin oder Rom oder Paris! — — Wie reizend jetzt

ihre Hand an der rechten Wange liegt. Ueberhaupt diese Wange, diese weiche, süße — — Ne, ne, ne, so geht's nicht! Verliebtheit, kusch! Kein Augenverblenden! Heiraten, als Gutsbesitzer, als Landmann, ist eine verflucht ernsthafte Sache! — Ist sie 'ne richtige Landfrau? Das ist jetzt die Frage. Kann man mit ihr so dreißig, vierzig Jahre lang — —

„Sehn Sie nur diese sonderbaren Bäume, gnädige Frau!" rief eben Fräulein Antonie aus, mit ihrer störend hohen Stimme. „Solche hab' ich noch nie gesehn. Etwas ähnlich wie manche Cypressen in Norditalien, wissen Sie noch; oder wie die dünnen Pappeln in der Lombardei; aber diese hier sind ja dunkelgrün!"

„Ja, das weiß ich auch nicht," erwiderte Minna träumerisch, sich aus Gutmütigkeit auch ein wenig wundernd. „Da müssen wir den Reisemarschall fragen. Schauen Sie einmal diese langen Stangen an, beinah ohne Zweige, wie Soldaten Mann an Mann, und übereinander, den Berg hinauf. So interessant schwarzgrün. Herr Hoffmann! Woran denken Sie?"

„Diese Bäume?" fragte der aufgeschreckte Hugo zurück. „Die sind — — Das ist offenbar nicht Natur. Richtige Fichten — sehn Sie — aber die Schüsse werden ihnen immer abgeschnitten, weil man sie braucht, vielleicht als Streu. Davon werden sie so himmellang mager; wie Kinder, die man oft hungern läßt."

„Wahrhaftig!" rief Fräulein Antonie aus, die sich aus wissenschaftlicher Strebsamkeit im Wagen aufgerichtet hatte. „Und ich hielt's für Natur! Und

ich wollt' sie schon in mein Album zeichnen, als ganz etwas Neues!"

„Ja, was der Herr Hoffmann alles weiß," sagte Frau Minna mit einem anerkennenden Blick, immer noch verträumt. „Darum taugt er so gut zum Reisemarschall. Gut, daß wir ihn haben."

Gut, daß wir ihn haben! wiederholte sich Hugo in Gedanken. Wie lieb sie das sagte ... Ihre Stimme hat doch förmlich etwas Streichelndes. Ueberhaupt eine süße Stimme; für mich ebenso süß wie die von Frau Wanda ... Halt! Verliebtheit, kusch! Ob sie 'ne richtige Landfrau ist! ob sie 'nen pommerschen Gutsbesitzer durchs Leben begleiten kann! — — Ach, wenn sie ihn lieb genug hätte — warum ging's dann nicht. Dann würd' sie diesem pommerschen Gutsbesitzer zuliebe ihre Weltlust ein bißchen knapper halten — und ein bißchen seßhafter werden — und ein bißchen einfacher — und nicht mehr herumkokettieren: denn wenn sie den einen so lieb hat, warum dann noch. Da ist also nur die Frage: hat sie ihn lieb genug? — Eben sah sie wieder so weich und gut herüber; noch ein bißchen Dölsacher Kirchenblick. Ach, wenn man wüßte, wie sie's meint! — Ein Herzensmikroskop! — Ich sollte durchaus mit ihr und dem Fräulein diese Reise machen. „Gut, daß wir ihn haben" ... Ach, das bedeutet viel und nichts. Aber wie sie in der Kirche war, vor dem Altarbild — so sah ich sie ja noch nie! Wer so andächtig, so fromm werden kann — — fast wie ihre Schwester. Und es ist noch immer da; auch wie so ein Nebel-

duft; auf dem süßen Sonnengesicht. Wer so werden kann, in dem ist noch ein unbekannter Abgrund von Güte und Wärme und Liebe; nur hinuntersteigen! Nur ihr Mann werden, ihr Herz gewinnen; dann — — Ihr Erster hatt' es ja nie gewonnen. Den nahm sie ja nur weil ihr zu Haus nicht wohl war, weil sie in die Freiheit wollte; in bessere Luft; armes junges Ding. Schlecht wär' die Luft wohl nicht bei mir. Und ich würd' sie auf diesen großen Händen tragen ... Wie sagte sie in der Kirche? „Wer auch so rein wär' wie du" ... Süße Weltdame du; süßer Thunichtgut. Du wirst meine Frau!

II.

Das Thal von Lienz verschwand endlich, sie kamen auf die Höhe; über den Iselsberg fuhren sie nun im Trab dahin, nach Kärnten hinein. Durch schönen Wald ging es dann geschwind, wieder in langen Kehren, den Abhang hinunter, ins sonnig liebliche Möllthal, das sich wie eine Schlange zwischen den Bergen hindurchwindet; und in das hochherrschende Dorf Winklern, das von seiner Bergterrasse aus gleichsam über das Thal gebietet. Hier war frühe Mittagsrast, für Pferde und Menschen; — „schon wieder essen?“ sagte Frau Minna, wie gewöhnlich den Kopf schüttelnd; sie aß dann aber tapferer und mehr als die andern, mit ihrem wohlbekannten „Alpenappetit“. Eine gute Stunde später sausten sie vollends zur Thalsohle der Möll hinab, und nun fort und fort an dem rauschenden, stürzenden, grünlich grauen Gletscherwasser hin. Das Land der Städte und der Eisenbahnen hatte aufgehört; die Welt ward enger und wilder, wenn auch der Feldbau, die Bauernhäuser, die Kapellen noch hoch an den kahlhäuptigen Bergen hinaufstiegen. Gießbäche, auch Wasserfälle stürzten von oben dem Gletscherflüßchen zu. Man fühlte, daß man den eigentlichen Herrschern des Gebirgs, den Schnee- und

Eisriesen entgegenfuhr; sie zeigten sich nur noch nicht, die fruchttragenden Bauernberge verdeckten sie, etwa wie dir die breiten Bauernschultern auf dem Jahrmarkt die Bretterbude der wilden Tiere verdecken.

„Was thut man so lange in Döllach?" fragte Frau Minna, als sie dieses alte Goldbergdorf erreicht und im „Salettl" des Wirtshauses ihre Nachmittagsjause verzehrt hatten; der Kutscher verlangte aber für seine langsamer fressenden Pferde noch eine halbe Stunde Zeit. „Vorhin hat's Dölsach geheißen, jetzt heißt's Döllach; da kann man ja wirr werden. Bergknappen gibt's hier nicht mehr, hab' ich im Buch gelesen. Ist sonst nichts in dem Nest zu sehn?"

„Zehn Minuten von hier — o ja," antwortete Hugo.

„Was denn?"

„Die sogenannte Zirknitzgrotte; eine Schlucht, durch die dieser Bach herunterströmt. Soll recht schön sein."

„So gehn wir hin!" rief Frau Minna aus, deren Wangen von der Hitze glühten. „Das Stillsitzen halt' ich nicht mehr aus. In der Schlucht wird's auch kühler sein. Wie aufmerksam von der Natur, daß es hier 'ne Schlucht gibt! — Gehn Sie mit, Fräulein Antonie? Oder kleben Sie wieder am Lesefutter?"

Fräulein Antonie lächelte; sie hatte richtig, wie immer, die Zeitschriften gefunden, die im Salettl herumlagen, und auf ihren Platz geschleppt. Es waren Abbildungen darin, ihre Leidenschaft. „Ich bleib' lieber hier!" entgegnete sie und tippte auf die Bilder.

„Also gut, erweitern Sie Ihre Kenntnisse!" sagte Minna und nahm Schirm und Hut. „Ich geh' mit meinem Reisemarschall. Finden Sie auch den Weg?"

„Dazu sind ja die Alpenvereine. Ich hab' schon Inschrifttafeln und Wegweiser gesehn."

„Dieser Hoffmann sieht alles. Ich seh' nichts. — Also kommen Sie!"

Nach ein paar Minuten waren Hugo und die schöne Frau zwischen den Häusern des Dorfs ins Freie gelangt und schlenderten am blaugrünen Zirknitzbach hin, der über sein vielfarbiges Geröll rauschte und schäumte. Er kam aus dem nahen Fels heraus; aber wie denn das? Eine Thalspalte, ein Bett für ihn war dort nicht zu sehn. Als sie näher traten, löste sich das Rätsel: die hochgewölbte, gehöhlte Felsenmasse ließ den Wildbach gleichsam durch ihre Eingeweide hindurchfließen, eine kurze Strecke lang. Weiter oben leuchtete wieder der heitere, sommerblaue Himmel in diese Felsdämmerung hinein. Stufen führten dort in die Höhe, dem unsichtbaren, noch entfernten Absturz des Baches zu.

„Aber wie wunderbar!" murmelte Frau Minna, als sie unter der hohen Wölbung standen, durch die das Wasser seinen wilden Weg suchte. Der Aufbau der Felsen erschien fast wie Menschenwerk. Man hörte nur die Stimme des Bachs; sonst war tiefe Stille, feierliche Einsamkeit. Auch Minna ward wieder ernst und still.

Hugo sah sie von der Seite an; plötzlich schlug ihm das Herz zum Hals hinauf.

„Ja, ja," stieß er nur ohne Stimme heraus, um etwas zu sagen.

„Das ist ja nun auch wieder wie in einer Kirche," fing Minna nach einer Weile an. „Diese Wölbung, dieser — — Eine Naturkirche; eine Wasserkirche. — Verstehen Sie, wie ich's meine? Finden Sie nicht auch?"

„O ja," antwortete er. Ihre milde, weiche Stimme, die Dämmerung, die Felseinsamkeit machten ihm auf einmal Mut; er richtete sich höher auf. Er brachte ein frisches, freies Lächeln zu stande, da sie ihn eben ansah. „Liebe Frau Minna! Was würden Sie nun sagen"...

„Was? Wenn was?" fragte sie, da er nun doch beklommen seine Worte suchte.

„Wenn — — also wenn in dieser Kirche plötzlich ein Priester stände —"

„Ich glaub', ich würd' mich gar nicht wundern," fiel sie ihm ins Wort.

„Ein Priester stände," wiederholte er; „ein protestantischer Pastor — sagen wir, der Pastor von Bartelshagen —"

„Mein Pastor!"

„Und Sie mit seiner gesalbten Kanzelstimme fragte: wollen Sie mit dem gegenwärtigen Herrn Hugo Hoffmann, Gutsbesitzer auf Teschenberg, in die heilige Ehe treten? — Nu? Was sagten Sie?"

„Ach, wie können Sie so unklug reden!" erwiderte sie und lachte. Auf einmal verging ihr das Lachen, da sie sein Gesicht sah. Er war totenernst

geworden, und blaß. Im nächsten Augenblick ward sie es auch.

„Teure Frau Minna! Verzeihen Sie!“ — Die Stimme verging ihm fast; er nahm sich aber zusammen wie ein tapfrer Mann. „Sie meinten, es wär' ein Scherz; ach nein. Mir ist furchtbar ernst zu Mut! — Nun schütteln Sie schon den Kopf; hören Sie mich doch erst an. In dieser ‚Naturkirche‘, wie Sie sagten — und so allein — Sie und ich — — es liegt mir ja schon so lang' auf der Brust. Ich lieb' Sie schon so lange. Wissen Sie das nicht? — Wie sollten Sie das nicht wissen; eine Frau wie Sie. Meine Sehnsucht ist, daß Sie meine Frau werden“ —

„Um Gottes willen!“ rief sie nun aus, die ineinandergeflochtenen Hände zusammendrückend. „Heiraten! Sie mich!“

„Warum nicht? Bin ich Ihnen zu jung dazu? Seit vier, fünf Jahren wundert sich ja die ganze Welt: warum heiratet der nicht? Vierunddreißig Jahre alt — und Gutsbesitzer . . . Ein Landwirt, der keine Frau hat, ist ja nur ein halber Mensch! — Aber nein, bitte, verziehen Sie das Gesicht nicht so. Sie sollten mich doch kennen: so nüchtern betreib' ich die Sache nicht. So ein durchschnittsmäßiger Ackerbauer bin ich ja doch nicht; meine Denkart — — nicht weil ich auf Universitäten Landwirtschaft studiert hab' — aber meine Gesinnung — mein Herz —“

„Sie sind ein goldener Mensch,“ unterbrach sie ihn, indem sie beide Hände gegen ihn ausstreckte; „und nun lassen Sie uns gehn! lassen Sie uns gehn!“

„Was, Sie wollen fort?“ — Er schritt ihr auf seinen langen Beinen nach, da sie sich wirklich in Bewegung setzte, wie ein ängstlicher Mensch, der vor einem Gewitter flieht. Mit raschem Griff hatte er ihren Arm gefaßt und hielt ihn zart, aber ganz entschlossen fest. „Nein, so kommen Sie doch nicht fort; ich will meine Antwort; ohne Ja oder Nein halt' ich's nun nicht mehr aus! — Ich glaubte hoffen zu dürfen . . . Teuerste Frau Minna! Sie fürchten sich vor der ‚Landfrau‘, nicht wahr. Ich will ja nicht, daß Sie kochen und backen; wenn Sie keine Kapaunen mästen, keine Hühnereier ausnehmen, mir auch recht. Ich will nur eine süße kleine Hausfrau an Ihnen haben, die ein Schmuck fürs Haus ist — der schönste Schmuck — und mein Kamerad, und mir gut. Alle Jahre reisen wir. Unser Haus soll voll Schönheit sein — Bilder — Musik — edle Teppiche — mir fällt nicht gleich alles ein — es eilt ja auch noch nicht. Ihnen zuliebe will ich feine Krawatten mit Busennadeln tragen —“

„Gott sei Dank!“ fiel ihm Minna ins Wort, „Sie werden wieder heiter, Sie haben wieder Humor! Nun kann ich Ihnen auch etwas heiterer und mutiger sagen: das ist eine gar zu dumme Geschichte, lieber, guter Freund. Sie sind ein goldener Mensch, sag' ich noch einmal; aber — — wie soll ich Sie denn heiraten. Ich will niemand heiraten. Ich werd' nie mehr heiraten. Ich tauge ja gar nicht zur Ehe. Lassen Sie mich, wie ich bin!“

„Sie taugen nicht zur Ehe?“ — Hugo hatte sich

heiß und rot gesprochen, nun ging ihm wieder alle Farbe weg.

„Nein! Ganz gewiß nicht!"

„Sie wollen nie mehr heiraten?"

„Aber nein, aber nein!"

Er stand einige Augenblicke wie erstarrt. Dann zogen sich seine blonden Brauen so plötzlich und so heftig zusammen, daß ihre weiche, rundliche Gestalt erzitterte, und er trat einen Schritt auf sie zu. „Warum haben Sie mich dann hierher gelockt?" sagte er mit fast heiserer Stimme. „Warum mußt' ich mit auf die Reise gehn? im Juli, so nah vor der Ernte? Warum ließen Sie nicht nach, als ich mich aus Vernunftgründen sträubte? und lächelten mir so lieblich zu: Sie werden es nicht bereuen?"

„Zum Weinen war ja doch kein Anlaß," entgegnete sie so beherzt und trotzig wie möglich. „Darum lächelte ich natürlich —"

„Wollen Sie mich noch reizen?" fuhr er sie nun an, daß sie wieder zusammenzuckte. „Sie haben mit mir gespielt, will ich Ihnen sagen; — ja, schütteln Sie nur den Kopf. Sie haben — Sie haben mir Avancen gemacht —"

„Ich hab' Ihnen Avancen gemacht? — Pfui! — Was für ein häßliches, greuliches Wort! und dazu ein Fremdwort, Sie eifernder Deutscher —"

„Mir fiel eben kein andres ein," rief er mit voller Stimme, „darum nahm ich dies! Häßlich — es ist nicht häßlicher, als die Sache ist! — Ich will Ihnen noch ein Fremdwort sagen: Sie sind eine Kokette!"

„Eine Kokette? Ich?“ — Frau Minna schrie nun auch. Dann erschrak sie aber über ihre Stimme und den Wiederhall. Sie sah zum Felsgewölbe hinauf, vor und hinter sich, mit verstört rollenden Augen. „Herr Hoffmann! Sie verlieren die Besinnung, scheint mir. Bedenken Sie, wo wir sind!“

„Das bedenk' ich eben: wir sind ganz unter uns, wo uns niemand hört. Darum sag' ich Ihnen noch einmal: Sie sind eine Kokette! Sie sind eine Kokette!“

„Das war nicht einmal, sondern zweimal —“

„Aber, wie es scheint, doch noch nicht genug. Sie erlauben sich noch, zu spotten! — Jawohl! — Ich will Ihnen die ganze Wahrheit sagen, da Sie mich mit Ihren schönen Augen noch so trotzig ansehn: wenn Sie keinen einzelnen Mann mehr wollen, so wollen Sie wohl alle! — ‚Sie werden es nicht bereuen,‘ sagten Sie mir in Bartelshagen; was soll ich nicht bereuen? Daß ich mitreisen darf? Daß Sie an mir einen Reisemarschall haben, und einen männlichen Schutz — und auch so 'ne Art von Aufputz, einen langen blonden Germanen, der Ihren Shawl und sein Herz hinter Ihnen her trägt? Das wollten Sie offenbar — und weiter nichts. Dazu bin ich aber doch noch zu gut. Und — — und leben Sie wohl!“

Er nahm seinen hellgrauen Hut tief ab und kehrte dann um.

„Halt!“ rief sie erschrocken. „Wo wollen Sie hin?“

„Nu, zurück; zum Wagen. Meinen Koffer abschnallen —“

„Ihren Koffer abschnallen?"

„Ja. Und dann wieder nach Dölsach; nach Hinterpommern."

„Unterstehen Sie sich!"

Geschwind hatte sie ihn am Arm, wie vorhin er sie, und hielt ihn mit all ihrer Kraft. „Mich im Stich lassen? Davonlaufen? Das wollen wir doch sehn!"

„Wollen Sie mich festhalten?" fragte er mit einem Anflug von Lächeln, mit einem Blick auf die so viel kleinere, zartknochige Gestalt.

„Ja, gewiß will ich das. An Ihrer Ehre halt' ich Sie fest! Ist das ritterlich, eine Dame mitten auf der Reise plötzlich zu verlassen — bloß weil sie nicht heiraten will? Ihr vor aller Welt einen Skandal zu machen, das Greulichste, was es gibt? — Ja, nun steht er da, läßt die Schultern hängen. — Gott im Himmel, nein, nein, was sind Sie für ein Mensch! So mitten in der Natur mich so anzuschreien ... Da spricht man immer von der Leidenschaftlichkeit der Südländer, der kleinen schwarzen Italiener oder Spanier; aber wenn so ein langer blonder Germane wild wird, das ist auch nicht übel! — Was hab' ich Ihnen denn gethan? Wenn ein Herr mit mir und Antonie reist, muß ich ihn darum heiraten? Wenn ich Sie freundlich anlächle, weil ich Sie gern hab', weil wir gute Freunde sind, bin ich darum kokett? Sie sind ein goldener Mensch, sag' ich nochmals —"

„Schon zum drittenmal —"

„Sie sind für einen Landmann sehr, sehr ge-

bildet, Sie haben auch einen allerliebsten Humor, Sie gefallen mir so gut wie wenige Männer; aber muß ich darum meinen Prinzipien untreu werden und noch einmal heiraten?"

„Ah, Sie haben Prinzipien —"

„Ja; mit dreißig Jahren hat man wohl das Recht! — — Ach, was reden wir so schroff und bitter miteinander; das ist ja abscheulich. Zwei gute Menschen wie Sie und ich! — Lieber, guter Freund — wenn Sie heiraten wollen — Sie haben ja recht — aber warum grade mich? Es gibt ja Tausende, die besser für Sie taugen als ich. Reisen Sie nur weiter: vielleicht reist die richtige Frau Hoffmann grade auch herum; vielleicht finden Sie sie da oben in Heiligenblut ... Ja, lächeln Sie nicht so; Sie wissen davon nicht mehr als ich. — Mich in der Zirknitzgrotte so anzuschreien! Mich kokett zu schelten! Was sind Sie für ein böser Mann!"

„Was sind Sie für eine schlimme Frau!" murmelte er, kaum verständlich, in seinen krausen Schnurrbart hinein.

Sie that, als hätte sie's nicht gehört. Sie lächelte ihn wieder an. „Gute Kameraden, nicht wahr," sagte sie dann leise und schlug ihm sanft und zart auf die linke Hand. „Ich glaub', Antonie und die Pferde warten!"

III.

Von Döllach bis Heiligenblut fährt man noch mehr als eine Stunde, vielleicht anderthalb; es war eine stille, fast schweigsame Fahrt. Fräulein Antonie versuchte zuweilen eine ihrer wißbegierigen Bemerkungen zu machen, Hugos kurze Antworten schüchterten sie bald ein. Frau Minna nahm ein paar Anläufe, leise vor sich hin zu singen, sie brach aber nach wenigen Zeilen ab. Endlich hatte der in weiter Wendung ansteigende Wagen die letzte Thalstufe überwunden, über die der Möllfluß in einem unsichtbaren Fall hinunterstürzt, und die Höhe des Zlapp erreicht. Um die Ecke fahrend erblickten sie auf einmal das Hochthal von Heiligenblut, die überraschend schön aufragende, hellleuchtende Kirche, die das Thal beherrscht, die wenigen Häuser, die sich an sie hindrängen — sonst ist der Ort bis zu den Höhen hinauf verstreut — und über den Felsmauern, die das Thal gegen Norden schließen, die schimmernde Eiswelt des Glockners.

Fräulein Antonie that einen kleinen Schrei, klatschte in die Hände; ein etwas befangen freudiges „Ach!" kam von Minnas Lippen. Hugo wandte sich nun auch, und sein verfinstertes Gesicht mußte sich erhellen; es war da eine so wunderbare Mischung von

Majestät und Lieblichkeit, von Idyllischem und Erhabenem, und so recht eine Welt für sich, daß es ihm ans Herz griff. Die sinkende Sonne spielte auf der rechten Seite des Thals, auf den dunklen Fichten und den hellen Matten, dem gelbgrauen Fels und dem Sammetbraun der Häuser und Hütten, noch alle ihre Zauberstücke; über die linke Seite legte sich schon feierlicher Schatten ... Noch eben hatte Hugo bei sich bedacht, wohl zum zehntenmal: Ist das nicht ein Wahnsinn, daß ich weiterreise? Wie hält ein Mensch das aus? der Frau gegenüberzusitzen, der man das gesagt hat? — Jetzt sah er die Kirche von Heiligenblut, die unter diesen Bergriesen so keck, so anmutig, so hoch auf gen Himmel wuchs, als wär' sie ihnen gleich, als ging' sie all das Gletscherprotzentum und die Breitschultrigkeit der himmelhohen Kerle nichts an; und etwas sonderbar Erfrischendes, ein plötzlicher, neuer Jugendmut zog ihm durch die Brust. Nun ja, warum denn nicht? dachte er trotzig, denn ein belebender, wohlthuender Trotz war dabei: ist die Welt nicht schön? Da ist sie ja. Ist mein Rundreiseheft nicht bezahlt? Sollt' ich auskneifen wie ein kleiner Junge? Sollt' ich mich unterkriegen lassen von so einer Frau? — Wie sie wieder lächeln kann. Da lächelt sie. Na, und ich denn nicht? — Wie hat sie in der Grotte gesagt? „Vielleicht finden Sie die richtige Frau Hoffmann da oben in Heiligenblut." Kann ja kommen, liebe Frau! Kann ja alles kommen! — Ein pommerscher Gutsbesitzer wird doch nicht verzweifeln. Du Kokette du. Auskneifen? Nein,

„grad' durch" wie Klas Avenstaken! Wir fahren nach Heiligenblut!

„Sehr, sehr schön! Meine Schwester hat recht!" sagte jetzt Frau Minna, die nur noch mit ihrer „streichelnden" Stimme sprach, wenn sie den schwerverwundeten Hugo anredete. „Aber in dem kleinen, kleinen Nest da soll es ein so feines Wirtshaus geben?"

Hugo zuckte die Achseln. „Im Buch steht es so!"

Das Buch hatte recht: als sie näher kamen, stiegen an der Fahrstraße, etwa hundert Schritte vor der Kirchengruppe, mehrere Häuser auf, zierlich klein, in einer Art von Alpenstil, unten Stein, oben Holz, mit Balkonen, Vorbauen, Verandas; alle Holzbekleidung nicht bunt, aber kräftig und heiter gefärbt. Die drei Reisenden hatten ein „Hotel" erwartet, einen modernen, unheimlichen Riesenbau, und sahen eine reizende Häusergruppe, denn noch ein drittes, schlichteres stand tiefer am Abhang, durch kleine Gartenterrassen und Treppchen von den oberen getrennt. Zwischen dem ersten und dem zweiten Haus plätscherte, sehr überraschend in dieser Hochgebirgswelt, ein Springbrunnen, in den Garten hineingestellt; von oben, vom Berg, stürzte der Bach herunter, der offenbar diesen Springquell speiste.

Der Wagen hielt und sie stiegen aus. „Rupertihaus" stand über der Thür des ersten und schönsten Hauses; ein Dienstmädchen, das sie begrüßte, führte sie eine hölzerne Treppe hinauf. Geweihe hingen über den Thüren; schöne eiserne Zieraten fielen in die Augen. Es war, als seien sie aus Versehen in eine

Villa gekommen, in der sie nichts zu suchen hätten; Minna, etwas außer Fassung, flüsterte das Antonien zu. So waren auch die Zimmer, in die sie nun kamen: schöngefärbtes Holzgetäfel, reizende Unregelmäßigkeiten, Vorsprünge und Vertiefungen, hier und da altertümliche Oefen; aus allen Fenstern schöne Blicke. Auf einen großen Balkon tretend sahen sie die Kirche, nun nahe, in ihrem eigentümlichen schlanken Liebreiz, den hohen Turm neben das schmale gotische Schiff gestellt, und hoch darüber die „Gewaltigen" mit dem schneeigen Gipfel des Großglockners. Frau Minna lachte vor Vergnügen und Verwunderung auf; sie vergaß, daß sie den pommerschen Gutsbesitzer noch schonen wollte. „Es — es ist doch richtig?" sagte sie dann zu dem Mädchen, das sie führte, in halb verlegener Heiterkeit. „Dies ist ein Hotel?"

„Ja freilich," antwortete das Mädchen, nun auch erstaunt. „Das Rupertihaus."

„Na, dann ist's ja gut! — Dann ist für Ihr Album gesorgt, Fräulein Antonie; hier werden Sie wieder das Zeichnen kriegen. Fräulein Oberkellnerin, geben Sie uns drei Zimmer, die schönsten, die Sie haben; und sobald zu Abend gegessen wird, denken Sie an uns, lassen Sie uns rufen!" — —

Die hat sich über mein Schicksal geschwind getröstet, dachte Hugo, als er allein in seinem Zimmer stand — es sah thalhinab — und seinen kleinen, enggefüllten Koffer auszupacken begann. Ach, wenn nur diese alberne Verliebtheit nicht wäre — die ungefähr so viel Verstand hat wie ein betrunkener Mensch.

Sonst müßt' ich ja eigentlich eine ganz entschiedene Ahnung davon haben, daß es besser ist, sie nimmt mich nicht; daß ich mich doch geirrt und verrannt hatte ... Eine Ahnung hab' ich auch. Die ein Herz? Ein lebenslängliches sicher nicht. Aber die gottverlassene Verliebtheit, die Betrunkenheit! Wenn ich ihre Stimme höre, und wenn diese grauen, unergründlichen Augen — —

„Ach was!" rief er grimmig aus, seine Wäsche aus dem Koffer reißend und aufs Sofa streuend. „Du sollst dich wundern — wundern sollst du dich, Minna Weintraut, geborene Ebert, wie ich nun die andre suchen werd', die ‚richtige Frau Hoffmann'. Diesen Abend noch fang' ich an; jawohl, diesen Abend. Beim Nachtessen. Wer grade da ist. In die erste Beste werd' ich mich verlieben!"

Ungefähr in diesem Sinn, wenn auch nicht ganz so grimmig entschlossen, ging er denn auch die Treppe hinunter, als eine Glocke geläutet und obendrein das kleine Zimmermädchen zum Nachtmahl gerufen hatte. Die Bewohner der drei Häuser speisten alle im zweiten, jenseits des Springbrunnens. Hinter seinen Damen her, die ihn an ihrer Treppe erwarteten, trat er in das kleine Haus und in einen Speisesaal, der ihn wieder überraschte. Wieder nichts vom Hotel, nur Villa: die reizende Holztäfelung, die zierliche Kredenz, die kunstreiche, bemalte Standuhr, die farbigen und glänzenden Schüsseln, Schalen, Krüge oben an den Wänden. Neben einer gemütlichen Treppe, die von den Gastzimmern her in den Saal hineinführte, ver-

tiefte sich ein großer Erker, eigentlich ein kleines Gemach, in dem es gar heimlich und behaglich aussah und Zeitungen und Bücher einen Tisch bedeckten. Zuletzt ging der Saal (wenn man den Raum so nennen wollte) in eine Glasveranda über, die sich an der ganzen Rückseite des Hauses hinzog, mit freiem Blick in die Landschaft. Auch dort brannten die Lampen, und an kleineren Tischen hatten sich essende und trinkende Gäste angesiedelt.

„Hier ist's gut sein, scheint mir!" sagte Minna leise. Sie warf ihrem langen Germanen einen kindlich herzlichen Blick zu, der wohl sagen sollte: „Sieh nur, wie wir hier eingeladen werden, das Leben zu genießen; also genießen wir's, machen wir's uns nicht schwer!" Dann ließ sie sich am langen Tisch an der Fensterseite nieder, zwischen Hugo und Antonie. Sie hatte sich für die „Welt" geschmückt, aber nicht zu sehr; mit ihrer sanften Fülle sah sie doch wieder fast mädchenhaft und leider recht berückend aus. Dem armen Gutsbesitzer vergingen seine Gedanken an die „erste Beste". Er sah wohl einige Augenblicke umher, was für Augentrost da sein möchte; aber weder die Damen, die schon dasaßen, noch die, welche eben kamen, erschienen verliebenswert. Minna Weintraut, geborene Ebert, ließ sich noch nicht spotten. Hugo griff endlich zu seinem alten Landmannsmittel, zu Messer und Gabel, und warf sich aufs Essen.

Er war im Begriff, sich mit einem ihm noch fremden österreichischen Gericht anzufreunden, als die Thür über der hübschen Treppe ihm gegenüber auf-

ging und ein Paar erschien, das er aufmerksamer betrachtete. Eine schlanke junge Dame, nicht groß, aber von angenehmem Wuchs, mit frischen, fröhlichen Augen, stieg behend herunter; etwas langsamer folgte der junge Mann, eine auffallende, schöne Erscheinung, die in Hugo doch sofort einen unklaren Widerspruch erregte. Die gleichfalls schlanke Gestalt war in einen dunklen, leichten Sommeranzug, aber mit fast gesuchter Eleganz gekleidet; sogar der Schnitt der leuchtenden Manschetten fiel ins Auge, die feinen Perlmutterknöpfe daran und die Ringe mit farbigen Edelsteinen an den weißen Händen. Das Gesicht war etwas gebräunt, aber doch bleich; es hatte so aristokratische Formen und so schönes, seidiges, übrigens schlichtes braunes Haar, daß der Widerspruch in Hugo fast verflog. Es nahm sich aus, als sei die Treppe, der Erker, die Standuhr, alles für diesen Gast gemacht. Der junge Mann trat mit seiner Dame an den langen Tisch, grüßte mit einer leichten Verbeugung und nahm den drei Norddeutschen gegenüber Platz.

„Ich glaube, Sie sind erst diesen Abend gekommen," sagte er nach einer Weile zu Hugo, nachdem er ihn mit einem eigentümlich verschleierten und doch durchdringenden Blick gemustert hatte.

„Ja, vor ein paar Stunden," antwortete Hugo.

„Und wir sind ganz erstaunt!" nahm die immer gesellige (auch neugierige) Frau Minna das Wort, die sich eben in die Rubinen und Smaragde an des andern Händen und in seine geistreichen braunen Augen vertiefte. „Hier am Ende der Welt, dreizehnhundert

Meter hoch, so ein Wirtshaus — — ein Wirtshaus, das gar keins ist!"

„Da sagen Sie das rechte Wort," erwiderte der andre lächelnd. „Gott sei Dank, es ist keins! Das erste dieser Art, in dem ich unterkomme! Wir sind nun schon zwei Tage hier; mir gefällt es so, daß ich mich fast mit dem Hochgebirg aussöhne. Kein Portier, keine Kellner — — nun, das hat man auch anderswo; aber wo hat man diese geschmackvolle Gemütlichkeit, dieses ästhetische Zuhausesein? Das ist mir was Neues. Jedes Stück Möbel, jede Wand ist angenehm anzusehn. Auch die Kellnerinnen thun nicht weh, wenn sie auch keine Grazien sind. Und die Köchin ist ein ganz entschiedenes Talent! — Dabei sanfte, milde Preise. Kurz — auf der Welt ist ja immer ein ‚leider' dabei — kurz, leider ein Unikum!"

„Wie kommt denn das hierher?" fragte Minna.

„Ich höre, das Ganze fing als Villa an; wenigstens das Haupthaus. Dann ist so nach und nach eine Gruppe daraus geworden, ‚Hotelpension'. Mehr weiß ich Ihnen auch nicht zu sagen; ich hab' meine Weisheit von der kleineren Kellnerin da, die eben in die Veranda huscht."

„Erlauben Sie," fing jetzt Fräulein Antonie an; sie errötete, wie es ihr zu ihrem Verdruß oft geschah, wenn sie einen neuen Menschen zum erstenmal ansprach. „Dieses Wirtshaus, sagten Sie vorhin, gefällt Ihnen so, daß es Sie fast mit dem Hochgebirg aussöhnt. Verzeihen Sie — das versteh' ich nicht. Aussöhnen ... Ja, lieben Sie denn das Hochgebirg nicht?"

Der Fremde lächelte, noch feiner und liebenswürdiger als vorhin. „Darüber spricht sich schlecht; besonders im Hochgebirg. Die Herrschaften reisen ja nicht hierher, weil sie eine Abneigung dagegen haben. Und es klingt alles so anmaßend und so spaßverderbend, was man in so 'nem Alpenwirtshaus in der Sache vorbringt. Also denken Sie lieber, ich hätt' nichts gesagt!"

„Nein, nein!" rief nun Minna aus, die sich eben in die Leistungen der Köchin vertieft hatte; ihre Lippen und ihre Augen glänzten. „So niedrig müssen Sie uns doch nicht stellen, daß Sie unsre Hochgebirgsgefühle schonen wollen. Wir reisen überall herum; und wir bemühen uns, alles zu verstehn. Schonung wollen wir gar nicht; wir sind nur für Belehrung dankbar. Und Sie sehn so aus —"

Frau Minna hielt inne. Der Blick der schönen Augen gegenüber verwirrte sie etwas. So unerschrocken sie gewöhnlich war, es schien ihr in diesem Augenblick doch, als ob sie dem wildfremden Herrn etwas zu gemütlich Schmeichelhaftes sagen wollte.

„Bitte, wie seh' ich aus?" fragte der Fremde mit seinem entwaffnenden Lächeln.

„Nun, als könnten Sie einen belehren," antwortete Minna etwas trocken. „Also bitte, sagen Sie alles!"

„Es ist ja alles Gefühl, gnädige Frau; der eine fühlt so und der andre so. Ich hab' die Ebene lieber als die hohen, einengenden, oft klotzigen und klumpigen Berge; mir ist im Flachland freier, malerischer,

künstlerischer zu Mut. Ein stilles Wasser, in dem sich der Himmel und die Wolken spiegeln, ein paar schöne Bäume, 'ne Herde, 'ne kleine steinerne Brücke, Morgenlicht oder Abendlicht — da sind Gegensätze genug. Werfen Sie noch einen erratischen Block hinein — so ein tüchtiges Stück Granit, fünf, sechs Meter hoch — das thut da denselben Dienst wie hier der Großglockner! Sie liegen am Fuß dieses Blocks im Gras, schauen hin, wie die Abendsonne den Fels rot oder goldig macht, und haben ein ganzes Gebirg in der Seele. Dabei liegt aber der ganze Himmel um Sie her und eine Welt von Wolken, bis in die fernste Ferne. Können Ihre Alpen das? — — Aber ich will sie Ihnen ja nicht verleiden; um Gottes willen. Was würd' auch aus diesem Rupertihaus. Im Rupertihaus ist's gut!"

Er hatte sich weißen Wein in sein Glas gefüllt und trank es aus, wie wenn er auf das gute Wirtshaus tränke.

Frau Minna, die einem so schönen und interessanten Mann gewiß nicht mißfallen wollte, nickte nachdenklich, als stimme sie ihm zu. Hugo legte aber Messer und Gabel nieder; „entschuldigen Sie!" nahm er mit einer leisen Ironie das Wort. „Wenn ich fragen darf: warum sind Sie dann doch hier, im Gebirg? dreizehnhundert Meter hoch?"

Der Fremde sah mit heiterem Achselzucken auf seine Dame; „ce que femme veut!" erwiderte er. „Was will man da machen?"

„Er ist nämlich der beste Bruder," setzte die junge

Dame hinzu, die bisher, aus Bescheidenheit oder aus Hunger, sich mehr mit ihrem Teller beschäftigt hatte. „Ich bin in dem Punkt so anders als er — ich wollte so gern ins Hochgebirg; recht auf Berge klettern. Und der Vernünftigere, wie er sagt, gibt nach. Und so sind wir hier!"

In ihrem Lächeln sah man jetzt die Aehnlichkeit der Geschwister, die sich sonst nicht aufdrängte. Sie hatte dunkleres Haar als er und fast auch dunklere Haut, dazu aber bläuliche Augen, die ins Grüne spielten; ein reizender Widerspruch. Sie sah fröhlicher aus als er; schöner war der Bruder.

„Da Sie nun schon wissen, daß wir Geschwister sind," sagte der Fremde, „so will ich uns doch vorstellen. Werner und Christine Ringhof. Aus Hessen, am Mittelrhein."

Minna nannte ihren und ihrer beiden Begleiter Namen.

Hugo neigte sich vor: „Wenn Sie mehr die Ebene lieben, dann würd' es Ihnen wohl bei uns gefallen. Hinterpommern — man spricht sonst nicht mit großer Achtung von Hinterpommern — aber ich kann Sie versichern, das Land hat seine Reize! Da sind unzählige solche Wasser, wie Sie sie meinen, und —"

„Mag wohl sein," unterbrach ihn Herr Werner Ringhof. „Ich glaub's. Da — fehlt nur wieder andres."

„Was denken Sie, daß da fehlt? Die Gegend, in der wir wohnen, weiter nach Osten, die ist fast romantisch. Mein Gut hat leider nicht viel davon,

das der Frau Weintraut schon mehr; aber wenn Sie zum Beispiel zu ihrer Schwester kämen! Da ist Berg und See und Wald, alles wunderschön."

„Ich glaub's, werter Herr," sagte Werner Ringhof lächelnd. „Aber — — Sie sind Gutsbesitzer; Landwirt, nicht wahr? Ich dacht' es. Sie entschuldigen: ein sehr ehrwürdiger und nützlicher Stand; aber malerisch macht er die Erde nicht. Er baut Weizen, Roggen, Kartoffeln, Rüben; in Hinterpommern natürlich so gut wie anderswo. Sehn Sie, da nützen mir dann ‚Berg und See und Wald' bei der Frau Schwester nicht viel. Rund herum, wohin ich auch käme, würd' ich wieder diese nützlichen Produkte finden: Weizen, Roggen, Rüben und Kartoffeln!"

Hugo riß die großen Augen noch größer auf. „So ein Weizenfeld finden Sie also nicht schön?"

„Ich bin so frei!"

„Nicht schön! Wenn über so ein goldgelbes, hochstehendes Feld ein frischer Wind geht, und die Sonne scheint drauf —"

„So freuen Sie sich, daß Ihnen das Korn nicht verhagelt oder mißraten ist, daß Sie 'ne gute Ernte zu erwarten haben, und Sie sagen in Ihrem dankbaren Gemüt: wie schön! Ueberhaupt, Ihnen wird alles schön, was gleichsam zu Ihnen gehört, was Ihre Arbeit lohnt, was Ihren Beruf erfreulich macht; das ist ja natürlich. Aber nun denken Sie, es kommt ein Landschaftsmaler; oder ein — — ein schönheitshungriger Müßiggänger wie ich. Der Landschaftsmaler und ich, wir verstehen nichts von der Land-

wirtschaft; uns fehlt daher auch das dankbare Gemüt. Dafür lechzen wir nach Malerischem, nach alledem, was wirklich schön ist. Und nun sehen wir landauf, landab Kornfeld hinter Kornfeld; etwas Wiese, etwas Wald — dann wieder Kornfeld hinter Kornfeld — oder Kartoffelkraut, Rübenkraut. Ach, mein werter Herr! Dann zieh' ich noch fast die Gletscher vor, die doch auch nicht die reinste Augenweide sind!"

„Verzeihen Sie," erwiderte Hugo, der sich zu ereifern anfing, „das versteh' ich nicht. Es ist ja Wind und blauer Himmel und Sonne dabei! Gehn Sie einmal an so einem wogenden Weizenfeld hin —"

„Ja, das thu' ich, werter Herr. Und da hab' ich nur einen Augentrost: die roten Mohnblumen, die Feuerblumen, die im Weizen stehn. Wenn recht viele —"

„Die Feuerblumen!" rief Hugo aus. „Die sind ja Unkraut!"

„So sagen Sie, als Landwirt. Mich lächeln sie als eine Aufheiterung an, wenn ich an dem Weizenfeld hingehe. Mir wird wohler, wenn mir recht viele davon in die Augen leuchten; und die blauen Kornblumen dazwischen, die sind auch nicht übel. Mit dem gelben Korn zusammen —"

„Sie werden aber doch nicht ganz vergessen, daß das schädliches Unkraut ist!"

„Unkraut! Unkraut!" — Werner schüttelte seinen schönen Kopf; eine Haarsträhne fiel ihm dabei in die weiße Stirn. „Entschuldigen Sie, das klingt so, als hätte der liebe Gott am botanischen Schöpfungstag —

es war ja wohl der dritte — Kraut und Unkraut gemacht. Er schuf ja aber doch nicht bloß für die Gutsbesitzer. Ihnen sind die Feuerblumen ‚schädlich‘, wie Sie sagen, Sie ernten weniger Korn; mir machen sie dagegen Vergnügen, mir verschönern sie die schnöde Welt. Ueberhaupt — wenn Sie erlauben — ich hab' eine Schwäche für die Feuerblumen; ich meine Feuerblumen in jeder Gestalt. Ich meine alles das, was die nützlichen Leute unnütz oder schädlich nennen, weil es ihnen nicht paßt!"

„Zum Beispiel?" fragte Hugo, dem angenehm gereizt zu Mut wurde; seine überfüllte und bedrückte Seele sehnte sich nach Entladung.

„Nun, zum Beispiel — — aber wir brauchen's ja nicht in der Natur zu suchen. Zum Beispiel die menschlichen Feuerblumen; die sogenannten Müßiggänger, die Ueberflüssigen, die nicht Nützlichen — die dafür was andres sind. Die Feinschmecker, die mehr im Schönen leben, die Aesthetischen — oder wie Sie diese Menschenklasse nennen wollen. Ich kann nicht leugnen, für die hab' ich ein Herz!"

„Ich nicht," warf Hugo möglichst gelassen hin.

„Sie nicht?"

„Nein. Warum? Die sind doch auch — — ‚Die Ueberflüssigen‘, haben Sie selbst gesagt. Na, das ist doch schlimm genug, wenn man überflüssig ist."

„Vielleicht hab' ich's nicht so schlimm gemeint," sagte Werner lächelnd. „Vielleicht glaub' ich eher ans Gegenteil."

„Verzeihen Sie: das versteh' ich nun wieder nicht!

Sie sagten auch: Müßiggänger; damit ist doch eigentlich alles gesagt. Ich versteh' nicht, wie man sein Leben lang müßig gehn und sich dabei für einen richtigen Menschen halten kann. Für **mich** sind diese Leute —"

Hugo hielt nun doch inne. Er sah, wie das aristokratische Gesicht da drüben sich rötete, und seine Gutmütigkeit regte sich.

„Was sind diese Leute?" fragte Werner ruhig, aber indem ihm ein hochmütiges Lächeln um die Lippen flog.

Hugo versuchte auch zu lächeln; es kam aber nicht so frei heraus. „Ich spreche nur als pommerscher Gutsbesitzer. Für so einen Hinterwäldler sind sie auch ein Unkraut!"

„Aber —! Aber —!" rief Minna aus.

„Lassen Sie ihn nur, gnädige Frau," entgegnete Werner, der eine seiner feingeformten Hände etwas kokett in der Luft bewegte. „Herr Hoffmann ist nur konsequent: was nicht nützt, nimmt dem Nützlichen den Platz weg, also ist es Unkraut! ob Mensch oder Blume! — Ich hab' aber den Verdacht, daß all diese Feuerblumen, in Pflanzen- oder Menschengestalt, mit **großer Absicht** geschaffen sind —"

„In welcher Absicht?" warf Hugo dazwischen.

„Um die Welt nicht trostlos **langweilig** zu machen; das ist meine Meinung! Es ist ja etwas Herrliches um die nützlichen Geschöpfe, sowohl um Weizen und Hafer, als um die Weizen- und Hafermenschen, damit ich das Wort einmal gleichnisweise

gebrauche; aber — sehr unterhaltend sind sie in der Regel nicht! Es fehlt ihnen das — ja, wie soll ich sagen — — es fehlt ihnen das impertinent leuchtende Rot, das lasterhaft fidele; es fehlt ihnen dieser gewisse sorgenlose Reiz, dieses erfrischende Parfum der schönen Ueberflüssigkeit, dieses luftig geistig Leichte — — ja, wie beschreibt man das. Nehmen Sie aus dem Acker die Feuerblumen und aus der Gesellschaft die ‚liebenswürdigen Schwerenöter‘, die reizenden unbeschäftigten Frauen, die geistreichen Nichtsthuer weg, und die Welt wird zum Gähnen nützlich!“

„O, wie haben Sie recht!“ rief Minna, deren Wangen immer wärmer glühten. „Gott sei Dank, Sie sprechen das einmal aus, was ich immer fühle, was ich immer sagen möchte; ich kann's nur nicht so.“

„Ich kann's auch nicht, gnädige Frau. Das liegt wohl zum Teil in der Sache: das Allerletzte und Allerfeinste, das geht nicht in Worte. Vielleicht versteht mich auch nur, wer selber ein bißchen Feuerblume ist; ich bin's jedenfalls. Ich gehör' zum Unkraut. Ich schäme mich dessen nicht. Wie sagt der ernste, ehrenwerte, feierliche Schiller? Gemeine Naturen zahlen mit dem, was sie thun, edle mit dem, was sie sind. Das ist ein gutes, tröstliches Motto für die Feuerblumen! Damit kann man sich gegen die Gutsbesitzer halten!“

„Bravo! bravo!“ rief Minna. „Ich bin auch dabei. Ich gehöre ganz entschieden zu den Feuerblumen. Das gefällt mir von diesem Schiller.“ Sie

hob ihr Glas und hielt es zu Werner hinüber. „Es lebe Schiller und es leben die Feuerblumen!"

Werner zögerte, mit ihr anzustoßen; er sah, daß die andern Tafelgäste sich dem lebhaft gewordenen Gespräch zugewendet hatten; einige lächelten. Es war ihm nicht angenehm, aufzufallen. Die junge Frau blickte ihn aber mit so reizend warmen Augen und so auffordernd an, daß auch seine Hand sich hob. Die beiden Gläser klangen zusammen.

Nun ja! dachte Hugo, indem er sich auf die Lippe biß. „Verwandte Seelen finden sich" : . . Und dieses schöne Unkraut wollt' ich durchaus in meinen Acker verpflanzen! — Er erbitterte sich mit einer Art von Wollust gegen seine Nachbarin; die grünlich bläulichen Augen der jungen Dame drüben leuchteten ihm dabei sonderbar fragend oder forschend entgegen. Ihr frisches Gesicht gefiel ihm mehr und mehr; ihm mißfiel nur, daß sie die Schwester dieses „geistreichen Nichtsthuers" war, den er in diesem Augenblick haßte. „Na, und Sie, mein Fräulein?" entfuhr ihm plötzlich. „Sie haben ja nicht mit angestoßen. Schwören Sie denn nicht auch zu den Feuerblumen?"

„Ach nein," antwortete Fräulein Christine treuherzig. „Das heißt, ich war einmal gar nicht weit davon; — wenn man einen so gefährlichen Bruder hat, der einem alles so einleuchtend macht. Aber — ich will doch nicht. Ich will mich auf der Welt nützlich machen — irgendwie — ich weiß noch nicht, wie!"

„Gott sei Dank!" rief Hugo aus. Die drei Worte brachen ihm so herzhaft aus der Brust hervor, daß

die andern lachen mußten; sogar Werner, der Bruder, lachte mit. Sein Lachen kam ungezwungener und heiterer heraus, als Hugo gedacht hätte; auch klang es gut, die Stimme war so angenehm.

Der Gutsbesitzer kränkte sich, daß dieses bleiche Unkraut sich vornehmer und männlicher benehmen sollte als er, der „Nützliche". Mit einer plötzlichen Bewegung stand er auf. Die Stimme dämpfend sprach er über den Tisch hinüber: „Ich dank' Ihnen, Herr Ringhof, daß Sie die Sache so heiter nehmen. Ich fürchtete schon, ich hätt' Ihnen den Humor verdorben — der doch das Beste vom Leben ist. Uebrigens, was meine Aeußerungen betrifft, nehmen Sie die, bitte, nicht zu schwer. Ich werd' bis jetzt mit meinem Acker besser fertig als mit meinen Reden: da wächst mir noch so leicht Unkraut dazwischen."

Werner lachte wieder. Er erhob sich auch und streckte seine rechte Hand über den Tisch. „Sie haben recht, Herr Hoffmann: der Humor ist das Beste. Uebrigens, was Sie in Ihren Reden Unkraut nennen, das nenn' ich ja Feuerblume!"

IV.

Erst in tiefer Nacht kam Hugo in unruhigen Schlaf; erst am späten Morgen erwachte er. Ihn weckte ein klapperndes Geräusch, das er in der Frühe schon einmal gehört und dann überschlafen hatte; als er aufsprang und ans Fenster trat, erkannte er, daß dieses hölzerne, taktmäßige Klappern von einer der vielen kleinen Holzhütten kam, die den Berg hinab einen Gießbach begleiteten. Das Wasser schäumte gegen etwas, das sich hurtig drehte; mehr konnte er nicht sehn. Sind das alles Mühlen? dachte er. Wem gehören die? Warum denn so viele? — Die Fragen hielten ihn jetzt nicht fest; der gestrige Abend stand wieder vor ihm, der sich nach dem Feuerblumengespräch noch so lang gedehnt hatte. Die Gäste waren alle fort, die Fünf hatten noch immer geplaudert; — wovon eigentlich? dachte er. Mir geht alles wirr durch den Kopf. Dieses Mädel, dieses Fräulein Christine hat mir sehr gefallen! Das ist frisches Blut. Rheinländisches — aber dabei so vernünftig, so gediegen, scheint mir. — Wahrhaftig und Gott, das ist komisch: ich hatt' doch ganz vergessen, daß ich mich aus Trotz in die erste Beste verlieben wollte; und gewissermaßen — wie mir's nun vorkommt — ist's dann doch geschehn!

Er staunte über diesen Abgrund seiner flatterhaften Seele; er lächelte; dann schüttelte er ernsthaft den Kopf. Ein Mißgefühl kam dann hinterdrein: er sah Frau Minna vor sich, wie sie mit dem „interessanten Mann" kokettierte. Förmlich in demselben Maß, wie Hugo sich für Fräulein Christine erwärmte, hatte Minna Weintraut sich für die Ansichten und Gefühle des Herrn Ringhof begeistert. Die beiden hatten ja wohl noch gar ein Lied zusammen gesungen, ganz zuletzt, mit gedämpfter Stimme. Was denn für ein Lied? — Ihm war's ganz entfallen. Der Wein, der Aerger — und die Verliebtheit ...

„Dummes Zeug!" begehrte er nun auf. „Verliebt! Das Mädel ist nett; weiter nichts! — Aber anziehn muß ich mich. Um Zehn wollten wir ja zum Wasserfall gehn, wir Fünf miteinander. Weizen und Unkraut vertragen sich. Das hätt' ich gestern nicht gedacht, als die ihre Treppe herunterkamen ..."

Es war wieder ein schöner, sonniger Tag, in dieser Höhe nicht zu warm; die Luft lag härter und fester um den Menschen her, der sanfte Wind kam von Norden und schien den erfrischenden Atem der Gletscher in das Thal zu tragen. Um zehn Uhr, überraschend pünktlich, standen die fünf neuen Bekannten beim Rupertihaus auf der Fahrstraße und schlenderten dem wenig entfernten unteren Möllfall zu. Werner Ringhof hatte von der ersten Kellnerin, der sogenannten „Serviererin", erfragt, daß man diesen Wasserfall am besten vormittags besuche, weil die Sonne dann so hübsch in ihn hineinscheine, Regen-

bogen mache. Unten, seitab, floß die Möll, diesem ihrem Fall zu, von ihrem hochgelegenen, unsichtbaren Gletscher her; die Fahrstraße schwebte höher am Berg, mit freiem Blick thalauf und thalab. Die Getreidefelder, unten und auf den Abhängen zwischen Wiesengrün verstreut, grünten selber noch, sie reiften hier so viel später als im Unterland. Hoch über den Wanderern, wie in den Himmel hinein, glänzten schön gebräunte Bauernhäuser in der Spätmorgensonne. Frau Minna, die Heiterste, wie so oft, stimmte für sich ein Liedchen an, ein tirolisches oder steirisches, das sie vordem im Gebirg gelernt hatte, und verstieg sich zuletzt in einen kunstvollen Jodler, der ihr nicht recht glückte.

Sie waren nicht mehr weit vom Fall, ohne es zu wissen, als über ihnen am Berg ein Knistern und Rascheln anfing und eine menschliche Gestalt sich geschwind herabbewegte; anfangs war nicht zu erkennen, wie. Nach einer Weile sahen sie, daß ein Mann über einen langen grünen Abhang niederrutschte, mit einem Bergstock steuernd, wie es schien; wie die Knaben auf ihren bergab fahrenden Schlitten mit der Pike steuern. Als der Abhang bei einer Baumreihe in Geröll und unbebauten Acker überging, sprang der Mann auf und in unheimlich großen Sätzen vorwärts, auf die fünf Wanderer zu. Unten an der Fahrstraße erwartete ihn noch eine steile Böschung, in zwei Absätzen aufgemauert; die bekümmerte ihn aber nicht. Er that noch zwei mächtige Sprünge und war auf der Straße.

Verwundert, die Damen mit verhaltenem Atem,

sahen sie ihn an. Er erschien ihnen nun viel kleiner als vorhin; eine kraftvolle, aber untersetzte Gestalt, in dicker, verwetterter Lodenjoppe und kurzer Lederhose über den nackten Knieen. Schöngefärbte Strümpfe, feste Nägelschuhe, ein zerknittertes, uraltes Hütchen, ein offenes Wollhemd bedeckten den übrigen Menschen. Unter diesem „Jagerhut" zeigte sich aber, ganz unerwartet, ein feingeschnittenes, geistig ausgearbeitetes Gesicht. Es glühte von der raschen Bewegung, Schweiß tropfte nieder; auch so war es aber ein anziehender Kopf, gutgeformt, beinahe schön. Die starken, schwarzen Brauen, der auffallend dunkelrötliche, langgezogene Schnauzbart unter einer feinen Nase, der kühne Ausdruck des prachtvoll gebräunten Gesichts sprachen auf den ersten Blick. Der junge Mann — denn jung mußte er noch sein, trotz der entschiedensten Männlichkeit — sah wohl, wie erstaunt und wie eifrig er betrachtet wurde; er begann zu lächeln. Dann zog er seinen Hut.

Die andern grüßten nun auch. „Sie erlauben," sagte Werner sehr artig: „Sie sind in dieser Gegend zu Hause, wie es scheint. Möchten Sie uns sagen, ob wir zum Möllfall richtig gehn?"

„Gewiß," antwortete der Bergspringer. „Sie gehn den gradesten Weg."

„Und sind wir bald dort?"

„Da ums Eck, dann von der Straß' einen kleinen Fußweg hinunter; Sie werden ihn schon sehn. Sie werden auch den Fall schon hören. Fünf, sechs Minuten, dann sind Sie dort."

„Ich dank' Ihnen."

„Bitte!“

Der junge Mann hatte in angenehm österreichischer Färbung, mehr wie ein Wiener, gesprochen; er grüßte nun noch einmal mit dem abgelebten Hut. Dann ging er mit raschen Schritten den Heiligenbluter Häusern zu.

Fräulein Christine sah ihm eine Weile nach; länger als die andern. Ein drolliger Seufzer kam ihr zuletzt aus der Kehle. „Das wär' mein Ideal!“ sagte sie, zu Minna gewendet. „So möcht' ich auch herumgehn; und so über die Berge kraxeln.“

„Wie der Springer da?“ entgegnete Minna und lachte.

„Mit so 'nem unwahrscheinlichen Hut?“ setzte Werner hinzu. „Und mit der Joppe aus Maria Theresias glorreichen Zeiten?“

Christine nickte. „Grad' so!“

Der Bruder lachte nun auch. Hugo lächelte.

Ihm gefiel das wieder. Ihm gefiel wieder alles, was das Fräulein diesen Morgen sagte. Und ihn freute „diebisch“, daß es ihn so freute; daß er sich so frei von der koketten Schlange, von der Zirknitzgrotte, von all seinen gestrigen Gedanken fühlte.

Sie kamen auf den Fußweg, der zum Fall abwärts führte; hier wunderten sie sich nun freilich, wie gut dieser Berghupfer von ihrer Schwindelfreiheit gedacht hatte. Der Pfad lief an einem schmalen, bedenklich steilen Grat hinab; rechts ging es felsig jäh zu der Schlucht der stürzenden Möll hinunter, links an einem grünen, grasigen Abhang, auf dem man

sich aber auch den Hals brechen konnte, wie Werner meinte, „wenn man etwas Glück hatte“. Glatte Baumwurzeln liefen über den Weg; noch glatter war der schwärzliche Staub des Thonschiefers, der, mit Lärchennadeln gemischt, den Pfad bedeckte. Minna stieß, während sie abwärts stiegen, ein paarmal einen ihrer kleinen Evaschreie aus; sie war aber tapfer, schon aus Eitelkeit, um der männlichen Feuerblume zu gefallen, verbat sich jede Hilfe und kam glücklich, stolz, auf den geschützten ebenen Grat, zu dem, wie sie nun entdeckten, noch ein bequemerer Weg führte. Fräulein Christine war keck und sicher geklettert; Antonie an Hugos Arm, der freilich auch mit einem leichten Schwindelgefühl gekämpft und sich über diese „pommersche Schwäche“ im stillen geärgert hatte. Der „Aristokrat“ hatte offenbar nichts derart verspürt; er stieg leicht, gleichsam elegant hinunter. Bei einer schlanken Lärche am Weg, die eine Inschrift trug, blieben sie nun stehn. Der Fall brauste aus gleicher Höhe wie sie, zwischen engen, wilden Felsen, in die Tiefe nieder. Der Anblick war schön, weil das Spiel der einfallenden Sonnenstrahlen ihn wunderbar verklärte; es nahm sich aus, als stürze der Schaum — denn man sah eigentlich nur Schaum — auf einen Regenbogen hinunter. Weiter als Farbenspiel schien da unten nichts zu sein; das geblendete Auge bemerkte einstweilen nur den Regenbogen und kein Wasser mehr.

„Siehst du wohl, wie schön das ist!“ sagte Christine zu ihrem Bruder; in ihrem Ton lag die Freude:

ich hab' dich doch nicht umsonst ins Gebirg gelockt! Der nur wenige Fuß breite Rücken, auf dem sie standen, war auf beiden Seiten durch ein hölzernes Geländer gesichert; hier konnte man in Ruhe genießen. Um noch besser zu sehn, trat das Fräulein einen Schritt zurück, lehnte sich recht behaglich an die Holzstange, die von Pfahl zu Pfahl lief, und schaute in das brausende, donnernde Licht- und Wasserspiel. Ihre schlanke Gestalt legte sich aber doch zu sorglos fest auf das verwitternde Bäumchen . . . War nun das Holz vermorscht, ohne daß man darauf geachtet hatte, oder hatten sich die Nägel am Pfahl gelockert: Christinens Rücken hatte plötzlich keine Stütze mehr, es krachte etwas hinter ihr. Sie schwebte einen Augenblick haltlos in der Luft, dann stürzte sie rücklings den grasigen Abhang hinunter.

Ihr entfuhr kein Schrei; war sie vor Schreck erstarrt? Hugo sah sie aber fallen, er stand neben ihr. Vom ersten Entsetzen fast gelähmt, streckte er doch die Hand nach ihr aus; er griff jedoch ins Leere. Im nächsten Augenblick hatte er sich gefaßt, wie es seine Art war. Wie man aus irgend einer Höhe ins Wasser springt, warf er sich ihr nach, zwischen ein paar Lärchen durch. Was ihm geschah, was er that, ward ihm nicht bewußt; ihm war nur dunkel, als flöge er über sie hinweg. Plötzlich fühlte er einen Baumstamm vor sich, den er umklammerte; und eine schwere Last prallte heftig gegen seinen Rücken. Er hielt aber stand. Aus irgend einem zweckmäßigen, unbestimmten Gefühl sank er in die Kniee; so konnte auch die Last hinter

ihm zur Ruhe kommen. Als er seinen stark erschütterten Körper zu wenden vermochte — Sekunden erscheinen da wie Minuten — lag das Fräulein, offenbar besinnungslos, mit Kopf und Schultern und Armen wie in ihn hineingeschmiegt; sie war leichenblaß. Er hob ihren Kopf, der nach unten gesunken war, und legte die Hilflose besser gegen seine Brust. Ihn selbst hielt der Baumstamm, so daß er nicht weiter hinunterrollte. Ihre Gestalt war so schwer, so tot, daß ihm ein gräßlicher Gedanke kam; „mein Fräulein! mein Fräulein!" sagte er, selber noch halb wie im Traum. „Hören Sie mich? Wie ist Ihnen?"

Sie gab keine Antwort, rührte sich auch noch nicht; er fühlte nun aber das warme Leben in ihr. Der Bruder kam eben den Abhang herunter, seine Fersen möglichst tief und fest in die Erde setzend; oben, neben dem zerbrochenen Geländer, rang Frau Minna die Hände. „Was ist?" rief sie aus. „Wie steht's? wie steht's?" Was sie eigentlich fragen wollte, wagte sie nicht auszusprechen.

Es verging noch einige Zeit, bis sich die blasse Christine regte. Sie sah neben sich die beiden Männer knieen, die nun bleicher waren als sie, da in des Mädchens Gesicht die Farben langsam wiederkehrten. In Werners unruhig fragende, zärtlich gute Augen starrend versuchte sie ihn anzulächeln. Sie erkannte, wo und wie sie lag. „Ihr habt mich gerettet; oh!" hauchte sie. „Wie habt ihr das gemacht?"

„Fühlst du Schmerzen?" fragte Werner dagegen. „Ueberhaupt, wie fühlst du dich?"

„Recht gut," antwortete sie mit noch schwacher Stimme, nach einigem Besinnen. „Ich glaub', mir ist nichts geschehn. — Ich kann jedes Glied bewegen, siehst du. — Ihr habt mich gerettet!"

„Ich leider nicht," sagte Werner mit einem traurigen Lächeln. „Das hat Herr Hoffmann allein gethan. Mit Gefahr seines eigenen — — Herr! ich danke Ihnen!"

Hugo hob abwehrend die Hand. „Mit Gefahr? Das wüßt' ich nicht. Es ging ja nicht drüben den Fels hinunter; nur den Abhang hier."

„Herr, Sie stürzten sich wie ein Wahnsinniger — — ich begreif's noch jetzt nicht, wie Sie an meiner Schwester vorbei oder über sie hinüberkamen. Ich begreif' es nicht!"

„Es wird wohl mit natürlichen Dingen zugegangen sein," sagte Hugo lächelnd.

Jetzt fühlte er aber, wie sich Christinens lieblich warme Hand auf die seine legte, und es überlief ihn ein ganz eigen wohliges Gefühl. „Ach, Sie müssen nun nichts mehr sagen," sprach sie mit einer weichen, süßen Stimme. „Sie haben mich gerettet. Ich dachte ja, wie ich rücklings wegstürzte: nun ist's aus mit mir. — Ich dank' Ihnen! Mein Retter!"

V.

Eine halbe Stunde später war Fräulein Christine aufrecht auf dem Heimweg; zwischen Werner und Hugo, von beiden geführt, ging sie auf einem unteren, ebenen Fußpfad hin, zu dem man sie vorsichtig hinabgeleitet hatte. Langsam und bequem stiegen sie dann zur Fahrstraße hinauf, wo Minna und Antonie schon warteten: die beiden waren auf dem Grat geblieben und auf dem besseren Fußweg zur Straße zurückgekehrt.

Christine schritt tapfer aus, so männlich wie sie irgend konnte; ihr möglichst heiteres Gesicht verzog sich aber doch mehr und mehr; endlich mußte sie bekennen, daß das rechte Knie empfindlich schmerzte, und immer stärker, je länger sie ging. Werner geriet in Sorgen; er blieb mit ihr stehn. „Wo schmerzt es?" fragte er. „Im Gelenk?" — Sie zuckt die Achseln. Sie weiß es nicht. — „Mit so einem Knie ist nicht zu spaßen . . . Kind, was soll man machen? Weit und breit kein Wagen zu sehn. Wollen wir hier bleiben und warten, bis du fahren kannst?"

„Um Gottes willen!" rief das Mädchen. „Nur weil's etwas weh thut. Eine Viertelstunde, dann sind wir zu Haus; so viel kann ich ja doch noch gehn. Ach, ärgert mich nur nicht noch mehr; ich bin schon

so wütend, daß mir das geschehn mußte — mir, grade mir! Dem ‚Bergfex', wie du sagst. In der Ebene, wirst du dann sagen, wär' uns das nicht begegnet ... So, nun hat das Knie genug ausgeruht, und nun gehn wir weiter!"

Werner weigerte sich; aber so viel jünger sie war, sie hatte auch ihren festen Willen. Sie zog ihn fast stürmisch, und ihren andern Führer sanfter mit fort. Zuweilen sah sie diesen plötzlich von der Seite an, mit einem rührend dankbar bewundernden Blick. Der Bruder hatte ihr erzählen müssen, ausführlich und noch ausführlicher, wie das alles zugegangen, wie der Herr Hoffmann ihr nachgestürzt sei, sie gerettet habe. Von Zeit zu Zeit rührte sich nun ihr Arm in Hugos Arm, mit jungfräulicher Schüchternheit, aber doch lebendig; „ja, das haben Sie gut gemacht," sagte sie dann etwa leise zu ihm hin. Oder: „Ich dank' Ihnen so sehr. — — Eigentlich schäm' ich mich. Aber ich dank' Ihnen doch so sehr!"

Als sie endlich das Rupertihaus erreicht hatten und in Christinens Zimmer standen, war sie ganz erschöpft und verbarg es auch nicht mehr; sie sank auf ihr Sofa, streckte sich aus und schloß die Augen. „Ich hab' mich auch an Ihr Orakel, die Serviererin, gewendet," sagte Frau Minna zu Werner; in ihrer gutherzigen Geschäftigkeit war sie vorausgeeilt. „Sie sagt, ein Arzt ist hier, zufällig; er wohnt im unteren Haus. Er sei eine Weile oben in den Bergen gewesen, aber grade wiedergekommen. Da hab' ich sie denn hingeschickt, ihn herauf zu bitten."

„Besten Dank!“ erwiderte Werner, dessen Augen mit einem liebevoll weichen Blick auf der scheinbar schlafenden Schwester ruhten. „Ich bin ja nicht in Sorgen — aber wer kann wissen!“

Früher, als er gehofft hatte, klopfte es an der Thür. Christine öffnete die Augen. Werner rief Herein. Zu seiner Ueberraschung trat der Mann in der „Joppe aus Maria Theresias Zeiten“ ins Zimmer; den unwahrscheinlichen Hut hielt er in der Hand. Das Wollhemd war jetzt über der Brust und am Hals geschlossen; sonst hatte sich nichts geändert. Er grüßte mit einer schlichten Verbeugung und trat auf Frau Minna zu.

„Sie haben gewünscht, gnädige Frau,“ sagte er mit seinem gemütlichen Baß. „Sie oder —“

Er blickte auf Christine, die sich aufrichtete.

„Ja, ja — allerdings,“ antwortete Minna verlegen; ihre Geistesgegenwart verließ sie diesmal. „Das heißt — wir wünschten einen Arzt — einen Doktor — für das Fräulein da.“

Der Bergspringer lächelte. „Der bin ich, gnädige Frau. Ich schau' nicht so aus; bitt' sehr um Vergebung. Ich sollt' gleich kommen, hat man mir gesagt. Da bin ich denn ohne alle Umstände — — Die Hauptsach' ist ja das Helfen beim Doktor.“

„Ja, gewiß, gewiß! Wir danken Ihnen sehr. Es ist nur — — ich hätt' nicht gedacht — —“

„Was, gnädige Frau?“

„Daß ein so junger Herr wie Sie — — Entschuldigen Sie, werter Herr. Sind Sie wirklich Doktor?“

Werner konnte sich nicht enthalten, einen Augenblick aufzulachen; die Frage kam so drollig aus dem schönen Mund. Der junge Mann lächelte nur wieder, und sozusagen ernsthaft; er zog dann stumm eine Besuchskarte aus seinem Taschenbuch und hielt sie der Frau Minna hin. „Bitte, überzeugen Sie sich. Wolfgang Dietl, Doktor Medicinä. Wenn ich auch jetzt, in den Ferien, ein sogenannter Alpinist bin — bitte nochmals um Entschuldigung — ich hab' in Wien studiert und die Prüfungen gemacht; die Sach' ist in Ordnung."

„Verzeihen Sie!" sagte Minna, der nun die Wangen glühten. „Ich hab' mich ja wohl sehr dumm benommen. Aber Ihre Jugend —"

„Ach, das täuscht leider, gnädige Frau. Sechsundzwanzig Jahre, nächstens. — Wenn also die junge Dame da, wie ich denke — —"

Christine war aufgestanden. Sie sah den jungen Doktor noch immer wie eine märchenhafte Erscheinung an; es schien ihr zu gefallen, daß der Zufall ihr einen so echten „Alpinisten" als ärztlichen Berater geschickt hatte. Zugleich hatte sie aber eine mädchenhafte Scheu vor ihm ... Aus ihren noch blassen Augen flog ein Blick zu Frau Minna hinüber, der wohl sagen sollte: gehn Sie nicht hinaus!

„Es handelt sich um meine Schwester, ja," nahm nun Werner das Wort. „Sie hat sich bei einem Sturz am Knie verletzt; wir wissen nur noch nicht, wie. Wenn Sie also die Güte haben wollen ... "

Er winkte Hugo und trat mit ihm in sein Zimmer

nebenan, das auf den Großglockner hinaussah; die Damen blieben mit dem Doktor zurück. „Ich glaube, bester Herr," fing er hier an, während sie ans Fenster traten, „ich hab' Ihnen noch gar nicht recht gesagt, wie ich Ihnen danke. An dieser kleinen Schwester häng' ich so sehr ... Ich will Ihnen gestehn, es bedrückt mich diese ganze Zeit, daß ich ihr nicht geholfen hab', daß dazu ein andrer nötig war!"

„Sie haben sie nicht fallen sehn," warf Hugo ein. „Daher —"

„Doch, ich hab's gesehn! Aber ich war im ersten Augenblick so versteinert — so nur noch Auge und weiter nichts ..." Mit einem melancholischen, liebenswürdigen Lächeln fuhr er langsam fort: „Das hab' ich schon mehr erlebt; das ist vielleicht die Feuerblume; ich meine dieses ästhetisch Beschauliche, dem bei einer großen Ueberraschung die plötzliche, zupackende Thatkraft fehlt. Sie sehn wenigstens, bester Herr, ich schone mich selber nicht! — Also herzlichen, neidlosen Dank. Ja, ich häng' an ihr. Seit drei Jahren leben wir so zu zweien miteinander; damals starb unsre Mutter; der Vater war schon länger tot. Zwei Brüder haben wir noch, aber die sind in die Welt gegangen, leben in England und Australien. Und nun bevatere ich das Mädel; — nun ja! ich bin fast neun Jahr' älter, bin einunddreißig. Wir sind sehr verschieden; und das hält dann doch wie Kettenringe zusammen. Geschwister! darin steckt was Wunderbares! — — Also lieber, geistesgegenwärtiger, fixer Herr Hoffmann. Besten, neidlosen Dank!"

Er drückte Hugos gebräunte Hand mit seiner zart weißen so herzhaft, daß Hugo sich verwunderte. Es ging ihm überhaupt sonderbar mit diesem „Aesthetiker": jetzt stieß er ihn ab, jetzt zog er ihn an; das pendelte immer hin und her. In diesem Augenblick war ihm sehr weich zu Mut; „ich bin ja sehr glücklich!" stieß er hervor. „Daß ich dem Fräulein hab' helfen können — — ich bin riesig glücklich!"

Sie traten auf den Balkon hinaus, sahen auf die Berge, mit der gemachten männlichen Ruhe, die sich so stellt, als habe sie gar keine Sorge und herrlich kaltes Blut. Zum Glück ward diese Ruhe auf keine lange Probe gestellt: nach wenigen Minuten ging die Thür hinter ihnen auf, und als sie ins Zimmer zurücktraten, kam ihnen der junge Doktor entgegen, der Christine am Arm führte.

„Gut is's gang'n," sagte er gemütlich, „nix is g'schehg'n; wie die Wiener sagen. Das Fräulein hat sich das Knie geschunden, aber nur so äußerlich; das Gelenk weiß nichts davon. Etwas Schonung, dann ist's gut!"

Werners Augen strahlten. — „Aber die Schmerzen?" bemerkte er dann.

„Beim Gehn zieht und spannt sich's; das gefällt der wunden Stelle nicht. Sie müssen auch bedenken, wie empfindlich heut die Nerven sind, nach dem Sturz kopfüber. — So ein Geländer! Das ist ja unerhört! Das haben wir hier noch nicht erlebt!"

Minna war mit Antonie nun auch eingetreten. „Herr Doktor," sagte sie, den Titel geflissentlich

betonend, „und Sie meinen, auch keine Salbe zur Linderung? nichts?"

Wolfgang Dietl schüttelte den Kopf. „Dann wird das Knie höchstens nachdenklich und bild't sich was ein. Ruhe! Noch nicht viel gehn! Weiter nichts."

Christine lächelte den jungen Doktor dankbar an; darauf machte sie aber ein ernstes, beinahe kindlich klägliches Gesicht. „Aber die Berge? Ich will ja auf die Berge steigen. Darum bin ich ja hier!"

„Das freut mich, daß Sie darum hier sind," erwiderte Wolfgang Dietl; er stand nun frei neben ihr und betrachtete ihre anmutige, geschmeidige Gestalt mit unverhohlenem Wohlgefallen. „Sollen Sie auch, mein Fräulein. Uebermorgen auf die Franz Josephs-Höhe, wenn Sie wollen; später auf den Sonnblick — oder was Ihnen sonst beliebt."

Christine sah ihn ungewiß an. „Sie machen Spaß!"

„O nein. Ganz und gar nicht. Ich steh' hier ja als Doktor. Wissen Sie, mit Knieen kenn' ich mich aus; hab' mir die meinigen beim Kraxeln so oft zerschunden, noch ganz anders als Sie. Und bin dann doch den ganzen Tag damit herumgestiegen; nur daß ich sie zweckmäßig bewegt hab'. Hat mir nichts gemacht!"

„Ja, Sie!" rief Christine aus. Sie sah ihn wieder vor sich, wie er am Morgen den Berg hinuntersprang.

„Mit Ihnen werden wir ja auch vorsichtiger sein," sagte Wolfgang lächelnd. „Heut wenig mehr gehn,

schön ruhn; morgen nur auf der Landstraß', oder unten im Thal. Dann sind Sie übermorgen so frisch wie je — danach schauen Sie aus! — und steigen wie 'ne Bergziege zum Glocknerhaus und zur Franz Josephs-Höhe hinauf."

„Und dann auch auf den Sonnblick?"

„Gewiß!"

„Da muß man aber wohl 'nen Führer nehmen," sagte Christine, die vor Freude lautlos lachte.

Wolfgang verneigte sich: „Wenn die Herrschaften einen unentgeltlichen wollen, so nehmen Sie mich!"

„Sie!"

Ihn erheiterte dieses tiefverwunderte „Sie". „Ich bin ja in diesem Gebirg wie zu Haus, mein Fräulein; ich kenn', sozusagen, jeden Stein. Von früh auf war ich Sommer für Sommer hier herum irgendwo, auch ins Salzburgsche und Tirolische hinein; und die Kraxlerei liegt mir nun einmal im Blut. Am wohlsten ist mir da oben ... Aber Sie stehn noch immer, Fräulein; sollten lieber sitzen, oder liegen. Und ich halt' die Herrschaften mit meinem Schwatzen auf."

„Nein, nein!" rief Christine, da er gehen wollte; sie setzte sich geschwind und lud ihn durch eine Gebärde ein, es auch zu thun. Im nächsten Augenblick ward sie dunkelrot; voreilig! nicht sehr mädchenhaft! dachte sie. In ihren Augen glänzte aber doch die Neugier weiter, von diesem „Kraxler" mehr zu hören, den ihr das Schicksal so gnädig geschickt hatte. „Sie müssen uns doch noch sagen, Herr Doktor," fing sie

etwas schüchterner wieder an, „von wo Sie heut herunterkamen, als Sie so — ins Thal stürzten."

„Von einer Alm hoch oben, Fräulein. Da hab' ich jetzt acht Tag' gelebt."

„Acht Tage?"

„Allein?" fragte Minna, fast bestürzt.

„Mit wem?" fragte Werner.

„Nicht so ganz allein; es waren da Kühe, Ziegen, ein Hirt; manchmal auch ein Jäger."

„Aber wo wohnten Sie denn?" rief Minna.

„Beim Hirten, in seiner Hütte."

„Und wovon lebten Sie?"

Wolfgang lächelte: „Ich hatt' ja einen Koch bei mir. Als ich hinaufzog, nahm ich in meinem Rucksack allerlei gute Sachen mit: Mehl, Butter, Eier, Wurst, und was man für 'ne einfache Küche braucht. Meist hab' ich mir dann Knödel gemacht; tüchtige, nahrhafte Alpenknödel. Aber manchmal hab' ich vier Gänge gehabt: Knödel, Wörthersee-Schnitten, Aepfel —"

„Und der vierte?" fragte Werner.

„Eine Zigarre. — Man weiß ja nur da oben, was Rauchen ist! — Ueberhaupt, alles, alles weiß man eigentlich nur da oben. Da wird einem die Welt so klar ..."

Er lächelte: „Ist ja auch natürlich. Was die Menschen treiben, sieht man aus der richtigen erhabenen Entfernung an; und die Sterne sind einem so viel näher. — Ich geh' heuer noch einmal auf zwei Wochen hinauf, zum Jagen und zum Klettern, eh ich nach Wien ins Joch zurückgeh'!"

Ist das auch eine Feuerblume? dachte Hugo. Beinah klingt es so. — Aber er geht wenigstens wieder „ins Joch“!

„O Gott, wie haben Sie recht!“ rief dagegen Christine aus, die dem Doktor mit brennenden Augen und Wangen zugehört, ihren Sturz darüber ganz vergessen hatte. „Bei den Ziegen da oben wohnen — himmlischer Gedanke! Den Sonnenaufgang zu sehn und den Untergang; und herumzuklettern —“

„Sich den Hals zu brechen,“ warf Werner dazwischen.

„Na ja! Einmal ist's ja doch zu Ende! — Ich will auch bei den Ziegen wohnen!“ rief Christine übermütig, wie ein Kind. Sie sprang dabei auf; die jähe Bewegung that aber dem Knie so weh, daß sie das Gesicht verzog.

„Sei du froh, Unband, wenn du aufs Glocknerhaus kommst,“ bemerkte Werner etwas ältlich weise.

„Uebermorgen! Ja!“ — Sie sagte es wie sich selber zum Trost; setzte sich und rieb verstohlen ihr Knie. „Und dann auf den Sonnblick; mit einem unentgeltlichen Führer; wie gut. — Sie wollen wirklich?“

„Ich? Sehr gern!“ antwortete Wolfgang. „Auch zum Glocknerhaus; wenn die Herrschaften wollen —“

„Da ist wohl keine Frage!“ sagte Werner heiter, verbindlich. „Der Vorteil ist ja ganz auf unsrer Seite!“

„Hören Sie?“ — Christine lächelte den Doktor

wieder dankbar an; so fröhlich, daß es dem etwas eifersüchtig zuschauenden Hugo fast das Herz bedrückte. Aber als hätte sie das gefühlt, warf sie nun ihm, ihrem „Retter“, einen herzlich guten Blick aus den leuchtenden Augen zu. Hugo verneigte sich unwillkürlich vor Freude.

VI.

Doktor Wolfgang behielt recht: seine „Patientin" war am übernächsten Tag so ganz hergestellt, daß der gemeinschaftliche Aufstieg zur Franz Josephs-Höhe — jetzt ihrer sechs — getrost unternommen werden konnte. Zu Christinens und der andern Damen Schonung hatte Wolfgang vorgeschlagen, erst am Nachmittag hinaufzugehn, im Glocknerhaus zu übernachten und am andern Morgen zur Franz Josephs-Höhe anzusteigen, wo man das riesige Eismeer des Pasterzengletschers völlig überblickt. So machten sie sich denn erst um Fünf auf den Weg. Es war etwas schwül geworden, für die Zukunft regendrohend, aber jetzt noch klar. Gegen Norden zu verließen sie bald das offene Thal, langsam bergan; die Möll, die aus der Pasterze hervorströmt, durchrauschte neben ihnen ihre tiefe Schlucht. An den Abhängen hörten die Ackerfelder auf; die Gießbäche, die aus der Höhe zu Thal gingen, hatten keine Mühlen mehr.

Hugo war mit Christine hinter den andern ein wenig zurückgeblieben: sie standen still und schauten in das noch besonnte, liebliche Thal mit der fernhin wirkenden Kirche zurück. „Also das wissen Sie," fragte

Hugo vergnügt, „was die kleinen Hütten oder Stadel da an den Bächen entlang bedeuten?"

„Na, das sind doch Mühlen," antwortete das Mädchen ernsthaft. „Hier hat jeder Bauer so 'ne kleine Mühle; da mahlt er sich selber sein Mehl; wann er grad' was braucht. Ist das nicht hübsch, Herr Hoffmann?"

„Freilich ist es hübsch. Eine sehr bequeme Einrichtung, diese Sturzbäche! Und durchs ganze Jahr! — Aber das können Sie mir wohl nicht sagen, mein Fräulein, was die merkwürdigen Instrumente vorstellen, die man überall an den bebauten Bergen sieht; — sie schauen nämlich wirklich wie eine Art von musikalischen Instrumenten aus. Nur daß sie ganz von Holz sind; und es müßten schon Riesen drauf spielen."

Christine lachte ein wenig. „Sie werden ja auch Harpfen genannt! und das soll so viel wie Harfe heißen. Wenn im August und September das Getreide gemäht wird, dann hängen sie die Garben querüber und immer höher an diesen Gestellen auf; gleich neben dem Ackerfeld. Das Stroh kommt möglichst nach außen, die Aehren nach innen, so daß sie Wind und Regen nicht trifft. Nach und nach werden dann die Garben, so wie man sie braucht, von den Harpfen ‚heruntergespielt', bis das Lied zu Ende ist. Nicht wahr, das ist auch hübsch?"

Hugo sah sie so unheimlich an, daß sie wieder lachte. „Was gucken Sie so?" fragte sie.

„Ich — wundre mich nur. Woher wissen Sie das alles?"

„Ich hab' doch gestern den Doktor gefragt, als er uns besuchte. Man will doch was lernen. Besonders auf Reisen."

„Es ist mir nur so — merkwürdig, Fräulein! Sie interessieren sich also für die Landwirtschaft?"

„Ach Gott," warf sie hin, „warum nicht; o ja. Besonders für alles im Gebirg; da geht mir gleich 's Herz auf." Sie lächelte: „Und Sie haben ja neulich Abend gehört, ich will nicht gern so ein fideles Unkraut werden, will mich nützlich machen. Hätt' ich nur erst eine Ahnung, wie!"

Hugo antwortete nicht. Ihm war, als hätt' er so eine Ahnung; ihm war überhaupt wunderlich zu Mut; er blieb aber stumm. Das Fräulein sah auch gar so gleichmütig heiter in die Welt hinaus ... Sie gingen wieder den andern nach. Der Weg stieg so fort. An einer freundlichen Kapelle, an einem schön stürzenden Wasserfall vorbei kamen sie endlich auf die „böse Platte", wo es ungemütlicher, steiler wird. In die langsam beginnende Dämmerung schien nun aber das Mondlicht herein: die noch unfertige Scheibe stieg hinter ihnen über den Bergen auf, ganz als wär' sie auf diese Stunde bestellt, um das bevorstehende große Schauspiel mit ihrem geisterhaften Gelb zu beleuchten. Denn nach und nach wuchs nun das Schneegebirg, das sich lange versteckt hatte, wie aus der Versenkung hervor: der langgestreckte Glocknerkamm mit der Glocknerspitze, davor und darunter der untere Pasterzengletscher, der sich in gewaltigem Absturz in die Tiefe wendet, in eine breite Schlucht

hinab, wo er dann aber in starrer Majestät sich mit seinem etwas schmutzigen Mantelsaum bedeckt. Zu diesem blaugrün durchschimmerten Absturz stieg das bleichgoldne Licht des Mondes vom Schneeweiß des Hochgebirgs über das grauere Gletschermeer herab, eine verzauberte, gespenstische Helligkeit verbreitend, die immer märchenhafter ward, je mehr der Tag versank. Die Wanderer kamen näher und näher, sie eilten aber nicht; die Welt war wirklich einmal wie ein Traum. Dazu war die Luft noch mild, durchschwült; rötliche Wolkenstreifen schwebten wie etwas Warmes am kalt blauen Himmel.

„Nun? Ist das nicht schön?" sagte Christine zum Bruder, der in Sinnen versunken auf und nieder blickte.

Er hob eine Hand und streichelte sie; Antwort gab er nicht.

Achselzuckend ging sie weiter; so kamen sie endlich ans Glocknerhaus. Ein einfacher, kleiner Holzbau, an den sich ein kleinerer Anbau lehnte, stand sonderbar fremd in dieser vollkommenen Einsamkeit, in der winterlich umeisten Wildnis. Hinter dem Hause senkte sich der grüne Abhang hinab, von dem man den Absturz des Gletschers recht vor Augen hatte. Es nachtete jetzt; aus der offenen Thür schien gastliches Licht heraus. „Eben kommt mein Hunger! das trifft sich gut!" sagte Frau Minna lustig und ging dem voranschreitenden Führer, dem Doktor, vor den andern nach.

Als sie ins Haus trat, erschrak sie fast: von

rechts, aus dem Führerzimmer, trat eben eine mächtige Gestalt hervor, die ihr neben dem eher kleinen Doktor wie ein Riese erschien. Es war ein breitschultriger Mann, ähnlich „alpenmäßig" wie Wolfgang gekleidet, in ebenso verwetterter Joppe; den fast kahlen, aber auffallend schön geformten Kopf trug er hoch auf dem freien Hals; den Hut hielt er in der Hand. „Sieh da!" sprach er den Doktor an und streckte ihm eine seiner großen, braunen Hände hin. „Trifft man Sie hier einmal?"

„Darüber muß ich mich wohl eigentlich wundern," gab Wolfgang zurück. „Wie kommen Sie zum Glocknerhaus?"

Der Riese wollte antworten; er sah nun aber Minnas Gesicht, auf das aus einer aufgehenden Thür ein Lichtschein fiel, stutzte, schaute noch einen Augenblick hin, wandte sich dann ab, als falle ihm etwas andres ins Auge. Minna bemerkte nur noch eine lange, schwachgerötete Narbe, die ihm schräg über die Stirn lief. „Doktor, ich muß Ihnen was sagen!" murmelte seine tiefe Stimme. „Kommen Sie gefälligst einen Augenblick vor die Thür!" Damit ging er an Minna vorbei hinaus, in den Mondschein. Wolfgang ging ihm nach.

Wer ist das? dachte die junge Frau; sie stand regungslos still. Hab' ich den nicht schon gesehn? — Indem sie's noch dachte, und ehe sie noch zur Klarheit des Bewußtseins kam, überlief sie ein leichtes Zittern; ein dumpfes Gefühl in ihr hatte ihn schon erkannt. „Ja, ja, ja," sagte sie dann in großer Verwirrung

vor sich hin; „er ist's!" — Werner und die andern traten nun auch ins Haus; sie ließ sie aber an sich vorbei, links in das Gastzimmer hinein; ihr Hunger war vergangen, sie wartete auf Wolfgang. Die Zeit deuchte ihr endlos, bis er wiederkam. In ihrer Aufregung ergriff sie ihn am Arm und hielt ihn fest; er schaute sie verwundert an. „Sagen Sie, Herr Doktor! Woher kennen Sie diesen Herrn?"

„Von meinem Almenleben da oben; weiter nicht. Warum fragen Sie?"

„Bitte! Wie heißt der Herr?"

„Die Leute nennen ihn den Baron; anders weiß ich's auch nicht. Er kam jetzt hierher, weil — — aber das interessiert Sie nicht. Kennen Sie ihn, gnädige Frau?"

„Ich glaube, ich hab' ihn gekannt. Ich — — Es kann ja auch Täuschung sein. Es ist lange her. Er hat sich sehr verändert . . ."

Wolfgang lächelte. „Sie sind also doch überzeugt, daß er's ist!"

Sie zog die Schultern, wie von etwas Unheimlichem berührt; „ach, lassen wir das. Es war mir nur so — merkwürdig, als ich aus dem phantastischen Mondschein kam, in dieser schaurigen Oede, zu einem Pfefferkuchenhäuschen wie im Märchen: da steht auf einmal dieser Mann. — Sonst ist's ja ganz gleichgültig. — Gott sei Dank, mein Hunger kommt wieder; gehn wir zum Essen!"

Sie trat mit Wolfgang ins Gastzimmer ein. An einem langen Tisch saßen allerlei Gäste, lauter Herren,

und wie es schien, lauter echte „Alpinisten“; um einen kleineren Tisch in der Ecke hatten sich ihre Mitwanderer gesetzt. Die Hausmutter begrüßte sie, eine kleine, schwarzgekleidete Alte; eine frische Kellnerin fragte nach ihrem Begehr. Gebirgskarten, große Ankündigungstafeln der andern Alpenvereinshütten in diesem Gebirg, der Gasthöfe in den nächsten Orten, bedeckten die niedrigen Wände. Alles sagte nur: hier ist Hochgebirg! — Christine strahlte in ihrer Ecke, daß sie dieses erste Ziel erreicht hatte; es stand schon ein Fläschchen Wein vor ihr. Minna setzte sich neben sie, ihr wie zum Glückwunsch die Hand drückend, und mit einem zutraulichen, zärtlichen Streicheln über ihr genesenes Knie; inwendig dachte sie aber an ganz anderes. Sie aß und trank, aber nicht mit der hingebenden Lust wie sonst. Als alle abgetafelt hatten — die anderen Gäste gingen schon schlafen, um früh aufzustehn — hielt sie es nicht länger aus, von gleichgültigen Dingen zu reden und zu hören. Sie faßte plötzlich Wolfgang ins Auge, der ihr schräg gegenüber saß und seine geliebte Zigarre rauchte.

„Baron nannten Sie diesen Herrn, den Sie vorhin bei der Hausthür trafen? Nennt er sich Baron?“

Wolfgang schüttelte den Kopf. „Er wird da oben in den Bergen so genannt; vielleicht seiner majestätischen Erscheinung wegen; vielleicht auch weil er so ein gewisses Wesen hat. Sie nennen ihn zuweilen auch den norddeutschen Goliath; denn das Norddeutsche hört man ihm doch noch an, wenn er auch viele österreichische Worte und Redensarten einmischt. Wie er

eigentlich heißt — — wissen Sie, hier oben fragt man nicht viel: wer bist du? was stellst du vor? Das wird alles so nebensächlich. Er fragt auch nicht. Er lebt so hin."

„Ja, wo denn? Sie sagen ‚oben'. Auf den Gletschern lebt er doch nicht?"

„Nein, aber nicht weit davon. Das ist der sonderbarste Mensch, meine Herrschaften, den ich bisher in den Alpen angetroffen hab'; ein Mensch, über den man nachdenken muß. Den ganzen Sommer haust er im eigentlichsten Hochgebirg; bald hier, bald da, eine Art Alpennomade; lebt von Schmarren und Milch und Knödeln wie ich, wenn ich oben bin; in die Thäler kommt er nicht vor dem Herbst. Er jagt, er photographiert, er steigt herum; das ist der verwegenste Kraxler, den ich je gesehn hab'. Wenn wir uns irgendwo treffen, dann sprechen wir uns recht gut; er wird zutraulich, in seiner Art; einen oder zwei Tage lang; plötzlich ist er dann fort. Heut hab' ich ihn zum erstenmal unter zivilisierten Menschen gefunden, hier im Glocknerhaus: er hat wollen einen Führer sprechen. Sonst geht er den Fremden aus dem Weg, als hätten sie die Pest!"

„Aber warum?" fragte Minna, möglichst harmlos; ihre Augen fragten erregter mit.

„Er hat die Menschen halt satt, wie er sagt; wenigstens die sogenannten gebildeten. Mir scheint, er hat viel erlebt; ich war ein wilder Kerl, sagte er mir einmal, als wir auf einem Felsstück Ziegenmilch tranken; hab' alles gründlich genossen, und wie! Be-

sonders die drei W: Wein, Weiber und Würfelspiel! Dann ist aber endlich das Gefühl der Wurschtigkeit über mich gekommen; zuletzt wird alles so lang wie breit. Da hab' ich mich aus dem Staub gemacht; 's war auch wohl hohe Zeit. Das Geld war hin — und alles. Jetzt leb' ich im Winter in der langweiligsten österreichischen Stadt, die es gibt, und im Sommer bei den Gemsen und Ziegen; das kostet wenig Gehirn, wenig Gewissen und wenig Geld — und bekommt mir besser!"

„Ein wunderlicher Heiliger," murmelte Werner.

„Eine Feuerblume," brummte Hugo in seinen blonden Bart.

Minna schien eine Weile mit sich selbst zu sprechen; dann sah sie wieder den Doktor an. „Ich — bemerkte eine lange Narbe auf seiner Stirn; woher hat er die?"

Wolfgang lächelte: „Ich hab' ihn nicht gefragt, gnädige Frau. So wenig wie nach dem kahlen Schädel, obwohl er doch nicht alt sein kann; ungefähr vierzig, denk' ich. — Er wird oft plötzlich furchtbar ernst, wenn er eben ganz heiter war. Manchmal saß er doch so finster da, und so in sich versunken, als wär' er allein auf der Welt; mir ist der König in Uhlands Ballade ‚Des Sängers Fluch' eingefallen; wahrhaftig. Der hat was auf dem Gewissen, hab' ich dann gedacht! — Uebrigens hat er dann auch plötzlich wieder über etwas lachen können; wie wenn er sich in dieser Versunkenheit frisch aufgemischt hätt' . . ."

Minna murmelte etwas, das man nicht verstand.

„Aber jetzt — — jetzt lebt er schuldlos wie ein Lamm?“ warf sie dann so hin.

Wolfgang zuckte die Achseln. „Wissen Sie, mit dem Gefühl der Wurschtigkeit nimmt er's wohl nicht so genau; wenigstens was das zweite W, die Weiber betrifft. Die Jäger und Hirten da oben haben ihn sonst recht gern; aber zuweilen sind sie gefährlich eifersüchtig auf ihn. Er hat mir einmal selber erzählt, daß er in der Dämmerung, ich weiß nicht wo, einen Schuß gehört hat und ihm eine Kugel am Ohr vorbeigepfiffen ist. Das sei wohl der Waschtel gewesen — ein Jäger — von wegen seiner Sennerin, seiner Kathi. Ich glaub's! Mitunter reden die Buben da oben, sobald sie über ihn sprechen, schauderhafte Sachen! Wenn er nicht einmal beim Kraxeln abstürzt und sich den Hals bricht, so schießt ihn noch so ein Othello auf der Alp über den Haufen; das ist meine Meinung.“

„Wär' jedenfalls das richtige Ende!“ stieß nun Hugo heraus, indem er eine Faust auf den Tisch setzte.

„Warum meinen Sie?“ fragte Werner.

Hugo, offenbar etwas aufgeregt, in sittlicher Entrüstung, blickte Werner fast herausfordernd an. „Na, so einem Taugenichts, so einem wüsten, nichtsthuerischen, verdorbenen Kerl, der die Welt durch sein überflüssiges Dasein unsicher macht, dem gönn' ich so ein Ende! — Diese Art von Feuerblumen werden Sie doch wohl auch nicht in Schutz nehmen. Der säß' besser im Zuchthaus, scheint mir, als frei auf der Alm!“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Werner wieder,

in äußerer Ruhe, doch etwas gereizt. „Sie kennen ihn ja gar nicht. Sie reden nur vom Hörensagen."

„Aber ich hör', was der Herr Doktor sagt! der doch gewiß nicht lügt. Und der doch nicht parteiisch gegen ihn eingenommen ist."

Werner nickte, seine Brauen hoben sich: „Der Herr Doktor ist eben vorsichtiger als Sie. Er erzählt nur wieder, was ihm der andre selber gesagt, was er an ihm beobachtet hat; er erlaubt sich nicht, ein verurteilendes Wort zu sprechen. Aber Sie —"

Er hielt inne.

„Aber ich?" fragte Hugo.

„Sie, der Sie ihn nicht kennen, steigen sogleich wieder auf Ihr hohes Pferd — entschuldigen Sie — und schicken diesen ‚überflüssigen' Herrn ins Zuchthaus. Weil er einmal ein ‚wilder Kerl' war —"

„Und es offenbar auch heut noch ist!" rief Hugo.

„Die Sennerinnen, meinen Sie! die Kathis! — Lassen Sie ihn doch. Er hat offenbar eine Schwäche für das andre Geschlecht; na, die haben viele. Ich auch. Ich bekenne mich schuldig, Herr Hoffmann, und wenn ich auch Ihren sittlichen Zorn dadurch erregen sollte. Warum ist das andere Geschlecht so verführerisch reizend? Was können wir armen Männer dafür? Und einige haben feine, scharfe Augen für diese Reize, andre haben stumpfere; einige haben feuriges, andre haben fischiges Blut. So geht es auch sonst wohl mit den Reizen dieser Welt: der eine verspürt sie in jeder Faser, mit tausend feinfühligen Organen, der andre geht in einer Hornhaut herum. Er muß

sich ja aber darum nicht gleich für den Siegfried halten. Er kann ja auch was andres sein!"

„Ein Dickhäuter, meinen Sie —"

„Bitte, bitte, werter Herr! Ich hab' nichts dergleichen gesagt!"

„Aber Sie meinen, Sie denken es," sagte Hugo, dem die sonst so feste Stimme unsicher zu werden anfing; er warf den erhitzten Kopf zurück und schob ihn wieder vor. „Ein gewisser biederer Stumpfsinn, meinen Sie ... Ich glaub' aber, Herr Ringhof, da irren Sie denn doch. Ich hab' meine Sinne so gut wie die andern, und meine Lust nach allerlei schönen, verbotenen Sachen, meinen Welthunger, oder wie Sie's nennen wollen; ich bekämpf' ihn nur, weil mir scheint, das ist meine sittliche Pflicht. Und ich hab' die Kraft, ihn zu bekämpfen, weil ich mir den Tag über tüchtig zu schaffen mache, weil ich in der Arbeit lebe. Aber die schöngeistigen, feinfühligen Nichtsthuer —"

„Von wem reden Sie?" unterbrach ihn Werner.

„Nur von diesem Baron auf der Alm! Was hat der sein Leben lang auf der Welt gethan? Offenbar nichts, als die Reize dieser Welt in sich aufnehmen, alles für erlaubt halten, was dem Herrn gefällt, fremdes Glück zerstören — bis auch das eigene hin ist. Nur nicht arbeiten! Nur nichts schaffen! Das ist für die gemeine Arbeitsbiene, die Ameise. Nein, wie die Wespenbienen, wie all diese Schmarotzer, dieses Raubgesindel, in die fremden Nester gehn, von der fremden Arbeit leben; und wenn man sich müde schmarotzert hat, sich zu den Bergziegen zurückziehn,

den Himmel angaffen; aber auch da noch immer nach der Kathi des andern trachten — — pfui Teufel!"

„Hm!" fuhr es aus Werner hervor, der nun auch über das ganze Gesicht erglühte. „Sie schwingen ein scharfes Schwert über Ihre Mitmenschen. Auf Ihrem Arbeiterthron sitzen Sie so hoch, so gut! — Sie müssen mir aber doch freundlichst erlauben, zu bemerken: alle Achtung vor Ihrer ‚Arbeit' — aber daß Sie jährlich so und so viel Weizen und Butter oder Sahne verkaufen, das gibt Ihnen doch eigentlich noch kein Recht, mit Ihren Feldsteinen nach allen denen zu werfen, die nicht ebenso sind wie Sie. Eine gar so erhabene Thätigkeit für das Wohl der Menschheit kann ich nicht drin sehn! Was aber diesen Baron betrifft — ich hab' wie Sie nicht die Ehre, ihn zu kennen. Aber vielleicht — es könnte ja doch sein — vielleicht wär' es angenehmer, mit ihm aus der Welt zu fliehn, als mit der sogenannten Welt über ihn zu richten!"

„Nun, dann bedaure ich —"

Hugo hatte die Stimme erhoben; auch seine Gestalt hob sich, sie strebte vom Stuhl empor. Aber nach dem vierten Wort verstummte er plötzlich. Christine, die ihm gegenüber saß, hatte ihr junges, erbleichtes Gesicht vorgeneigt und sah ihn mit den blassen, bittenden Augen an. Es war ein Flehen darin, das ihm durch das Herz ging. Ein rührend reizender Ausdruck war's. Ein wenig bewegte sich auch ihre rechte Hand.

Nicht weiterreden! fuhr ihm sogleich durch den

Kopf. „Dann bedaur' ich Sie und Ihre ganze Sippschaft!" hatte er sagen wollen; jetzt suchte er nur nach einem raschen, guten Uebergang. Zunächst erzwang er ein Lächeln — wie es nun auch ausfiel.

„Dann bedaur' ich, daß wir auf diesen Baron gekommen sind," fing er wieder an; „oder daß der Baron hergekommen ist. Ich sprach jawohl schon wieder zu viel. Mein Renner geht so gern mit mir durch. Ich — sag' lieber gar nichts mehr. Ich trink' meinen Rest; — auf Ihr Wohl."

„Danke!" erwiderte Werner trocken. — „Gleichfalls!" setzte er nach kurzem Zaudern höflich hinzu und leerte auch sein Glas.

Die andern waren alle still; die Augen blickten halb oder ganz verstohlen auf Christine, die ihr blutrot gewordenes Gesicht gegen den Tisch sinken ließ. Alle schienen gemerkt zu haben, ebenso wie sie, wem man diese plötzliche Friedfertigkeit des streitbaren Pommern zu verdanken hatte.

Sehr zur rechten Zeit trat jetzt die kleine Hausmutter an den Tisch; sie war vom Vorplatz gekommen. Mit fast ängstlicher Artigkeit, die Hände aufeinander gelegt, sah sie zuerst die Damen, dann die Herren an: „Bitt' vielmals um Entschuldigung. Das Haus ist nämlich gar so luftig; alles, alles hört man. Und für das Glocknerhaus ist's ja auch schon ziemlich spät. Grad' über Ihnen liegen vier Herren, die beschweren sich eben, daß sie nicht schlafen können; und früh um Drei wollen sie fort."

„Dann gehn wir also still zu Bett!" sagte Werner

flüchtig lächelnd, mit unwillkürlich gedämpfter Stimme. „Menschlichkeit vor allem!"

Die Gesellschaft erhob sich; sie rüsteten sich zum Gehn. Die Alte erschöpfte sich in Entschuldigungen, daß sie sich hab' erlauben müssen, so was vorzubringen. Hugo lächelte sie an und Werner drückte ihr die Hand.

Als sie hinausgingen, hielt Minna ihren alten Freund zurück, mit einem listig spöttischen Blick hinter Christinen her, die eben aus der Thür trat. „Nun?" fragte sie, sobald sie sich mit Hugo allein sah.

„Nun?" fragte er ebenso.

„Es scheint, Sie sind — — recht gern im Gebirg. Und neulich hatten Sie durchaus fortgewollt!"

„Ich möcht' nur noch sehen," sagte er nach kurzem Bedenken, „wie weit Sie meinen Nachfolger bringen."

„Sie sind ja doch ein ganz abscheulicher Mensch!"

Minna schlug ihm mit ihrer kleinen, aber kräftigen pommerschen Hand auf die Finger. Er verneigte sich gegen sie und ging.

So endete diese seine „große Liebe"! — Er schämte sich eigentlich.

VII.

Der von der Schwüle angedrohte Regen war gekommen; als die sechs Bergsteiger am nächsten Nachmittag ins Rupertihaus zurückkehrten, trieften die Wolken schon stundenlang herunter. Es strömte nicht, aber alles war naß und grau; die Farben der Dinge waren wie verblichen, Werners Augen, die immer nach Licht und Farbe hungerten, fühlten sich wie auf schmalste Kost gestellt, als hätte die spendende Natur Bankerott gemacht. Er saß in seinem Zimmer am Fenster, von der Wanderung nicht ermüdet, aber abgespannt; zu viel Berge! Und in seiner Seele kein eingeborener Sonnenschein. Den thätigen Menschen kümmert's nicht viel, ob der Himmel grau oder heiter ist; in seinem Innern ist der schaffende Tag. Der unthätige fühlt sich von draußen umringt, die Natur hat ihn wie in ihrem Mantel; warm oder feucht oder frostig — wie er nun gerade ist — legt er sich ihm auf die Seele, die weiche, empfindliche. Werner sah unfroh umher; was thun? Die großen Photographien nach Tizian und Giorgione, Rembrandt und Dürer, mit denen er sein Zimmer geschmückt hatte, wie er auf Reisen immer that — sie brauchten im Koffer so wenig Platz; und wenn auch! — heute sagten sie ihm alle nichts. Seine

eigenen Versuche mit dem Silberstift und den Farbenstiften, an denen er sich zuweilen ergötzte, kamen ihm jetzt entsetzlich dilettantenhaft, läppisch vor; er drehte sie herum, um sie nicht zu sehen. Ein Buch? Auf dem Tisch da lagen genug; er mochte nur nicht lesen. Die einen waren ihm heut zu leicht, die andern zu schwer. Es hätte ein Buch sein müssen, so in der Mitte etwa zwischen berauschendem Tiefsinn und göttlichem Humor; ein Buch zum Totlachen und zum Weinen zugleich, mit Geschichten und Gefühlen, die noch gar nie da waren; kurz, ein Buch, das es nicht gibt ... Was thun? — Zu Frau Minna Weintraut gehn ...

Sie hatte ihn eingeladen, sie in ihrem entzückenden Zimmer zu besuchen; mit einer so lieben Stimme und so warmem Blick, daß es ihn gestreichelt hatte. Eine heitere, erfrischende, angenehm gefährliche Frau! Nicht viel Geist; wozu auch? Aber das Unnennbare, das den Adam reizt und anzieht; so eine Mischung von Kühle und Feuer; so etwas warm willig Weiches — das dann vielleicht doch wieder wie Luft entschlüpft ... Sie war ihm gut; so schien es. Und er ihr? Gewiß. Eine „Feuerblume“, zu einem Roman der Liebe wie geschaffen ...

Er starrte nachdenklich in den grauen Tag; der graue Tag starrte herein. Ihm ward wieder frostig zu Mut. Na, was ist denn das? dachte er. So laulich ums Herz? so unjung? Da winkt mir doch ein Abenteuer, wie ich's nur wünschen kann. Ob ein Allegro furioso des Erfolgs oder ein Adagio — reizend

jedenfalls. Warum lauf' ich nicht mit Wonne zu ihr? aus dieser verregneten Einsamkeit? Was ist denn mit diesem jungen Mann von einunddreißig Jahren? Bin ich denn — — bin ich denn — —

Er mochte das Wort nicht denken, vor dem er sich seit Jahren heimlich fürchtete, das schnöde, kalt klebrige, regengraue Wort „blasiert“! Ihm war in diesem Augenblick, als ständ' es draußen vor dem Fenster, zwischen den fallenden Tropfen, auf die farblose Luft wie auf eine Leinwand gemalt; nur die Fenster öffnen, so kommt's herein. Einunddreißig Jahre, und so nahe vor diesem Gespenst: „Blasiert!“ Und als grüner Jüngling hatte er gedacht: Das wird ewig dauern, dieser Lebenshunger, dieser Schönheits- und Liebesdurst, dieser Weltgenuß. „Kommen Sie doch!“ sagt ihm heut eine reizende Frau; und ihre plauderhaften, glänzenden Augen sagen: „Sie gefallen mir!“ Er steht aber am Fenster, räsonniert und philosophiert . . .

Er nahm Mantel und Hut und lief aus der Thür. Als er nach einer Minute im andern Haus, eine Treppe hoch, in Frau Minnas Wohnzimmer stand, seinen Mantel abwarf und die ihm entgegentretende junge Frau mit seiner anmutigsten Verbeugung begrüßte, lächelte er so vergnügt, so gleichsam geheimnisvoll, wie wenn er ein Junge wäre, der sich plötzlich entschlossen hätte, die Schule zu schwänzen. „Sie haben recht!“ sagte er dann umherschauend. „Das ist das hübscheste Zimmer im Rupertihaus. Diese Vertiefung da mit dem Schreibtisch: wahnsinnig gemüt-

lich. Und wie der große, gedeckte Balkon um die Ecke geht . . ."

„Nicht wahr?" — Minna lächelte nun auch: „Und dabei bin ich so wahnsinnig selbstlos, daß ich alle Tage Ihnen diese Wohnung wünsche; denn Sie mit Ihrer Künstlerseele genössen sie noch mehr als ich! — Ja, staunen Sie nur; so gut mein' ich's mit Ihnen. — Aber wie schön, daß Sie heut noch kommen; es liegt mir ja auf dem Herzen, so ganz in Ruhe allein mit Ihnen — Antonie liegt mit Ermüdungskopfweh auf dem Bett — über diesen unheimlichen Baron von der Alm zu sprechen. Ich kenn' ihn ja!"

„Sie kennen ihn?"

„Ach, nur zu gut. Und so sehr ich sonst zu Ihrer Fahne schwöre — zu Ihren Ansichten, wissen Sie; ich bin ja wie ein Ableger von Ihnen — in diesem einen Punkt hat zufällig der Herr Hoffmann recht. Ja, ja, das ist ein abscheulicher, gefährlicher Mensch, dieser sogenannte Baron. Der hat was auf dem Gewissen, ich versichere Sie. Wollte Gott, wir hätten ihn nie gesehen, meine Schwester und ich!"

„Ihre Schwester?"

„Ja; mit der fing es an." Sie lud ihn lebhaft ein, sich zu setzen; dann saß sie auch schon ihm gegenüber, mit tief ernstem Kopfnicken, und warf ihm große, tragische Blicke zu. „Wanda, meine einzige Schwester, ein Jahr älter als ich — aber viel gescheiter . . . Vor ungefähr elf Jahren verliebte sie sich in ihn; das heißt, der schöne junge adelige Herr — nicht Baron, aber von Adel — der machte ihr stürmisch den Hof; und

sie und ich, wir sehnten uns beide aus dem Elternhaus. Wissen Sie, die Mutter war tot, und der Vater — der Vater — — Man soll ja von den Eltern nichts Böses sagen; aber warum mich vor Ihnen verstellen? Sie verstehn ja alles. Der Vater lebte also nicht, wie man leben soll; und wir jungen Mädchen sollten mit seiner — Geliebten umgehn wie mit einer Freundin; und was war sie? Eine ungebildete, schlechte Person! — Da kam dieser Mann; damals noch nicht dreißig alt; Wanda etwa zwanzig. Er gewann ihr Herz. Sie verlobten sich. Geld war da, auf beiden Seiten; es sollte bald Hochzeit sein. Man sagte uns wohl: Der ist nichts, der will auch nichts, will nur Herzen brechen, das ist seine Leidenschaft; aber so junge Mädchen, nicht wahr, denen ein Mann gefällt, die wissen alles besser. Und so glaubte Wanda an ihn, und ich, ihre getreue Jüngere, mit! — Da erleb' ich eines Tages plötzlich —"

Minna hielt inne und ward rot; es verbreitete sich auch ein Jungmädchenausdruck über ihre Züge, als bekäme sie wieder das Gesicht von damals. Werner bemerkte es, mit verstohlenem, beinahe gerührtem Lächeln; dieses Gesicht gefiel ihm sehr.

„Sehn Sie, ich schäme mich fast, es zu sagen," fuhr sie nach einer kleinen Stille fort: „auf einmal macht er auch mir den Hof! — Ich war zuerst starr vor Schreck, können Sie sich denken; und dann — — ach, das ist abscheulich. Es gibt Männer, die können ein unschuldiges Mädchen toll, halb verrückt machen; ich hab's damals selbst erlebt. Warum soll ich's einem

Mann wie Sie nicht ganz offen sagen, es ist ja so lange her: ich kam in große Gefahr; wahrhaftig. Er hatte eine Stimme, die konnte alles, sie konnte weinen und donnern und liebkosen; und dann konnt' er sich selber schlecht machen, daß man Grauen und Mitleid hatte; und dann war er auf einmal wieder seelengut. Dazu die mächtige Kraftgestalt, so ein rechter Mann; damals hatt' er auch noch schönes Haar; gestern hätt' ich ihn fast nicht erkannt: ein Kahlkopf! — Kurz, ich wurde sehr verrückt. Wir hatten so gefährliche Gelegenheiten, uns allein zu sehn. Er könnte nicht ohne mich leben, sagte er natürlich; es sei eine unwiderstehliche Macht; ich sollte mit ihm fliehen . . . O, was waren das für Tage, und was für schlaflos hingequälte Nächte. Gott sei Dank, ich hielt heroisch stand; — ach, wie kann ich von heroisch sprechen. Der Bräutigam meiner Schwester!"

„Jedenfalls war es jetzt ein heroisches Bekenntnis," sagte Werner und drückte ihr die Hand. „Ich dank' Ihnen sehr."

„Ach, Ihnen könnt' ich alles sagen! — — Ich hatte also endlich gesiegt, hatte ihn — das bildete ich mir ein — zur Vernunft gebracht; Wanda soll nie ein Wort davon erfahren, dacht' ich, sein Herz wird zu ihr zurückkehren, sie ist so ein Engel; sie kann noch mit ihm glücklich werden! — Ja, so ein dummes Ding. Ein paar Wochen später, er war nach Berlin zurückgekehrt, da erfahren wir: er ist mit einer andern durchgegangen, mit einer verheirateten Frau. Gleich darauf kommt ein Brief von ihm: er hab' in der

Stille nachgedacht — das schrieb dieser Mensch — und er hab' doch den Eindruck bekommen, daß er sie nicht glücklich machen könne, und er geb' ihr ihr Wort zurück. Wanda in starrer, dumpfer Verzweiflung! Mein jüngerer Bruder Eduard, damals eben Referendar geworden und Reserveleutnant, ein leicht erregter, hitziger Mensch, mit einem starken Gefühl von Familienehre — der ältere Bruder hätt' es nicht so schwer genommen — aber Eduard reist dem Menschen nach, findet ihn, ich weiß nicht wo, stellt ihn wütend zur Rede, und sie schlagen sich. Säbel, schwere Forderung, oder wie das heißt. Mein Bruder verwundet ihn schwer — daher hat er offenbar diese Narbe am Kopf, die ich gestern sah — aber der arme Junge — — ihm ging's ans Leben. Ein Schlag oder Stoß ins Herz. Wir haben ihn nur noch tot gesehn!"

In Minnas leichtgerührte Augen drängten sich Thränen. Sie stand auf und ging einem der Fenster zu. „Das ist die Geschichte," murmelte sie im Gehn.

Werner ging ihr nach einer Weile nach. „Eine häßliche Geschichte," murmelte er auch. „Erlauben Sie aber eine Frage. Ihr Bruder im Duell gefallen ... Ist dem Mann darauf nichts geschehn?"

Sie wandte sich ihm wieder zu, nachdem sie sich die Augen mit dem kleinen Spitzentaschentuch getrocknet hatte: „Er war ja gleich über die Grenze, spurlos weg; mit dieser Frau oder allein, ich weiß nicht. Und nach einer Weile glaubten wir dann — hörten wir durch jemand — er sei auch gefallen; ach, das ist eine lange, unerquickliche Geschichte. Man hatte uns getäuscht,

es war nicht so. Viel später erfuhr meine Schwester einmal, daß er doch noch lebte; und das geschah hier im Gebirg. Dann war er wieder verschollen — bis gestern. Ach, lieber Freund — — Ich sag' schon ‚lieber Freund' zu Ihnen; das kommt wohl davon, daß ich Ihnen das erzählte. Entschuldigen Sie!"

Werner lächelte, mit ernsten Augen. „Ich dank' Ihnen und ich bitte, lassen Sie mir das!"

„Also, lieber Freund; ja, nun bleibt's dabei! — Ich bin fast nie mit einem Menschen so schnell Freund geworden ... Daß ich Ihnen also das noch sage: so viele Jahre sind nun dahingegangen; wer denkt noch an Rache? — Meine Schwester gewiß nicht mehr. Die hat — — nun ja, sie hat später einen andern geheiratet; mit dem lebt sie nun in meiner Nachbarschaft, auf ihrem schönen Gut. Uebertrieben glücklich, das ist sie nicht. Wozu Ihnen das verschweigen, das ist kein Geheimnis. Wie viele sind denn glücklich? Ich war auch nicht glücklich. Ich bin nicht sehr für die Ehe, das gesteh' ich offen ... Man kann ja, Gott sei Dank, auch sonst gut Freund miteinander sein; kann Gedanken und Gefühle miteinander teilen, in schöner aufrichtiger Freundschaft — aber ohne Ketten. Ich bin nicht für Ketten. Ich bin für die Freiheit!"

Sie hatte wieder einen Glanz von Heiterkeit im Gesicht; mit dem strahlte sie ihn an. Jetzt sah sie wieder überraschend jung aus; und zugleich reizend zutraulich, als sei er der Mensch auf der Welt, zu dem sie am meisten Vertrauen habe. Nur Vertrauen? Es

schien auch noch etwas andres zu sein. Die redseligen grauen Augen schienen ganz verstohlen, ganz leise etwas zu sagen, etwas zu versprechen ...

In ihm erwachte seine ganze Jugend, sein „goldener Leichtsinn", wie er ihn so gern im Uebermut nannte. Er strahlte sie ebenso heiter an, wie sie ihn. Er begann zu lächeln. Sie auch. Es legte sich ihm ein leichtes, gefährliches Wort auf die Zunge, das da eine Weile unentschlossen schwebte.

„Was für ein Gesicht ist das?" fragte er dann auf einmal, unwillkürlich. Ein großer Kopf auf einer Kabinettsphotographie war ihm in die Augen gefallen, die auf einem nahen Tischchen stand. Es war ein Frauengesicht, mit wellig gescheiteltem, dunklem Haar, über einer merkwürdigen, edlen Stirn. Das Eirund des Kopfes war schön geformt; Nase und Mund nicht so schön. Die Augen aber, die auf den Beschauer blickten, hatten etwas so Sonderbares, fast erschreckend Durchdringendes, das wieder durch so viel Güte verklärt war, daß Werner sich von diesem Ausdruck wie gefesselt fühlte.

„Wer das ist? Meine Schwester Wanda. — Wollen Sie sie sehn?"

Minna nahm das Bild, das auf einer kleinen japanischen Staffelei stand, und hielt es ihm hin. Er betrachtete es aufmerksam; vielmehr, ihm war, als betrachte es ihn: so ruhte der tiefe Blick dieser Augen auf ihm. „Ist das Bild gut?" fragte er überflüssigerweise; er fühlte: es ist gut.

„O ja," warf sie hin. „Das beste, das wir von

ihr haben. — Was für ein guter Mensch sie ist, das sieht man aber doch nicht."

„O doch," murmelte er. „Die Augen. — Ich weiß nicht — — solche Augen hab' ich noch nicht gesehn. Das sind ja Augen — zum Verlieben."

Minna lächelte. „Sie würden sich doch nicht in sie verlieben. Wanda ist sehr fromm. Und das sind Sie nicht, wenn ich Sie nicht ganz falsch verstehe."

„Nein, das bin ich nicht. — Sehr fromm?"

„Für Ihren Geschmack gewiß zu sehr. Offen gestanden, für meinen auch! Man hat ja seinen Gott, gewiß; und auch seinen Glauben; aber sich so in das alles versenken, wie Wanda — nein, das könnt' ich nicht. Und gleichsam bei allem an die Vorbereitung fürs zukünftige Leben denken — ach nein, eigentlich noch mehr: dieses ganze Leben auf Erden nur als eine Vorbereitung ansehen . . . Da denk' ich wie mein kleiner Neffe, Adolf, meines Bruders Otto Sohn; mit dem geht Wanda einmal im Garten spazieren und spricht mit ihm über den Himmel und das Jenseits, da er danach fragt, und schildert ihm, wie schön es da sein werde; dafür sei es eben das Paradies. Der Kleine wird auch nachdenklich. Dann guckt er aber mit seinen blauen Augen zu ihr auf und sagt: ‚Ach, Tante Wanda, das wollen wir man noch abwarten; es ist ja hier so schön!'"

Werner lachte. „Ich stimme dem Vorredner bei," sagte er dann ernsthaft. „Wenigstens an guten Tagen ist es hier rechtschaffen schön . . ."

Er sah sie an, wie sie so jugendfrisch in ihrer

zarten Fülle vor ihm stand, denn sie hatten sich noch nicht wieder gesetzt. Er wollte ihr etwas Liebes, Schmeichelndes sagen, die Schönheit des Lebens auf sie beziehen. Sein Blick irrte indessen wieder zu den Augen des Bildes ab, das er noch in der Hand hielt; er starrte sie an und vergaß seine Worte. Schade! dachte er, mit einem Mißgefühl in der Brust; „Schade!" sagte er dann halblaut. „Ein solcher Kopf — und gar so fromm. Ich hätt's ihm nicht zugetraut. Es ist wohl eine gewisse Melancholie darin — etwas rührend Ernstes — aber von Weltflucht oder Weltverleugnung sieht man doch nichts. Nur viel Güte; viel Güte."

„Mein Gott, sie ist ja auch engelsgut! Und Weltflucht — nein, die hat sie nicht. Sie ist ja ein furchtbarer Pflichtmensch; was man auf Erden zu thun hat, das soll man thun. Und überhaupt —"

Werner warf die Photographie auf den kleinen Tisch. Sie sah das und verstummte.

Mit einer Heftigkeit, die sie überraschte, stieß er dann hervor: „Ich hasse diese ‚furchtbaren Pflichtmenschen'. Es sind gewöhnlich harte, stolze Pharisäer! — Ich hasse auch die ewige Frömmigkeit. Die sitzt in ihrem Himmel und guckt mit mild vernichtendem Blick auf uns von Gott verdammte Weltkinder hinunter. Ach, wie bedauern wir euch! seufzen diese guten Seelen, ihr kommt in die Hölle und wir gradeswegs zum lieben Gott! — Das kann nie ein ganz edler, guter Mensch sein, der so denkt. Nein, das kann er nicht! Er mag noch so viel Liebes und Gutes

haben: er hat den Gottähnlichkeitswahn; auch ein Größenwahn. Er fühlt sich als artiges Kind, als Lieblingskind; ach, er fühlt sich so. Er ist nicht ganz gut! Er kann es nicht!"

„Ich widerspreche ja nicht," entgegnete Minna lächelnd. „Sie blitzen und donnern mich so an, wie wenn ich Ihnen widerspräche."

„Ja, ja. Entschuldigen Sie!" sagte er zerstreut.

„Ich bin ja ganz Ihrer Meinung."

„Ja, ja!"

Er that ein paar Schritte. Darauf griff er nach dem Tischchen und nahm die Photographie wieder in die Hand. Seine Augen, als wären es richtige Maleraugen, bohrten sich in das Bild. Nach und nach sich dann tief verfinsternd, schüttelte er den Kopf; warf es wieder hin.

„Auf Wiedersehn beim Abendessen!" sprach er halb in die Luft, halb zu Minna, drückte ihr rasch die Hand, nahm seinen Mantel und Hut und ging.

Sie sah ihm etwas befremdet nach; ihre Lippen verzogen sich.

VIII.

Einige Tage später, an einem sonnig schönen Vormittag, saßen Hugo und Frau Minna, Werner und seine Schwester und der junge Doktor, im Fleißthal an einem leise rieselnden Bächlein, das dem Fleißbach zufloß. Lärchen und Fichten gaben angenehmen Schatten; ein mächtiger Felsblock, wohl einmal vom Berg gestürzt, trennte die Rastenden gleichsam von der Welt; es war ein heimliches Plätzchen. Sie hatten am Tag vorher den Sonnblick erstiegen, ohne Fräulein Antonie, die sich vor dieser Gletscherwanderung gefürchtet hatte, waren früh um Sechs vom Zittelhaus auf dem Gipfel wieder aufgebrochen, um zu Mittag im Rupertihaus zu sein, und frühstückten nun ein wenig aus Wolfgangs Rucksack, der in seinen gastfreundlichen Falten noch einige gute Reste hatte. Auf dem weichen Moos ruhte man so gut; sitzend oder liegend. Ein paar unsichtbare Vögelchen zwitscherten einen leisen Gesang. Am blauen Himmel segelten leichte, langsame, schneeweiße Wölkchen vorüber. Werner, der auf seinem Mantel lag, den Kopf aufgestützt, nickte vor sich hin.

„Ja, hier kann man doch wieder leben," sagte er wie aufatmend. „Wenn man auch noch ziemlich

hoch über dem Heiligenbluter Thal ist, man hat doch schon wieder ein menschliches Gefühl. Bäume; sogar Vögel. Ein zivilisiertes kleines Wässerchen, das halbmenschlich mitplaudert. Hier geht's!"

„O ja," versetzte Christine, die gegen einen Baum gelehnt saß. „Hier ist's auch nicht übel. Aber das war doch schöner, als ich da oben über dem öden Felsensee die Schneehalde hinuntersauste, hinter dem Herrn Doktor. Die himmlisch kalte Luft, und der Wind, den wir uns selber machten. Und dieses schnelle Dahinrutschen in so 'ner märchenhaft wilden Welt. Bruder, das war schön!"

„Wintersport im Sommer," warf er hin.

„Nun ja!"

„Dazu hatt' ich doch nicht den Mut!" bemerkte Minna von ihrem Baum herüber; sie aß noch ein paar Apfelschnittchen. „Mich dem Doktor gleichsam auf den Rücken zu setzen — und unter mir nichts als Schnee und ein Abhang —"

„Er hatte ja seine dicke Joppe auf den Schnee gelegt; es war wie ein Schlitten!" — Christine warf einen ihrer dankbaren und bewundernden Blicke auf Wolfgang, die Hugo alle unterwegs auffing; sie kamen aber zu seinem Mißvergnügen doch ans Ziel. „Ein rührend guter Herr Doktor!" setzte sie hinzu. „Und dabei wie ein Athlet!"

Wolfgang lächelte. „Sie haben halt ein Alpenherz, daher überschätzen Sie mich so sehr. — Ihren Bruder haben wir aber leider nicht begeistern können, weder für das Mitrutschen, noch sonst. Ich glaub',

der denkt in diesem Augenblick: Hol der Teufel den Sonnblick und den Doktor und alle Alpinisten dazu!"

„Sie nicht," antwortete Werner lächelnd; „aber den Sonnblick meinetwegen. Da steigt man in der brennenden Sonne vier, fünf Stunden bergan, stapft dann noch stundenlang durch den Gletscherschnee, durch eine infame Schneebrille entstellt — und was hat man dann? Wieder so ein Holzhäuschen wie aus der Nürnberger Spielwarenschachtel, auf einem häßlichen Berg. Rund herum Eis und Schnee! So weit man sehen kann, Berge, Berge, Berge; es sieht aus, als hätt' die Erde einmal das Schaukeln gekriegt und wär' dadurch in Wellenbewegung gekommen; zwanzigtausend solche Wellen, nachträglich wieder versteinert, stehn da nun rund herum. Macht Sie das wirklich glücklich, Herr Doktor?"

„Ich seh' wohl auch noch andres —"

„Wirklich? Ich nicht! — Endlich geht man freudensatt zu Bett. In einer schrägen Dachkammer; Mann an Mann. Tiefe Winterkälte; im Juli! Schlafen möcht' man wohl, warum nicht; aber wie macht man das? Man friert. Der Wind heult ums Haus —"

„Da oben ist halt immer Wind."

„Der glückliche Wind! — Also der pfeift und heult und unterhält sich mit dem Dach über mir die ganze Nacht. Schnee- und Eisstückchen klirren über die Dachschindeln hin, einen halben Meter über meiner Nase, auch die ganze Nacht. Du konnt'st da unten im Rupertihaus schlafen, in einem menschenliebenden guten Bett, armer Naturfex du; aber hinauf, hinauf!

‚Auf den Bergen wohnt die Freiheit'; die Freiheit von Ruh' und Schlaf! — — Na, man hat die Erinnerung. Es ist eine unvergeßliche Nacht!"

Christine war leise aufgestanden, sie mochte den Bruder nicht so reden hören; geräuschlos ging sie zwischen den Bäumen hin, bis sie hinter dem großen Felsblock verschwand. Es entstand eine Stille, die offenbar niemand unterbrechen mochte; die Männer lagen mit ernsthaften Gesichtern da, nur Minna lächelte den zornberedten Werner an. Auch so im „Lästern" gefiel er ihr; er gefiel ihr mehr und mehr. Sie trällerte nach einer Weile leise vor sich hin, um die Stille etwas gemütlicher zu machen. Sie schien in Träumerei zu versinken, sie sah aber alles; ihre neugierigen Augen sahen überhaupt zeitlebens mehr, als wohl je einer ihrer Verehrer glaubte. Ihr konnte nicht entgehn, daß nun auch Hugo sich geräuschlos erhob und an dem flüsternden Bächlein hinging, als beschäftige ihn da etwas. Natürlich wollte er aber ganz etwas andres; das wußte sie sofort. Richtig, er verschwand nun auch hinter dem Felsblock. Die träumerische Minna nickte vor sich hin.

Sie trällerte leiser, immer leiser; endlich war ihr, als höre sie eine gedämpfte Männerstimme sprechen, offenbar auf der andern Seite des Felsblocks. Hinter dem sitzen sie! dachte sie. Was er ihr wohl sagt? — Schade, daß ich nicht oben auf dem Fels liege, wie gestern; da könnt' ich hören, ungesehn . . .

Man kann ja wieder hinauf! dachte sie weiter. Etwas lauter trällernd erhob sie sich von ihrem Baum,

sah sich dann die Männer an. Diese stumpferen „Herren der Schöpfung", die so viel Interessantes nicht interessiert, — da lagen sie ohne Augen und Ohren, nichts als stilles Behagen, Werner und Wolfgang nebeneinander. Sie hatten sich Zigaretten angezündet und rauchten; der blaue Dunst, den sie sich so sorglos vormachten, stieg lustig gekräuselt, wie wenn es die Atemzüge ihres Leichtsinns wären, in die schattige Luft. Frau Minna, die das Leben ernster nahm, ging wie ein anmutig träumendes Wesen leise von ihnen fort. An einer Stelle war der Felsblock leicht zu ersteigen; oben war er fast eben, hier und da moosbewachsen; dort hatten sie gestern morgen beim Aufwärtswandern alle fünf eine Weile geruht. Jetzt stieg sie allein hinauf und legte sich nahe am jenseitigen Rand in das dürftige, kurze Moos. Die beiden da unten am Stein hatten sie offenbar nicht gehört: Hugos tiefe, verhaltene Stimme sprach ruhig weiter. Es war sicher, sie saßen dort, vermutlich an den Fels gelehnt. Minna horchte andächtig; sie hatte gute, neugierige Ohren, sie verstand jedes Wort.

„Sehen Sie," sprach Hugo, „wie Sie da vor mir wegsausten, sozusagen auf des Doktors Rücken, über den Schnee zum See hinunter — da hatt' ich ein ganz verrücktes, scheußliches Gefühl: sie saust mir mit ihm für immer davon! — Auf diesen jungen Mann, das gesteh' ich Ihnen, bin ich eifersüchtig ... Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir's aufrichtig; schonen Sie mich um Gottes willen nicht. Haben Sie für den Doktor ein — wärmeres Gefühl?"

„Ich hab' ihn gern," antworte Christine treuherzig, leise; ihre Stimme klang weicher als sonst. — „Sie fragen aber auch wirklich viel."

„Gern, sagen Sie," forschte Hugo unerschüttert weiter. „Zu gern?"

„Nein, nein, nein. Was denken Sie."

„Glauben Sie, daß Sie mich, Hugo Hoffmann, — daß Sie mich lieb haben können für ein ganzes Leben? — Sie kennen mich noch wenig, das weiß ich. Und —"

„Und Sie kennen mich ja ebenso wenig," fiel sie ihm sanft ins Wort.

„Ach, was mich betrifft, ich brauchte keine Stunde mehr. Ich bin Ihnen schon so wahnsinnig gut; Sie ahnen ja nicht, wie gut!"

Ei, mein lieber Junge, dachte Minna in ihrem Hinterhalt, den runden, weichen Arm aufgestützt, — wie beruhigend schnell hast du dich getröstet!

„Wirklich?" flüsterte Christine.

„Es handelt sich ja nur noch um Sie. Ob Sie mit einem pommerschen Gutsbesitzer — — Hohe Berge mit Gletschern und Schneerutschen hab' ich freilich nicht. Sie sagten aber neulich — das gefiel mir so gut, ist mir so nachgegangen — Sie wollten sich nützlich machen, kein fideles Unkraut werden. Ach, wenn Ihnen das Herz aufginge, sich für Pommern nützlich zu machen und für mich!"

„Das ist's ja eben," sagte Christine schonend leise: „Pommern kenn' ich gar nicht; in Norddeutschland überhaupt war ich ja noch nie. Wie da die Menschen

sind — und wie da auf dem Land gewirtschaftet wird — was von einer Landfrau verlangt und erwartet wird — — Sie müssen mich nicht auslachen, daß ich davon spreche! Aber das alles geht mir im Kopf herum, liegt mir auf der Brust. Ja, wenn ich mich für eine Weile hinzaubern könnte — in Ihr Hinterpommern, mein' ich — und da wie ein Mäuschen herumschauen und horchen, bis ich wüßte, wie das alles ist ... Und wie Sie dort sind; auch das ... Verstehn Sie, wie ich's meine? Oder finden Sie das alles zu pedantisch, zu praktisch, zu nüchtern — mit zu wenig Herz?"

„Da wär' ich wohl ein eingebildeter Geck, liebes Fräulein," sprach nun Hugo wieder. „Nein, ich finde, das alles ist natürlich, vernünftig; — nur sehr traurig für mich! Sie sagen, Ihr Bruder will nächstens fort. Wie seh' ich Sie dann wieder? Und vor allem, wie zaubere ich Sie nach Pommern hin? daß Sie mich und alles so kennen lernen, wie —"

Er sprach nicht zu Ende. Doktor Wolfgang war aufgestanden und rief jetzt in die Welt hinein: „Meine Herrschaften, ich muß bitten! Es ist Zeit zum Aufbruch, wenn wir im Rupertihaus zu Mittag essen wollen!"

Minna hörte, oder glaubte zu hören, daß die beiden da unter ihr in die Höhe fuhren, dann am Felsblock hingingen. Sie selbst blieb noch einige Augenblicke liegen; darauf erhob sie sich und trat wie schlaftrunken, die Augen reibend, an den andern Rand des Felsens vor. „Denken Sie," sagte sie zu den

Männern hinunter, „ich war hier fest eingeschlafen. Das kommt wohl von der schlechten Nacht auf dem Sonnblick. Nun bin ich aber marschbereit!“

Sie warf einen Blick auf Werner, „ihren“ Werner, wie sie bei sich dachte; in seinem eleganten Anzug, dazu den langen Bergstock in der Hand, nägelbeschlagene Schuhe an den Füßen, stand er wie ein etwas drolliges Gemisch, aber für sie doch wie ein schlanker Adonis da. Das „Zaubern“ übernehme ich! dachte sie. Drei Fliegen mit einer Klappe! Mein Plan ist schon fertig!

Sie stieg von ihrem Fels herab; die etwas volle Gestalt war doch noch elastisch, unversehrte Jugend.

IX.

Werner saß am nächsten Morgen in seinem Zimmer nahe am Fenster; er betrachtete mit kritischen Augen, was er seit einer Stunde gemacht hatte: einen träumerischen Versuch, Frau Minnas Büste aus dem Kopf mit Pastellfarben zu malen. Wie er sich hatte denken können, war der Versuch stark mißglückt; so ein gründlich geschultes Meistergedächtnis hatte er nicht. Es war einer seiner müßigen Einfälle, die der dumpfe Thätigkeitsdrang hervorrief und über die er sich hinterdrein zu ärgern pflegte. Diesmal hatte ihn obendrein irgend ein Kobold geneckt: in Minnas Gesicht hatte sich das ihrer Schwester mit hineingedrängt, besonders Augen und Stirn waren mehr nach Wanda geraten. Mißraten war jedenfalls dieser ganze Unsinn ... Er hörte nebenan bei Christine gehn; dann klopfte es dort an seine Thür. Er warf die „Farbenkleckserei" in eine Schublade und rief etwas unwirsch: „Ja, ja! Komm du nur herein!"

Christine trat ins Zimmer. Sie hatte den Hut auf dem Kopf; ihre frischen, sanftgebräunten Wangen hatten eine leichte Röte. „Stör' ich dich nicht?" fragte sie, mit einem besondern Ausdruck von Harmlosigkeit im Gesicht.

Er schüttelte den Kopf. „Wo kommst du her?" fragte er. „Du warst ausgegangen."

„Ja; nur auf die Landstraße. Da rief mich Frau Weintraut von ihrem Balkon herunter an, erklärte, sie hätte Sehnsucht nach mir, und ich ging hinauf. Sie wird neuerdings so besonders herzlich und zärtlich zu mir. Furchtbar lieb ist sie gegen mich!"

„Ja, das hab' ich zu meiner Freude bemerkt," sagte Werner; „denn es ist ja eine — allerliebste Frau. Als wir gestern aus dem Fleißthal heruntersstiegen, ließ sie dich gar nicht mehr von sich; und gestern abend war's wieder so. Ich ward zuletzt förmlich eifersüchtig."

„Ach, aber von dir spricht sie mit einer Verehrung, Werner, und mit einer Wärme! — Sie läßt dich schön grüßen." Christine trat ans Fenster, als bemerkte sie dort irgendwas, trat dann wieder ins Zimmer zurück und lehnte sich an den Stuhl ihres Bruders, den sie aber nur von der Seite ansah.

Einer seiner verschleiert durchdringenden Blicke ruhte auf ihr. „Christel, du hast was," sagte er dann, mit seinem ihr bekannten brüderlichen Lächeln.

„Bitte, greif nicht so vor!" entgegnete sie und lächelte nun auch. „Na ja — etwas hab' ich. Denk dir, was Frau Weintraut will. Ich soll sie besuchen. In Hinterpommern."

„Ah! Wann denn?"

„Jetzt."

„Jetzt?"

„Ja, denk dir: jetzt. Sie meint so: du, meint sie, hast schon jetzt vom Gebirg genug, und sie in

einigen Tagen auch. Also wenn ich ihr eine große Freude machen wollt' — weil sie mich so lieb hab' — so sollt' ich sie begleiten, meint sie, und bei ihr noch eine möglichst lange Sommerfrische machen. Ohne Hochgebirg, aber von Herzen! sagt sie."

„Na, das wär' ja an sich beides sehr schön," versetzte Werner lächelnd. „Und — — und welche Absicht hat Frau Weintraut dabei?"

„Absicht?"

„Ja. Irgend eine besondere Absicht wird sie doch wohl haben; neben der heftigen Liebe zu dir."

„Gott, wie lächelst du zuweilen klug! — Diesmal hast du allerdings wohl recht. Sie gab mir dann plötzlich einen Kuß und sagte: ‚Entschuldigen Sie, liebes Herz, daß ich davon spreche; ich hab' aber den ganz entschiedenen Eindruck, daß mein lieber Freund Hugo Hoffmann sich lebhaft für Sie interessiert. Wenn es sich nun zufällig so träfe, daß auch Sie sich etwas für ihn interessieren, so könnt' ich mich ja zugleich ein wenig nützlich machen. Sie sehn ihn zuweilen bei mir, bei meinem Bruder, Sie sehn, wie er lebt, Sie lernen das ganze Wesen bei uns kennen. Und dann wissen Sie, was Sie wollen oder was Sie nicht wollen. Wär' das in Ihrem Sinn?' — Und darauf gab sie mir wieder einen Kuß."

„Und darauf gab sie dir wieder einen Kuß. — Das ist ja alles sehr rührend; und sehr gutherzig von der schönen Frau. Da ist ja aber doch die Hauptfrage: wie sieht's in Christine Ringhof aus? Hat die schöne Frau nicht vorbeigedacht?"

Christine ward rot und heiter. „Ich hab' ihr auch einen Kuß gegeben," antwortete sie.

„Kind! du interessierst dich wirklich für den Gutsbesitzer?"

„Ach, ich hab' dir ja viel zu erzählen, Werner. Sie hat 'ne ganz richtige Ahnung: der Gutsbesitzer möcht' mich als seine Gutsbesitzerin. Schon vorgestern, beim Hinaufwandern, fing er zart davon an, und gestern, als wir herunterkamen, hat er sich herzhaft ausgesprochen. Es war wunderbar, er hatte denselben Gedanken: könnten wir uns doch in seiner Heimat besser kennen lernen! Er wußte nur nicht, wie es anzufangen wäre. Da kommt dieser Vorschlag!"

Werner stand auf. „Nun thu mir nur den Gefallen, Christel, und sag mir: wie ist dir zu Mut? Interessierst du dich für den Herrn, oder nicht?"

„Interessieren — das ist ein so dummes Wort. — Aber ja, eigentlich ist es hier das richtige. Ja, ich hab' Interesse für ihn. Er — gefällt mir gut. Ich kann mir denken, daß ich — — Ach, mit so 'nem Bruder, so 'nem Mann spricht sich das schrecklich schwer!"

„Warum?" fragte er und stellte sich vor sie hin. „Ich denk', ich bin doch dein bester Freund."

„Na ja, natürlich, gewiß. Aber zum Beispiel in diesem Augenblick guckst du mich mit so ein paar großen, scharfen, wissenschaftlichen Augen an; das ist nicht gemütlich!"

„Ich hatt' mir eingebildet, du hättst diesen andern gern, den Alpenmann, den Bergrutscher."

Christine lächelte etwas verlegen. „Aber das thut ja nichts."

„Was thut nichts?"

„Daß ich für den Doktor — — Nun ja, er gefällt mir recht gut. — Sie sind so merkwürdig verschieden, Werner. Der große Blonde und der kleine Schwarze ..."

Sie stellte sich beide lebhaft vor; sie gingen gleichsam nacheinander an ihr vorüber; beide hatten etwas so reizend Männliches, beide erregten in ihr ein wohliges, beinahe süßes Gefühl. Es bedrückte sie eigentlich gar nicht, so zwischen beiden hin und her zu schaukeln; es war ein ungekannter, verwegener Genuß darin, ein leichter Schwindel, der ihr nicht wehthat. Sie sagte es aber nicht.

„Mädel!" rief nun Werner aus, wie wenn er ihr durch die Brust ins Herz gesehen hätte. „Das ist ja Bigamie!"

Christine lachte auf, so lustig wie sie konnte. „So weit sind wir doch nicht!" erwiderte sie dann. „Ach, das Ganze ist natürlich Unsinn; für einen entscheidet man sich dann doch. Der schwarze Doktor gefällt mir vielleicht nur so gut, weil ich mit ihm fürs Hochgebirg schwärme — und weil er ein so wunderbarer Bergsteiger ist. Aber darauf baut man ja doch nicht sein Lebensglück. Und dann — — was hat er sonst? Er hat noch nichts. Ein junger Doktor mit drei, vier Patienten; oder Assistent. Neulich schlug er selbst auf seine Tasche — mit reizendem Humor —: ‚Da steckt mein ganzes Vermögen!' — Ja, aber was

nützt zuletzt dieser reizende Humor. Eine Familie ernährt er nicht!"

„Praktisches junges Mädchen —"

„Das muß man ja, Werner!"

„Ich sag' nicht grade, das muß man nicht. — Aber du hast ja Geld."

„Woher? Meine kleine Erbschaft — ach Gott, wie weit käm' man damit. Alles andre gibst du mir, der reiche Mann. Der großmütige."

„Das würde ich doch auch weiter geben —"

„Um meinen Mann zu ernähren?" — Christine wehrte diesen Gedanken mit beiden Armen ab, als wär' ein tödliches Gift darin. „Nein, Werner, zur Schmarotzerseele hast du mich mit all deiner Verwöhnung und Großmut doch noch nicht gemacht. Wirst du auch nie! nie!"

„Will ich ja auch nicht," sagte er mit einem herzlichen, guten Blick. „Also da ist dann wieder — dieser Gutsbesitzer. Es ist also wirklich in deinem Sinn: auf nach Hinterpommern? Ihn immer noch besser kennen lernen — bis der ganze Abgrund seiner tiefen Seele ausgemessen ist? So einen hast du wirklich gern?"

„Ich, ja. — Du nicht."

„Nein, mein Herz, ich nicht. — Ich bin ein älterer Taucher als du; ich glaub', ich hab' den ganzen Abgrund abgetaucht, war unten am Grund. Man kommt schnell hinunter! — Ein Nützlichkeitsmeier, um es roh zu sagen. Ein platter, nüchterner Mensch — — nein, ich will nicht aus Abneigung übertreiben; du machst

mir auch so böse Augen; und hast nicht ganz unrecht. Er kann warm werden für allerlei. Er hat auch seine Art von Humor. Aber dieser blödsinnige Haß auf all die sogenannten Ueberflüssigen, die er Unkraut nennt; — wie der Stier auf das rote Tuch! Diese gedankenlose Anbetung der Nützlichkeit; was für einer Nützlichkeit? Die man in den Mund stecken, die man verdauen, die man sich auf die Haut ziehen kann! — Geh mir mit deinem langen Germanen!"

Die kluge Christine hatte einen solchen Angriff auf ihren Germanen erwartet; darum hatte sie sich ihren Gegenstreich noch aufgespart. Ihr war denn doch auch nicht entgangen, daß ihr leichtentzündlicher Bruder sich für die „schöne Frau" mehr und mehr erwärmt hatte.

„Ich glaub', du übertreibst noch immer," sagte sie sanft. „Ich will aber nicht gegen dich streiten; wie weit käm' ich denn auch damit. Und dann denk' ich mir auch: geh' ich nach Hinterpommern, so werd' ich da vielleicht ganz deiner Meinung —"

„Das hoff' ich! Das glaub' ich!"

„Wie umgekehrt du vielleicht in seiner Heimat meine Meinung annimmst!"

Werner hatte sich abgewandt, die Hände in den Taschen; er drehte sich um. „Ich? wie käm' ich dahin?"

„Hab' ich denn das noch nicht gesagt? Frau Weintraut hofft ja sehr, du kommst mit. ‚Ich kann ja nicht dran denken,' sagte sie, ‚daß Sie ohne den Bruder kommen, daß Sie ihn um meinetwillen ver-

lassen; ein so entzückendes Geschwisterpaar! Aber wenn er mit Ihnen — — glauben Sie, daß es möglich wäre? — Glauben Sie, daß es möglich wäre?' rief sie immer wieder. ‚Das wär' ja ein Glück wie im Märchen. Sie glauben nicht, wie hoch ich Ihren Bruder stelle. Eine so durch und durch vornehme, ästhetische, von Liebenswürdigkeit gesättigte Natur!' ja, so sagte sie. Von Liebenswürdigkeit gesättigt. ‚Ein über alles Niedrige und Nüchterne so erhabener Mensch!'"

Werner ging langsam auf und ab. Er erwiderte eine Weile nichts. Christine sah nur einmal von der Seite, daß er lächelte; dieses Lächeln der Befriedigung, das man zu unterdrücken sucht, das aber wie heimliches Feuer durch die Ritzen dringt. Als er wieder zu ihr trat, war sein Gesicht eben gelassen und ernst geworden.

„So!" sagte er gedehnt. „Also ich soll mit."

„Sie hofft es. — Ach, Werner!"

„Was?"

„Wenn du dich dazu entschließen könntest!"

Er war wieder eine Zeit lang stumm. „Von Liebenswürdigkeit gesättigt — das ist eine Phrase," warf er endlich hin. „Deine neue Freundin in Ehren, aber — eine etwas geschmacklose Phrase."

„Ach nein, sag das nicht!" rief Christine. „Es kam ihr so aus dem Herzen, das fühlt' ich; sie brauchte halt einen starken Ausdruck für ihre Empfindungen. Hätt'st du ihre Augen dabei leuchten sehn! So kindlich schöne graue Augen."

Werner nickte, wie nachgebend. „Ja, die hat sie wohl," murmelte er dann. O Gott, ja, die hat sie! dachte er, von der Schwester wieder abgewandt. Kindlich schön: das hat die Christel gut getroffen. Ja, ja, sie lebt, sie kokettiert, sie haßt und liebt wie ein Kind. Selbst wenn sie sündigt, glaub' ich, sündigt sie wie ein Kind ...

Er sah sich auf einmal in dem grauen Haus auf dem Rittergut Bartelshagen, das ihm Frau Minna beschrieben hatte; mit ihr am Fenster, auf den großen Garten hinausschauend, der zuletzt in Wald überging. Ihre weiche Wange lächelte ihn an. Ihre Schulter lehnte an seiner ...

Er zuckte.

Christine sah dieses Zucken; ein dunkles Gefühl sagte ihr: er geht mit! er will! — Sie dachte nur: eitel ist er doch auch, wie alle; weiter dachte sie nicht. Leise, auf den Zehen, ging sie hinter ihm her, da er wieder von ihr weg langsam durch das Zimmer schritt.

„Ach, wenn du mitkämst, Werner!" sagte sie dann sanft, ohne Drängen.

Er blickte ihr ins Gesicht. „Liegt dir denn so viel daran?"

„Viel? — Ich thät's gern. — Weißt du, ich bin nicht abergläubisch, aber daß er mich damals bei meinem Sturz gerettet hat — — es machte mir gleich so einen merkwürdigen Eindruck; es wirkt auch jetzt etwas auf mich, das gesteh' ich dir. Lach mich nur nicht aus, du Denker. Ich sag' mir ja nicht, das war Gottes Wille; ich mein' halt nur —"

„Weiß schon, was du meinst," unterbrach er sie. — „Wann gedachtet ihr Frauenzimmer denn aufzubrechen?"

Sie zeigte ihre Freude noch nicht zu sehr; doch freute sie sich heftig. „Wann du willst — wenn du wolltest," antwortete sie.

„Weiß er davon? der lange Blonde?"

„Aber, Werner! Natürlich kein Wort!" — Ein zartes Rosenrot schimmerte ihr langsam durch das ebenso zarte Braun der Wangen; ihre Augen lachten ein wenig. „Aber freuen wird's ihn. Das weiß ich."

Er legte ihr die Hand auf den Arm: „Kind, dann will ich dir noch etwas sagen. Meinetwegen bald — aber ohne ihn. Wir beide mit Frau Weintraut und ihrem Fräulein; der nützliche Germane reist später, oder einen andern Weg. Mit uns, als eine Art Bräutigam, nein, das will ich nicht. Verstehst du mich? Ist dir's recht?"

„Ach, du bist ja ein süßer, süßer Bruder!" rief sie nun aus und warf sich ihm an die Brust. „Natürlich ist mir's recht. Natürlich versteh' ich dich. — Werner! Mensch! Immer und immer hab' ich dir zu danken!"

„Kind, ich will ja dein Glück!" murmelte er und streichelte ihre warme Wange, indem er sie im Arm hielt. Es ging ihm aber wie im Traum, der oft die Gestalten so plötzlich wechselt: ihm war, wie wenn er Frau Minnas Wange streichelte. Er dachte wohl in diesem Augenblick mehr an sein eignes Glück. Sein Geist flog wieder nach Norden, in das graue Haus; vorträumend und ahnungslos, wie wir Menschen sind.

Zweites Buch

I.

Das Herrenhaus von Bartelshagen war ein Bau aus dem achtzehnten Jahrhundert, damals vielleicht für Gastfreundschaft in großem Umfang oder auch für eine zahlreiche Doppelfamilie gedacht; denn an einen schmalen Mittelbau, den unten eine nicht sehr große Halle ausfüllte, schlossen sich zwei geräumige Flügel, mit Unter- und Oberstock. Den rechten Flügel bewohnte die Witwe des früheren Besitzers, Frau Minna Weintraut, die sich mit ihrer kleinen Gesellschaftsdame in dem großen Haus oft etwas „unproportioniert" fühlte; im linken war mehr Leben: Minnas Bruder Otto, der jetzige Eigentümer, mit seiner sehr beweglich thätigen Hausfrau und vier geräuschvoll gesunden Kindern. Diese Teilung des Gebäudes war zwischen Bruder und Schwester beim Verkauf des großen Gutes vereinbart worden; gemeinschaftlich für beide Haushalte blieb der große, fast Park zu nennende Garten, der sich auf der Rückseite des Hauses, vom Wirtschaftshof vornehm abgewandt, in den Wald hineinzog. Nur ein paar kleinere Gärten am Hause waren rechts und links abgegrenzt; in ihnen gab es „Pilze" und „Zelte", unter denen sich die Flügelbewohner in der guten Jahreszeit vor der Sonne schützten und luftige Siesta hielten.

Werner, am Abend mit den Damen angekommen, hatte von der Wohnung nur einige Zimmer, von allem andern noch nichts gesehn; sobald er aber am Morgen gefrühstückt hatte — allein, denn die Damen waren noch nicht sichtbar — ging er in den Garten, um in dieser neuen Welt umherzuschauen. Nach dem gestrigen Regen sah alles erfrischt und glänzend aus; die staubfreien Wege, die leuchtenden Rasenplätze, die stark duftenden Rosen, die in vielen edlen Arten blühten, hatten alle etwas Festliches. Er ging eben hin, vollkommen eben; nur nahe am Wald bemerkte er einen kleinen Hügel, der offenbar künstlich gemacht war, wohl um einen Ausblick in die hügelige Gegend zu schaffen. Ihm war diese ebene Fläche recht; lange genug hatten ihm die engen Berge auf der Brust gelegen. Die alten, hohen, weitschattigen Buchen, Eichen, Silberpappeln freuten ihn; — nur „weiße Schönheit" fehlte ihm in dem Grün, nach marmornen oder andern Steinbildern, nach etwas Antike oder auch Zopf schauten seine kunsthungrigen Augen vergebens aus. Es war ein durchaus m o d e r n e r Garten: ein Croquetplatz, ein Tennisplatz, ein bescheidenes, flüsterndes Springbrünnchen, in dessen Wasserbecken einige Goldfische schwammen; hier und da eine Laube; alles gut gepflegt. Er hatte endlich auf Augenweide nach seinem Sinn verzichtet, wie schon viel hundert Male im Leben; mit einem entsagenden Seufzer setzte er sich auf die nächste Bank — Bänke waren genug im Garten — und zog seine Cigarettentasche heraus, um dem Genius des Ortes ein erstes Rauchopfer zu bringen.

Ein paar helle, lustige Kinderstimmen kamen hinter ihm her; er horchte auf. Der Kies der Wege knirschte unter hurtigem Trippeln; auf einmal standen dann ein Bub und ein Mädel drei Schritte von ihm, wohl noch nicht mehr als vier und drei Jahre alt. Eine junge Wärterin in einem großen Strohhut folgte ihnen langsam. Die Kinder waren einfach, doch hübsch gekleidet; die blühenden, feinen Gesichtchen sahen den Fremden auf der Bank mit neugierigem Erstaunen unerschrocken an. Werner erwiderte ihre langen Blicke; dann begann er zu lächeln, um die Unterhaltung zu eröffnen. Sie blieben aber ernst.

Das junge Mädchen war nun auch herangekommen; Werner grüßte sie. Er machte dann auch den Kindern, da sie ihm gefielen, seine Reverenz, mit tief abgezogenem Hut. Des Knaben Augen folgten dem Hut; die schönen, fremden Edelweißblüten, die noch von Heiligenblut her dran steckten, waren ihm ins Auge gefallen. „Die Blumen da hab' ich im Gebirg gestohlen," sagte Werner mit tief ernstem Gesicht, indem er dem Jüngelchen in die großen blauen Augen blickte. „Ich stehl' überall die Blumen. Ich bin in diesen Garten gekommen, um eure schönen Rosen zu stehlen."

„Das müßt ihr nicht glauben," sagte die Wärterin lächelnd, da die Kleinen sehr verdutzt zu ihr aufschauten. „Der Herr ist ja gestern abend mit Tante Minna gekommen, und er wohnt bei ihr. Nicht wahr, Herr —?"

Werner nickte.

„Und das sind Herrn Eberts jüngste Kinder:

Adolf und Eva. — Ihr könnt dem Herrn ruhig die Hand geben; ist ja nun auch ein Onkel. Gebt ihm nur die Hand!"

Das Bübchen, dreister als Eva, trat näher; ehe er aber die Hand hinreichte, wollte er offenbar noch etwas Unklares zwischen ihm und dem Herrn aus der Welt schaffen. Er deutete auf die Blumen am Hut. „Na, und die?" fragte er. „Hast du die gestohlen?"

Werner schüttelte mit einem vertrauenweckenden Lächeln den Kopf. „Ich hab' nur gespaßt," antwortete er. „Du machst ja auch zuweilen Spaß; was? — Wenn ich Blumen haben will, so kauf' ich sie mir. Die am Hut hab' ich von einem kleinen Mädchen im Gebirg gekauft."

„Ah!" sagte das Bürschchen mit einer klugen Bewegung der Brauen. „Du bist wohl mit Tante Minna im Gebirg gewesen."

„Ganz recht, kleiner Mann."

„Und diese komischen Blumen wachsen im Gebirg?"

„Ja, hoch, hoch oben." Werner wies mit der Hand, so hoch er konnte; die Augen der Kinder gingen andächtig mit. „Auf den steilen Bergen, weißt du. Und da sind sie oft so schwer zu kriegen, daß man vom Berg herunterstürzt, wenn man sie pflücken will."

„Warum pflückt man sie dann?" fragte jetzt die Kleine.

Werner schaute das Püppchen an; die hellen Augen unter den schwachen, lichtblonden Brauen hatten eben einen so reizend dümmlich klugen Ausdruck, daß er sie hätte küssen mögen. „Warum?" erwiderte er. „Weil

wir Menschen alles haben wollen. Du willst wohl auch alles haben, was dir gefällt, kleine Eva."

Sie sann einen Augenblick; darauf nickte sie.

„Gefallen euch diese komischen Blumen? Möchtet ihr sie haben? — Sie heißen dort Edelweiß."

Er nahm sie vom Hut herunter und hielt sie auf der flachen Hand.

„Edelweiß! Wie komisch!" sagte der Junge. Er betrachtete sie mit vorgestrecktem Gesicht, die Händchen auf dem Rücken. „Haben möchten wir sie wohl. Möchtst du, Eva?"

Sie nickte.

„Also da habt ihr sie!"

Werner war aufgestanden; er gab die Hälfte der Blüten an das Bübchen. Indem dessen blaue Augen ihm fröhlich dankten, fiel ihm ein: das ist ja offenbar der kleine Adolf, der zu seiner frommen Tante Wanda über das zukünftige Paradies sagte: „ach, das wollen wir man noch abwarten, es ist ja hier so schön!" Er nickte dem Kleinen verständnisvoll wie ein Gesinnungsgenosse zu. „Na, und Eva?" sagte er dann und bückte sich, um ihr die andre Hälfte des Edelweiß an ihr Hütchen zu stecken. Dabei fielen ihm die braunen Haare, die er zurückgestrichen und mäßig gekürzt trug, über das Gesicht. Der Bub sah es und lachte auf.

„Kuck den an!" sagte er zur Schwester. Eva, unter ihrem Hütchen hervor, bemerkte es nun auch; sie lachten beide. Bei den Herren ihrer Bekanntschaft hatten sie wohl so langes Haar noch nicht gesehn.

Ueber Werner kam die ganze Kinderfreundlichkeit, die er seit seinen jungen Jahren hatte; er bückte sich tiefer, um den kleinen Gesichtern näher zu kommen, und schüttelte nun die Mähne vor seinem Gesicht. Eva kreischte vor Schreck und Vergnügen auf; sie hatte ein allerliebstes Stimmchen. Adolf begann zu krähen wie ein Hähnchen, das noch schlecht gelernt hat. Plötzlich hatte er seine Rolle in diesem Spiel gefunden: er fürchtete sich. Er floh vor dem langhaarigen Ungeheuer hinter die Bank, kauerte dort nieder, schrie und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Schnell kauerte auch Eva neben ihm, aber vor Lust mehr jauchzend als schreiend, und man sah fast nur die vier Hände und die zwanzig Finger.

Werners Ehrgeiz war geweckt; von diesen kleinen Schauspielern durfte er sich doch nicht lumpen lassen. Er verfolgte sie hinter die Bank, wie eine Mischung von Stier und Löwe brüllend. Die Kinder flohen wie aufgescheuchte Wildenten davon, indem sie mit den Aermchen statt mit den Flügeln schlugen. Endlich blieben sie wieder stehn. Nun sahen sie, daß der Löwe sich auf die Bank gesetzt hatte und ihm die Haare wieder nach hinten lagen. „Oho!“ rief der Junge, und sie kamen im Trab zurück.

Einige Augenblicke standen sie schüchtern vor dem fremden Mann; er war aber so unvorsichtig, sie freundschaftlich anzulächeln. Als das die kleine Eva sah, schmiegte sie sich geschwind und fest an seine Kniee; ihre Hände strebten an ihm empor. „Nochmal struwelig machen!“ bat sie und streckte alle Fingerchen

nach seiner Mähne aus. Werner neigte gutherzig den Kopf. Wie wenn Delila über Simson käme, fuhr sie ihm in die Haare; sie ließ sie ihm aber und zog sie nur herunter. Jetzt setzte sich Jung Adolf wieder in Bewegung, um in gräßlicher Furcht zu fliehen. Er hörte jedoch nach einigen Sturmschritten auf: die gräßlichen Töne des Ungeheuers blieben aus, die dazu gehörten. Sich halb zurückwendend bat er: „Brüllen! — Noch viel döller brüllen!"

Ich bin verloren! dachte Werner; er merkte, in welchen Abgrund er sich am ersten Morgen gestürzt hatte. Doch die beiden aufgeregten Gesichtchen zu enttäuschen hatte er nicht den Mut; er stimmte ein beinahe löwenreines Brüllen an, sein allerbestes. Die Kinder schrieen denn auch doppelt selig auf und flohen in wonnevoller Angst, diesmal hinter ein Gebüsch. Er verfolgte sie eine Weile mit gesenktem Kopf.

Als seine Löwenstimme aber etwas schwächer wurde, hörte er ein lautes, helles Lachen. Er blieb stehn und warf die Mähne zurück. Auf dem Weg, an dem seine Bank stand, kamen Frau Minna und seine Schwester Arm in Arm gegangen; sie waren nur noch einige Schritte entfernt. Christine lachte herzlich, Minna fast überlaut.

„Na, das muß ich sagen!" rief Minna. „Eine so rasche Verbrüderung mit den kleinen Rangen — das war unerwartet! — Ich ahnte auch nicht, daß Sie so herrlich brüllen könnten."

Sie wandte ihr Gesicht zu Christinen; „ist er nicht entzückend?" setzte sie halblaut hinzu, aber so, daß er es hören konnte.

„Talente schlummern oft jahrelang," entgegnete Werner mit seinem ernsten Schalksgesicht. „Ich war aber schon als Bub ein so geschätzter Brüller, daß man sogar bedeutende Hoffnungen auf meine Zukunft setzte: entweder Clown oder Tragöde! — Da ich aber nichts geworden bin, so bin ich auch das nicht geworden."

Minna schlug scherzend in der Luft nach ihm: „Reden Sie nicht so! Ich wollt', es wären viele so wenig geworden wie Sie! — Nun müßt ihr mir aber den Löwen lassen," sagte sie zu den Kindern, die etwas beengt und mißvergnügt dastanden; sie schienen von der Dazwischenkunft der Tante nicht entzückt zu sein. „Dafür könnt ihr euch heute mittag bei mir abholen, was ich euch von der Reise mitgebracht hab'; o, recht was Hübsches. Richtig, wir haben uns ja noch gar nicht gesehn; gestern abend schlieft ihr. Guten Morgen, Kinder!"

Sie bückte sich zu den Kleinen hinab, die die Mündchen entgegenstreckten, und küßte beide; etwas amtlich, ohne besondere Zärtlichkeit. Darauf nickte sie ihnen noch einmal zu, nahm Werners Arm und ging mit ihm und Christinen durch den Garten weiter.

„Also, lieber Freund," sagte sie, „da Sie nun mit den Jüngsten des Hauses schon Bekanntschaft gemacht haben — war er nicht wirklich entzückend, Christine? — so ist's Ihnen vielleicht auch recht, wenn wir heut nachmittag im andern Flügel einen Besuch machen, um die ‚ganze Bande' kennen zu lernen. Natürlich keine steife Visite; nein, zum Kaffee mit Topfkuchen. Meine Schwägerin ist groß im

Kuchenbacken. Wahrscheinlich kommt auch Wanda, meine Schwester; leider mit ihrem Mann; der ist keine Verschönerung. Aber was wollen wir machen; wir haben ihn nun einmal! — Wär' es Ihnen recht?"

„Das versteht sich ja doch wohl von selbst," erwiderte Werner.

Minna lächelte: „Ja, ja, Sie haben sich in das Gutsbesitzernest verirrt, Sie sind eingefangen! — Ach, wie bin ich froh, kindisch froh, daß ich Sie beide in meinem Garten hab', Sie und diesen Schatz!" — Sie umschlang Christine mit ihrem freien Arm. Eben kamen sie auf den kleinen künstlichen Hügel, auf dem ein Tisch und zwei Bänke standen. Es war hier eine anmutige Aussicht ziemlich weit in das Land hinein. Niederungen mit frisch grünen Wiesen waren von Waldhügeln überragt; dazwischen wogten die mehr oder minder gelben Saaten, die der Ernte entgegenreiften. Ein angenehm kühlender Morgenwind trieb eine Herde glänzender Wolken wie weißwollige Schafe langsam über die Erde hin. In der Ferne leuchtete ein Städtchen mit einem stattlichen, farbigen Kirchturm. Wasser sah man freilich kaum; nur einen Zipfel eines Sees, im Süden.

„Ist das der See, an dem Ihre Schwester wohnt?" fragte Christine.

Minna schüttelte den Kopf: „Nein, geliebtes Herz. Wanda wohnt da hinüber, nach Westen; ihren See können wir leider gar nicht sehn; auch ihr Haus nicht, nichts; obgleich wir nur 'ne halbe Fahrstunde auseinander sind. Da, wo dieser kleine Seezipfel blaut,

ist Herrn Hugo Hoffmanns Gut; das heißt, sein Gut liegt nicht am See. Es hat ja ausgezeichneten Boden und gibt gewöhnlich sehr gute ‚Löhnung‘, wie man hier sagt, aber mit landschaftlicher Schönheit prahlen kann es leider nicht. Das kann nur Wanda in ihrem Grebbin. Na, der gönn' ich's! — Dafür haben wir hier in Bartelshagen eine Musterwirtschaft; mein Bruder gilt für den tüchtigsten Landmann in der ganzen Gegend. Ueberhaupt — auch seine Frau — eine furchtbar tüchtige Hausfrau. Im ganzen linken Flügel des Hauses, da ist alles tüchtig, tüchtig. Die Untüchtigkeit ist nur auf der andern Seite!"

„Da muß ich Ihnen zurückgeben," versetzte Werner, „was Sie mir vorhin sagten: ich wollt', es wären viele so untüchtig wie Sie."

„Gott, er wird galant!" rief Minna. „Nun sehn Sie mal, wie er lächelt, Christine. — Schützen Sie mich vor Ihrem Bruder: er wird noch gefährlich!"

II.

Nachmittags saß man in Otto Eberts großem Gartenzimmer; die ganze Familie war versammelt, der behagliche, breitschultrig kraftvoll gebaute Hausherr mit den sinnenden blauen Augen — an die Schwester Minna erinnerte wenig von ihm —, seine gemütliche Hausfrau Lotte, die trotz ihrer Wirtschaftlichkeit schon zur Fülle neigte, und die vier Nachkommen, von denen Werner nur die jüngsten gefielen, die er schon kannte; die beiden älteren Knaben, neun und zehn Jahre alt, waren ihm zu „tüchtige", derbe Landgermanen. Auch zwei junge Mädchen waren erschienen, die bei Frau Lotte Kochen und Wirtschaften lernten, die eine klein, die andere groß; die kleine hatte diesmal „die Woche" und schenkte den von ihr gekochten Kaffee ein. Christine sah noch etwas fremd, doch vergnügt umher; ihr gefiel diese ländliche, norddeutsche Gemütlichkeit, die den ziemlich schmucklosen Raum erfüllte, sie wußte nicht, wie. Es mochte ein wenig in allem liegen: in der bedürfnislosen Schlichtheit des Hausherrn, der dabei mit so klugen Augen in die Welt sah, in der ungeheuren Natürlichkeit der Frau, die förmlich Güte ausstrahlte, und in der freimütigen Wohlerzogenheit der Kinder; auch die beiden

Fräulein trugen wohl dazu bei, die, ganz fremd hergekommen, sich nun wie zu Hause fühlten. Nur Werner war nicht behaglich; er langweilte sich. Zu viel Familie! dachte er; und zu wenig Schönheit! Selbst Frau Minna erschien ihm hier weniger reizend als sonst; er fand, daß sie doch auch zur Familie gehöre, zu sehr „Ebert“ sei. Wenn er sich langweilte, ward er gerne ungerecht. Es überkam ihn dann eine Art von Wollust, sich zu erbittern; als zerstreue ihn das, als kürze es die Langeweile ab. Wie komm' ich nach Bartelshagen und zu Otto Ebert! fuhr ihm durch den Kopf.

Die kleine Eva stand auf einmal vor ihm, der in einem Lehnstuhl saß, und schaute ihn mit ihren hellen Augen träumerisch listig an. Es war eine drollige Mischung in dem Geschöpfchen, die er schon im Garten verspürt hatte; er begann leise zu lächeln, während er sie betrachtete. In ihren Blicken rührte sich mehr und mehr die Eva; ohne zu sprechen oder sich zu bewegen, faßte sie nur noch seine Haare ins Auge; endlich lächelte sie auch, mit schüchterner Schelmerei. Das Zeigefingerchen ihrer rechten Hand löste sich von den andern ab, stieg vorsichtig in die Höhe und deutete dann mutig auf die Mähne über seiner Stirn. Die kleinen rosigen Lippen bewegten sich, wie zu einer Bitte.

Werners Humor erwachte; zugleich die plötzliche Lust, dieses ehrbare Familienidyll durch einen kleinen Sturm zu unterbrechen. „Nicht wahr, Eva, wir kennen uns schon?“ sagte er zu dem Püppchen. „Du bist die

kleine Schlange und ich der große Löwe!" Damit warf er sich die ersehnte Mähne ins Gesicht. Die Kleine schrie vor Freude auf. Jetzt stürzte auch schon Adolf herbei, um mitzujubeln. Aber „brüllen!" rief er dann; „immer döller brüllen!"

„Sie hören," sprach Werner zur Hausfrau hinüber: „Ihre Kinder haben noch unerfüllte Wünsche von heut morgen her, die ich nun befriedigen muß." Er ließ seine Löwenstimme los; „entschuldigen Sie!" rief er dazwischen, dann brüllte er wieder und jagte den davonstürmenden Kindern nach. Es begann ein Rennen durch drei, vier Zimmer; die Kleinen rasten hin und her, versteckten sich, flohen wieder, und verlangten sich von neuem zu entsetzen, wenn der Löwe still ward. Vater Ebert lachte; die Mutter sah mit etwas befangenem Lächeln drein; Minna verzog bald das Gesicht.

Endlich kehrte Werner zu seinem Lehnstuhl zurück, um auszurasten. Die Kinder aber, unersättlich wie sie alle sind, drängten sich ihm an die Kniee und begehrten mehr; „nochmal struwelig machen!" rief Eva wieder und strebte zu seinem Kopf hinauf. „Um Gottes willen!" mischte sich nun die Hausfrau ein; „wollt ihr den armen Herrn wohl in Ruhe lassen!" Werner winkte aber beruhigend mit der Hand: „Lassen Sie sie nur! — — Kinder, den Löwen wollen wir nun in den Käfig sperren; den haben die Herrschaften wohl genug gehört. Wir haben aber noch einen Elefanten hier; auf dem könnt ihr reiten. Der Elefant ist bekanntlich ein kluges Tier; er macht's euch bequem!"

Inwendig übermütig über die Gesellschaft lachend, ließ er sich aus seinem Stuhl auf den Teppich sinken, der das halbe Zimmer bedeckte, und streckte sich aus. Kaum lag er, so saß schon Adolf auf ihm. Der kleine Schauspieler begriff sofort, daß man mit so einem Elefanten schonungslos umgehen könne, und ritt auf dessen Leib in wilder Wonne herum. Eva, einen Augenblick ungewiß, was denn für sie noch übrig bleibe, stieg mit ihren hurtigen Füßchen auf Werners Kniee und Beine hinauf; nun war sie höher als der sitzende Bruder; sie jauchzte über ihre Verwegenheit. „Ich tret' auf ihm! Ich tret' auf ihm!“ rief sie der ganzen Gesellschaft zu, mit der verwilderten süßen Stimme.

Werner lachte, so gut er unter seinem Reiter konnte; — auf einmal war ihm, als hätt' er ein Traumgesicht. Ueber ihm erschien in der Luft ein bekanntes und doch fremdes Antlitz; aus dem sahen ihn ein paar braune Augen an, die er noch nie gesehen hatte und doch schon gesehen. Es waren die durchdringenden Augen der Frau Wanda auf dem Heiligenbluter Bild; jetzt erkannte er sie, da auch jener gute, verklärte Ausdruck drin aufleuchtete. Sie lächelten ihn an. Sie schienen ihm nun doch nicht ganz so schön, wie er sie gedacht hatte; in diesem „Idyll“ von braven Landleuten und lustigen Rangen tauchten sie aber wie ein Märchen auf. Es war etwas Geheimnisvolles in dem tiefen Blick, das er selbst in diesem Augenblick verspürte.

Er hob das Knäbchen empor, machte sich zart

auch von Evchen frei und stand auf. „Sie sind wohl sehr kinderlieb,“ sagte Frau Wanda ohne weiteres, schlicht. Sie lächelte dann auf die Kinder hinab.

„O ja; ja, sehr,“ antwortete er gedankenlos. Er sah sie nur an. Sie trug ein einfaches hellbraunes Kleid, nicht übel geschnitten, mit einem kleinen Eigensinn gegen die eigensinnige Mode, aber vorteilhaft für die noch vollkommen schlanke Gestalt. Den Hut hatte sie schon abgelegt; der schöne Wellengang des gescheitelten Haars war ein Schmuck für die edle Stirn. War das ganze Antlitz schön oder nicht? Er wußte es nicht; er sah es aber gerne.

Der Hausherr stellte ihn seiner Schwester vor und sie ihm; die Kinder drängten sich mit ihren noch ungestillten Wünschen hinzu; Frau Wanda lachte. Sie hob die Kleinen in die Höhe und küßte sie herzhaft; beruhigte sie mit wenigen Worten; sprach dann wieder zu ihm. Werner erwiderte dies und das, aber obenhin; er hörte auch kaum, was sie sprach. Ihn beschäftigte, *wie* sie sprach. Hatte Frau Minnas Stimme etwas eigen Einschmeichelndes und Liebkosendes, so ging die der Schwester weich und gut durch den ganzen Menschen; er hatte noch keine so wohlthuende Stimme gehört. Es war kein Alt, aber eine zur Tiefe neigende Mittellage; sie hatte auch lieblich hohe Töne und ein helles Lachen.

Plötzlich ließ sich eine andre Stimme vernehmen, die ihm desto mehr mißfiel; eine kalte, harte, nüchterne Mannesstimme. Ein Herr von mittelgroßer, guter

Gestalt trat herzu, mit einem schöngebräunten, rotwangigen, hübschen und doch nicht erfreulichen Gesicht. „Georg Keßler, mein Schwager," sagte der Hausherr; er stellte dann auch Werner und Christine vor.

Eine Art von Gespräch entspann sich; doch redete eigentlich Herr Keßler allein. Werner, völlig einsilbig geworden, gab dieser kalten Stimme bald kaum mehr Antwort; er erbitterte sich wieder; die merkwürdigen braunen Augen waren auch bereits verschwunden, in den Garten hinaus. Die alles beobachtende Minna sah das zunehmende Gewitter auf „ihres" Werner Gesicht. Sie machte der Unterhaltung geschwind ein Ende, nahm seinen Arm und führte ihn auch dem Garten zu.

„Na?" fragte sie leise im Gehn. „Ist dieser Schwager Georg eine Verschönerung?"

„Warum hat Ihre Schwester diesen — Bauern genommen?" fragte er dagegen.

„Bitte, nicht so laut!" flüsterte sie. „Ach, ich hab' Ihnen ja schon in Heiligenblut erzählt: sie und ich, wir wollten aus dem Vaterhaus fort. Und dann kam wohl noch etwas dazu ... Und dann: ja, wenn man mit zwanzig so gescheit und so erfahren wäre, wie man mit dreißig ist! Das soll aber noch erst erfunden werden. Für die jungen Mädchen wär' das wichtiger als alle Heilserums und die ganze Elektricität!"

„Sie unterliegen nun dem gemeinen Magnetismus zu sehr," erwiderte Werner.

Minna nickte lebhaft: „Ach ja! Das ist das Wort!"

Sie holten Frau Wanda ein, die mit der Hausfrau den breiten Hauptweg des Gartens hinunterging; Wanda sprach, es war ein leises Klagen in ihrer Stimme. „Das ist nun wieder das Elend," sagte sie, „daß ich meine beiden nur bis zur Hälfte der Ferien hab'; dann muß ich sie hergeben!"

„Sie spricht von ihren Knaben," erklärte Minna. Wanda wandte den Kopf und nickte; ein rührend trauriger Ausdruck lag auf dem zugleich ergebenen, tapferen Gesicht.

„Warum müssen Sie sie denn hergeben?" fragte Werner.

Wanda blieb stehn. „Da sind die Großeltern," entgegnete sie, die Achseln zuckend; „meines Mannes Eltern. Die wollen die Kinder, wenn sie aus der Stadt nach Hause kommen, ebenso viel haben wie ich; und mein Mann — der stimmt für die Eltern. In ein paar Tagen ist's wieder aus, dann sind die Bürschchen fort!"

„Sieben und acht Jahre sind die Kerlchen erst alt," erklärte Minna wieder.

Werner nahm nochmals das Wort: „Aber — gestatten Sie mir eine Frage, gnädige Frau. Warum geben Sie die Kinder so früh in die Stadtschule und von Hause fort?"

„Warum?"

Wanda wiederholte nur das Fragewort und antwortete nicht. Sie war bleicher geworden; ihr Gesicht

verschloß sich nun aber ganz. Endlich murmelte sie noch etwas, das mit „ja“ begann; mehr verstand er nicht.

Es entspann sich, wie immer in solchen Fällen, ein gleichgültiges Gespräch; Werner hörte bald nicht mehr zu. In Wandas Zügen war ihm etwas „Christliches“, Märtyrerhaftes erschienen, das ihm nicht gefiel. Er entfernte sich endlich schweigend, langsam, in den Wald hinein, der an die schönen Rasenflächen grenzte. Ich hatte ja ganz vergessen, dachte er, daß sie eine Gottselige ist! Wenn ihr die Kinder halb genommen werden, wenn ihr rotbäckiger Bauer sein Ja und Amen dazu sagt, so ist das ja eine Schickung von Gott, und in selbstzufriedener Demut hält sie ihr den Rücken hin. Es ist noch eine Art von erhabener Wollust dabei! — Ich wollte schon Mitleid verschwenden; die Stimme geht einem so lächerlich zu Herzen — und dazu die Augen, die Augen. Aber nur kein falsches Mitleid, du Weltkind; das würd' sie ja vornehm lächelnd ablehnen, die Gottselige. Es geht ihr nach Gottes Willen schlecht, also gut!

Er wandelte noch eine Weile in ähnlichen Gedanken unter den hohen Bäumen herum; dann kehrte er mit träumerisch langsamen Schritten in den Garten zurück. Als er dem Hause näher kam, sah er ein überraschendes Bild: auf der Nachbarbank neben der seinen von heute morgen saß Frau Wanda ohne die Damen, aber mit seinen kleinen Spielkameraden. Eva saß auf ihrem Schoß, das Bübchen stand vor ihr, an

ihre Kniee geschmiegt, und sah andächtig zu ihr auf. Sie sprach. Sie erzählte. Hinter einen Baum am Wege tretend, um nicht zu stören und um ungestört zu sehn, hörte er nun deutlich, wenn auch nicht Wort für Wort, daß sie den Kindern Märchen erzählte. Durch die Entfernung war ein Schleier über den Klang der Stimme gebreitet, der ihr noch einen traumhaften Reiz gab. Dazu saß sie sehr anmutig da; die „Märtyrerin", die ihre Kinder hergeben soll und andre Kinder so liebreich unterhält.

Sie wird ihnen aber auch fromme Geschichten erzählen! ging ihm durch den Sinn; er lehnte sich gegen diesen lieblichen Eindruck auf. Vom zukünftigen Paradies und so weiter! — Die Kinder verlangten mehr und mehr, wie vorhin von ihm. Sie gab denn auch mehr und mehr. Es blieben aber Märchen. Auf ein trauriges erzählte sie schnell ein lustiges; und noch so ein lustiges; die kleinen Stimmchen lachten laut. Werner wunderte sich kopfschüttelnd über ihr Gedächtnis. Ob sie gar eigene hinzu erfand? — Es schien ihm doch nicht: so schnell, von den unersättlichen Geschöpfen erbettelt, folgten sie einander. Aber diese Heiterkeit mit dem Weh im Herzen, dieses Selbstvergessen ergriff ihn; es beschämte ihn, wie sehr er sich auch wehrte. Wieder ungerecht! dachte er, indem er noch horchend hinter seinem Baum stand. Ja, ja, fuhr er sich selber an, du warst wieder ungerecht! — Was ist da weiter zu sagen: die Frau ist gut. Wie das Weltkind Minna im Rupertihaus sagte: sie ist engelsgut!

Frau Wanda stand endlich auf; „nun ist's genug!" sagte sie, „nun gehn wir ins Haus!" Die Kinder versuchten, sie noch zurückzuhalten; da sie sich in Bewegung setzte, hängte sich erst der Bub, dann auch das Dirnchen an ihr Kleid. Sie ging ruhig weiter, mit einem lächelnden Blick rückwärts auf die kleinen Gewaltmenschen; die ließen sich mit fortschleppen. Eine Weile gönnte sie ihnen dieses neue, trotzige Vergnügen. Auf einmal rief sie dann im Kommandoton: „Loslassen! Marsch!" Nun gehorchten beide. Wie Hündchen und Kätzchen neben der Tante her laufend kamen sie mit ihr zugleich ins Haus, in den linken Flügel.

Werner ging ihnen lächelnd nach. Erst als er ins Gartenzimmer trat, verging ihm wieder die gute Laune: die Gesellschaft hatte sich hier aufs neue versammelt und Herr Georg Keßler, der Gatte, mit aufgehobenen Rockschößen am sommerkalten Ofen stehend — vermutlich seine Lieblingsstellung — erzählte mit lauter, selbstgefälliger Stimme Jagdgeschichten. Er war immer dabeigewesen, er hatte einen gefährlichen Wilddieb entwaffnet, drei Wildenten mit einem Schuß getötet, vom offenen Wagen aus, im Fahren, einen Achtzehnender erlegt. Er sprach fließend, nicht ungewandt, aber so kräftig und aufdringlich, daß es dem empfindlichen Werner auf die Nerven ging. „In seinen Geschichten sollen gewöhnlich einige richtige Einzelheiten sein," flüsterte Minna hinter ihm. „Können Sie diesen Nimrod ausstehn? Ich nicht!"

Werner schüttelte auch den Kopf.

Als Keßler die vierte Geschichte beginnen wollte, stand zum Glück der Hausherr auf, mit seiner behaglichen Entschiedenheit: „Nun sollte uns Wanda noch etwas Musik zum besten geben; da ihr ja doch zum Abendessen nicht hier bleiben wollt!" Wanda warf einen unwillkürlichen Blick auf Werners gelangweiltes, verbissenes Gesicht; sie sah, wie es sich jetzt aufheiterte, und konnte ein flüchtiges Lächeln nicht verbergen. Ohne weiteres ging sie in den angrenzenden Salon und setzte sich ans Klavier. Die andern zogen ihr nach, oder blieben an der offenen Thür zurück. Frau Lotte Ebert legte ihr Noten hin, Walzer, wie Werner mit seinen guten Augen bemerkte; Wanda schob sie aber still beiseite und begann eine von Beethovens innigsten Sonaten aus seinen mittleren Jahren zu spielen.

Sie wußte sie auswendig, vermutlich ganz; doch nach dem zweiten Satz, einem himmlischen Adagio, hörte sie auf und erhob sich. „Das war das Schönste," sagte sie nach einer kleinen Stille. „Und damit ist's nun genug!" Sie nahm ein paar Ringe, die sie abgezogen und aufs Klavier gelegt hatte, steckte sie wieder an, und mit einem noch musikträumenden Gesicht bewegte sie sich langsam, um fortzugehn.

Nun sah sie in ein Gesicht, das ähnlich träumte; das einzige in dieser kleinen Gesellschaft. Werner stand vor ihr; er war sehr bleich geworden, tief ernst; eine freudige Röte stieg ihm nun aber in die ein wenig zuckenden Wangen. „Das war — schön," murmelte er mit wenig Stimme. „Ich danke Ihnen sehr."

„Mir?“ entgegnete sie. „Es war eben Beethoven.“

„Ja, ja,“ murmelte er wieder.

„Mich freut, daß es Ihnen so gefallen hat,“ setzte sie leiser hinzu. „Die möchten hier am liebsten lustige Musik; das thu' ich aber nicht; oder selten. Etwas Wunderschönes oder gar nicht!“

Er nickte. Er hätte gern ihre beiden Hände ergriffen, die ihm eben so zu Herzen gespielt hatten; aus irgend einem unklaren Gefühl getraute er sich's nicht. „Sie spielen so, wie Sie sprechen,“ sagte er nur, in die noch ganz musikverklärten Augen blickend.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie verwundert.

„Sie haben eine so — wunderbare Stimme . . . Entschuldigen Sie, daß ich das heut schon sage; sonst hätt' ich's ja doch morgen oder übermorgen gethan. Es ist wohl vor allem so viel Seele drin . . . Und so, mein' ich, war auch Ihr Spiel. — Ich danke Ihnen sehr.“

Sie schüttelte den Kopf; „ich Ihnen!“ erwiderte sie fast leise. „So hat mir das noch niemand —“

„Wanda!“ rief in diesem Augenblick Herrn Keßlers geräuschvolle Stimme; er stand an der Thür, die zum Vorplatz führte. „Ich bitte! Wir gehn!“

Sie gab Werner stumm die Hand und ging. Der allgemeine Abschied begann; alle zogen bis zur Hausthür mit, wo der Grebbiner Wagen hielt. Auch Werner folgte, in sich versunken. Es war noch heller Tag, die Dämmerung wollte erst beginnen; der Wagen war offen, die Luft ging mild. Beide stiegen ein;

Keßler rief noch ein Abschiedswort und winkte mit der Hand. Dann schnalzte er mit der Zunge.

Der Kutscher bewegte die Peitsche, die Pferde zogen an. Der Wagen rollte über den Hof dahin. Werner sah ihm nach. Es war ihm ein kalt widriges Gefühl in der Brust, wie die zwei miteinander in den sich leise verfärbenden Abendhimmel hineinfuhren.

III.

Kommst du mit?" fragte Christine am nächsten Morgen ihren Bruder. „Ich will mit Frau Ebert in ihre Küche, Keller und so weiter. Ich will sehn, wie sie's hier machen; kurz, ich will was lernen. Bist du auch dabei?"

Werner lächelte, nahm sie in den Arm und wanderte mit, in den linken Flügel. Frau Lotte Ebert stand vor ihrer Küche, eine hübsche, farbige Schürze vorgebunden; es ging, wie immer, gutherzige, fast übertrieben einfache Gemütlichkeit von ihr aus. Als sie mit ihr in die große, helle Küche traten, in der alles von blanker Reinlichkeit glänzte, sah Werner ein anmutiges Bild: am Fenster, malerisch gut beleuchtet, saßen rechts und links vom Küchentisch die beiden „Kochenlernerinnen", Bohnen abziehend und Kartoffeln schälend. Wie von einem der alten Holländer gemalt, saßen sie in ihren lichten Hauskleidchen und Schürzen so blühend und so heiter da, als wäre diese Arbeit das reine Vergnügen, als hätte man ihnen das Kartoffelschälen zum Geburtstag geschenkt. Fräulein Betty Reif, die Aeltere, die Große, erschien ihm heute sehr stattlich, ein angenehmer Anblick; gestern hatte er sie kaum angesehn. Klüger, mit einem drollig listigen

Zug um den hübschen Mund, war wohl Fräulein Hedwig, die Kleinere, Siebzehnjährige. Ihre Augen blitzten sogleich lustig auf, als die Damen eintraten und mit ihnen der feine, elegante Herr. Das Gesicht der andern blieb stiller, träumerisch verwundert.

„Ei, was bekommen wir für hohen Besuch!“ sagte Hedwig, mit einem kindlich übermütigen Blick auf Werner; es war fast noch ein Backfischblick. Die Luft in diesem Hause war offenbar voll harmloser Heiterkeit.

„Ich komme, um den jungen Damen zu helfen,“ gab Werner zur Antwort. „Das ist eine alte Leidenschaft in mir, das Kartoffelschälen —“

„O Gott!“ rief Christine aus.

„Und ich hab' mir von Frau Ebert eben ausgebeten,“ fuhr er unbeirrt fort, „daß ich auch etwas mitthun darf.“

Die jungen Mädchen lachten. „Na, dann kommen Sie nur her!“ rief Betty, die Große. „Da ist ein Stuhl, und da ist ein Messer.“

Werner saß auch schon; mit dem ernstesten Gesicht fing er an zu schälen. Er hatte das wunderliche, erfrischende Gefühl, als sei er in ein altes holländisches Genrebild hineingetreten und lebe nun leibhaftig drin mit.

„Aber um Gottes Willen!“ rief jetzt die Hausfrau. „Ihr großen Dirns fangt ja ebenso an, wie gestern meine Kinder!“

„Bitte sehr!“ erwiderte die Kleine. „Wir sind junge Damen, Frau Ebert, und wissen ja doch, was

sich schickt. Aber wenn sich Herr Ringhof selber so dringend und so rührend angeboten hatte —"

„Von einer unbezwinglichen Leidenschaft getrieben," setzte er hinzu. „Lassen Sie mich nur, gnädige Frau! Sonst zieh' ich auch noch die Bohnen ab!"

Die Hausfrau zuckte lächelnd die Achseln. Sie begann Christine herumzuführen, von einem Wirtschaftsraum zum andern, redselig mit sanfter Stimme erklärend. Werner blieb in seinem Genrebild; bald unterhielt er sich eifrig mit seinen so gut beleuchteten Partnerinnen, die so lebendig lachen konnten; dabei ging ihm sein Geschäft nicht übel von der Hand. Es war seit gestern eine gewisse milde Freudigkeit über ihn gekommen, die er seit Jahren nicht so gekannt hatte; ferne Erinnerungen aus der Knabenzeit, zuerst nachts im Traum erwacht, zogen ihm weich durch den Sinn.

Fräulein Betty, die eben einen witzigen plattdeutschen Spruch verwendet hatte, der ihm sehr gefiel, errötete auf einmal heftig. Zugleich hörte er eine bekannte männliche Stimme und blickte nach der offenen Gangthür. Hugo Hoffmann stand auf der Schwelle, in einem grauen Rock, den grauen Hut auf dem Kopf. Seit der Abfahrt vom Rupertihaus hatte Werner ihn nicht gesehn; die andern waren über München, Hugo über Wien nach Norden gereist. „Schönen guten Morgen!" sagte der Gutsbesitzer mit seinem scheinbar phlegmatischen Baß und nahm seinen Hut ab. „Was, da sitzen Sie auch . . . So nützlich haben Sie sich wohl lange nicht gemacht! — Ja, und wie lange hab' ich

die jungen Damen nicht gesehn. Ich begrüße Sie. Guten Morgen!"

„Guten Morgen!" gab die kleine Hedwig zurück. Betty nickte nur.

„Ich wollte Sie und Ihr Fräulein Schwester fragen," fuhr Hugo zu Werner fort, „ob Sie mir vielleicht heute Morgen die Ehre geben möchten, Teschenberg anzuschauen. Sie wissen, in Heiligenblut haben Sie mir's versprochen —"

„Versteht sich," antwortete Werner mit einer freundlichen Verneigung. „Wir wollen Hinterpommern kennen lernen; es war eine klaffende Lücke. Christine und ich sind immer bereit!"

Hugo trat langsam an den Küchentisch, nachdem er durch eine Verbeugung gedankt hatte; er streckte seine Rechte, die in einem wetterfesten Handschuh steckte, zunächst dem Fräulein Betty hin. „Na?" sagte er weich, fast etwas gedrückt oder verlegen, da Betty fortfuhr, an ihren Bohnen zu schnitzeln. „Krieg' ich keine Hand?"

„Eilt es Ihnen jetzt so plötzlich damit?" fragte Betty zurück; sie hatte wieder die gewöhnliche Farbe im Gesicht. „Sie standen ja so lang' an der Thür; ich dachte schon, Sie wollten keine. — Aber da! Guten Morgen!"

Sie gab ihm ihre große, rosige, gutgeformte Hand.

Hugo drückte sie. „Ach, wie können Sie so reden, Fräulein Betty. Ich blieb nur an der Thür, weil —"

„Weil Sie sich schämten, daß Sie mir Ihr Wort

nicht gehalten haben; vielleicht war es **das**, Herr Hoffmann."

„Was denn für ein Wort?"

„Aha! Das weiß er nicht einmal mehr!"

„O doch, Fräulein Betty. Recht gut. Ich hatt' Ihnen eine Ansichtskarte aus Heiligenblut für Ihr Album versprochen. Ich dacht' nur eben, Sie hätten es vielleicht vergessen."

„Oh!" rief sie aus und stand in plötzlichem Eifer auf. „**Ich**! das sollt' **ich** vergessen!" Dann sank sie aber rasch wieder auf ihren Stuhl und griff in die Bohnenschüssel. „Mein Gott," sagte sie ruhiger, Näschen und Mund etwas verziehend, „die Ansichtskarte... Aus so einer Ansichtskarte mach' ich mir doch nicht gar so viel. Es war mir nur interessant, ob Sie Ihr Wort halten würden; man will ja doch gern Erfahrungen machen. Na, das Wetter war vielleicht zu schlecht. Oder das Wetter war vielleicht zu schön. Oder es war auch gar kein Wetter. Kurz, es hat sich nicht so gefügt!"

„Ich bin ein schlechter Mensch," versetzte Hugo zerknirscht. „Ich bin ein schauderhaft schlechter Mensch."

Betty schwieg eine Weile. Dann hob sie seitwärts den Kopf zu ihm: „Das ist Ihnen wohl nicht angenehm, daß alle still sind, daß Ihnen gar keiner widerspricht!"

„Ach, Fräulein Betty —!"

„Ach, Herr Hoffmann!"

Wohl zu Hugos Freude ward das Gespräch, dem Werner aufmerksam zugehört hatte, durch eine kräftige

Stimme unterbrochen: Ebert erschien in der offenen Thür, mit seiner Frau, Christine und Minna. „Ich weiß schon, Hoffmann, warum Sie hier sind," sagte Ebert, indem er seinen Hut aufsetzte; „meine Schwester Wanda, der Sie davon geschrieben hatten, hat mir's gestern erzählt. Dann müssen wir nun aber auch aufbrechen, wissen Sie; sonst wird uns die Zeit zu knapp."

„Wollen Sie mit?" fragte Hugo erfreut.

„Gewiß! — Bitte, meine Damen, machen Sie sich fertig!"

Minna und Christine verschwanden; Hugo, der sie geschwind begrüßt hatte, trat noch einmal zu Fräulein Betty, seinen hochragenden Kopf wie ein armer Sünder senkend. „Ich hab's vergessen, das war gemein; die Ansichtskarte mein' ich. Seien Sie desto edler — als das bessere Geschlecht — und verzeihen Sie. — Will'n wi uns wedder verdrägen?" setzte er auf plattdeutsch hinzu, da sie noch schwieg.

„Ach, Sie — Schwerenöter!" gab sie nun zur Antwort.

„Ach Gott ne ja!" fing er scherzhaft auf „Messing'sch" an, in dem plattdeutsch gedachten und betonten Hochdeutsch des Schwachgebildeten. „Ich bün ja woll ein sehr unbedarwter Mensch; aber —"

„Bitte, verspäten Sie sich nicht!" unterbrach sie ihn. „Ihre Damen warten! — Uebrigens, mit Ihnen sprech' ich jetzt nur noch hochdeutsch, bis Sie sich ernstlich gebessert haben. Schönen guten Morgen!"

Hugo murmelte ein Abschiedswort, grüßte und

ging. Werner folgte ihm. Vor der Hausthür, auf dem Hof, hielt Hugos Wagen, ein stattlicher viersitziger, in den Minna mit Christine, Ebert mit Werner einstiegen; Hugo stieg auf den Bock, die Pferde zu lenken, der Kutscher saß neben ihm. Der Himmel hatte sich wieder bezogen, es war kühl geworden; doch regnete es nicht. Sie fuhren über die Bartelshagener Feldmark, dann durch Kolonistenland, ehemaliges Herrengut, das in viele kleine Bauernhufen oder Büdnereien zerteilt worden war; auf dem welligen Boden lagen die einzelnen Wohnsitze mit spärlichem Baumwuchs hier und da verstreut. Allmählich näherte sich der See, von dem sich gestern erst ein Zipfel gezeigt hatte, und breitete seine graue, durch Halbinseln zerrissene Fläche aus. Doch ehe man ihn erreichte, schwenkte der Wagen auf einen Seitenweg ab und rasselte bald auf den gepflasterten Gutshof von Teschenberg. Ein frisch getünchtes, lichtgelbes, stattliches Herrenhaus leuchtete unter dem farblosen Himmel; dahinter stiegen die mächtigen Baumkronen des Gartens auf. Vor der Glasveranda, die den Eingang des Hauses deckte, hielt ein kleines, leichtes Gefährt, in dem zu Werners Ueberraschung Frau Wanda saß. Sie hatte die Zügel in der Hand, ihre Pferde scharrten; ein kleiner Kutscher saß hinter ihr.

„Ick bün all hier!“ rief sie wie in dem plattdeutschen Märchen vom Swinegel und seiner Frau; es war dem verblüfften Werner ganz sonderbar, diese Frau und diese Stimme plattdeutsch reden zu hören. „Sie hatten ja recht, Herr Hoffmann, ich mußt' auch

dabei sein. Ihr Feld hab' ich ja schrecklich lange nicht gesehn!"

Sie stieg ab, die andern auch; man begrüßte sich. Die ganze Gesellschaft durchwanderte dann das Haus; Christine in Minnas Arm gehängt, etwas befangen schweigsam, Hugo etwas aufgeregt beredt, aber sich fast nur an die andern wendend, aus ehrenfestem Zartgefühl. Nach der städtischen Eleganz in Frau Minnas Flügel, der etwas altfränkischen Behaglichkeit im Ebertschen verspürte Werner hier die Kälte eines Junggesellenheims, die er freilich auch erwartet hatte; alles schien noch in einem gewissen Zustand der Erwartung zu sein: wann kommt denn endlich die Frau und die Gemütlichkeit? — Im Speisezimmer, das in einen blumenreichen, nur etwas verwilderten Garten blickte, war der Tisch mit einem üppigen Frühstück bedeckt; Hugo lud eifrig ein, sich zu setzen. „Nein, nein, nein, das paßt uns nicht," sagte aber der ungeduldige Ebert sogleich, für alle. „Im Stehen ein Butterbrot und dann weiter; meinetwegen einen Tropfen Wein dazu. Teschenberg ist groß und wir haben noch viel zu sehn!"

Niemand widersprach; nach wenigen Minuten trieb er auch schon zum Aufbruch, und man zog zu Fuß auf das Feld hinaus. Wanda ging mit Hugo voran; ihre schlanke, fast noch mädchenhafte Gestalt schien so recht mit Freude auszuschreiten. Sie nahm sich gut neben dem „langen Germanen" aus, der sie freilich stark überragte; übrigens war auch eine schlichte, selbstverständliche Herzlichkeit zwischen ihnen, die Werner

schon bei der Begrüßung bemerkt hatte. Mit Hugos Zutraulichkeit zu der jungen Frau mischte sich eine gewisse Huldigung, eine ländlich natürliche Verehrung, die fast rührend war; sie gefiel ihm an dem Mann, den er sonst nicht liebte. Wanda strebte lebhaft vorwärts, auf den Feldwegen zwischen den hohen Saaten hin, die in der stillen Luft heute wie eingeschlafen standen, und wie wenn sie die großen, gelblichen Aehren mühsam aufrecht hielten. Sie griff bald hier, bald da in das vielversprechende Gedränge hinein; ihr Kopf ging wie der eines Vogels eifrig hin und her. Hugo, sich zuweilen halbverstohlen zu Christinen wendend, erklärte die Einteilung seiner Feldmark, die Fruchtfolgen, die Zeiten der Aussaat; geflissentlich sachlich, unpersönlich; zuweilen erschien dann ein plötzliches, jugendliches Feuer in den großen Augen.

„Ihr Roggen steht besser als unsrer," sagte Wanda endlich; „Ihre Gerste auch. — Na, ja, überhaupt ... Ich hab's doch noch immer nicht erreichen können, daß mein Mann Ihre neue Einteilung der Schläge in Grebbin einführt. Alles ist vergebens!"

„'s ist eben ein zäher — Bauer," murmelte Ebert hinter ihr. „Aber nur nicht nachlassen. Kriegst ihn am Ende doch herum."

„O," sagte sie, „ich hab' Geduld! — — Ihr Weizen da steht ja auch nicht schlecht; aber wie kommen Sie zu dieser furchtbaren Menge Feuerblumen? Manchmal sieht man ja mehr Rot als Gelb.

— Worüber lächeln Sie? — Die lächeln ja alle. Nur Otto nicht. — Was ist da zu lächeln?"

„Das ist nur so 'ne Geschichte aus dem Hochgebirg," fing Hugo nach einigem Zögern an. „Wir haben da —"

„Wir haben da wie gute Deutsche grimmig gestritten," nahm Werner das Wort. „Es handelte sich eben um die — Feuerblumen. Ich erzähl' Ihnen das zu gelegener Zeit."

„Das Zeug sieht ja gut aus," sagte Ebert harmlos; „im Blumenstrauß auf dem Tisch hab' ich's sehr gern. Aber hier ist's der reine Unfug! — Ich dachte, dieser ganze Hügel wär' guter Weizenboden."

„Ist es auch, Ebert! Ist es auch!" rief Hugo. „Ich hab' hier das letzte Mal famosen Weizen gehabt. Aber diesmal hat das verdammte Unkraut —"

„Entschuldigen Sie!" setzte er unwillkürlich, mit einer Wendung zu Werner, hinzu.

Werner, in seiner besten Laune, lachte laut auf. Die andern lachten mit.

Sie gingen weiter, an hübschen kleinen Gehölzen und einem ehemaligen Teich oder Wasserloch vorbei, zu dessen Urbarmachung eben Thonröhren gelegt wurden. Wanda sprach mit dem Vorarbeiter; sie schien das alles wie ein Mann zu verstehn. Eine grüne Niederung senkte sich dann zur Linken, eine lange, nicht so breite Wiese, die künstlich entwässert war; schmale Quergräben teilten sie in eine Reihe fast gleicher Teile. Das schon einmal gemähte Gras sah schon wieder recht üppig und saftig aus. Hugo

betrachtete die Wiese mit liebevollem Blick. „Mit der bin ich jetzt zufrieden,". bemerkte er zu Ebert. „Sie thut, was sie soll."

Ebert nickte sachverständig. Wanda seufzte leise. „Dabei muß ich an unsre Kleistwiese denken," sagte sie, sich an die beiden Landwirte wendend. „Oben an den Rändern ist sie ja prachtvoll; aber nach der Tiefe zu wird sie immer schlechter, und unten ersäuft sie ganz. Und man könnte sie doch gewiß sehr viel trockner machen; Otto, meinst du nicht?"

„Gewiß," antwortete Ebert, auf seinen gelben Knotenstock gestützt. „Den Abzugsgraben tiefer legen."

„Tief genug? Glaubst du?"

„Große Arbeit würd's machen; Unkosten auch. Aber verzinsen thut sich's gewiß!"

„Aber oben, nach den Rändern zu, würd' dann da der gute Boden nicht am Ende zu trocken werden?"

Hugo machte ein etwas bedenkliches Gesicht: „Da hat Frau Keßler vielleicht nicht unrecht. Je tiefer der Graben, je weniger Wasser bleibt in der Höhe."

Ebert schüttelte ruhig den Kopf: „Das ist nicht so schlimm. Hoffmann, das fürcht' ich nicht. Wissen Sie, diese Kleistwiese — ein verflucht wasserhaltiges Stück Land!"

„Geht doch einmal mit mir hin," sagte Wanda, „untersuchen wir's ganz genau. Willst du, Otto? Herr Hoffmann, wollen Sie?"

„Sehr gern," entgegnete Hugo; „lassen Sie mich nur kommen; wann Sie wollen!"

Ebert nickte und streichelte ihr die Wange.

Nach diesem Gespräch, das Werner tiefverwundert angehört hatte, zog die kleine Gesellschaft weiter. Endlich waren alle Hauptsachen gesehn; bei einer schönen, alleinstehenden Eiche, wo die Beschauung enden sollte, hielten die nachbestellten Wagen, der kleine und der große. Man trennte sich, es war hohe Zeit; Wanda bestieg ihr Wägelchen und nahm wieder die Zügel; die andern stiegen in den Viersitzer ein, den nun der Kutscher führte: Hugo ging zu Fuß nach Haus. Werner sah der kutschierenden jungen Frau eine Weile in allerlei Gedanken nach. Er fühlte dann eine Hand auf seinem Knie; Ebert hatte sie zutraulich darauf gelegt.

„Ich kann mir denken, was Sie sich denken," begann Ebert lächelnd, mit gedämpfter Stimme, des Kutschers wegen. „Sie wundern sich über meine Schwester Wanda und ihre Landwirtschaft. Das ist ja natürlich."

„Ich gestehe, ja —"

„Wie sollten Sie auch nicht! — Wissen Sie, als meine Schwester heiratete, da verstand sie von der Landwirtschaft so viel wie dieser Stock. Sie wünschte sich auch nicht mehr! — Aber wie's so geht. Der Mann — — Na, Sie haben ihn ja gesehn. Und meine Schwester Minna da wird Ihnen schon dies und das über ihn erzählt haben; denn römische oder spartanische Verschwiegenheit ist nicht ihre Sache —"

Minna lachte zustimmend auf.

„Na also! — Außerdem bin ich der Meinung,

über — bedenkliche Familienmitglieder offen zu sprechen, wenigstens gegen einen Mann wie Sie, ist gewiß das beste; damit der andere nicht denkt: die sind blind — also auch bedenklich! — Der Mann, mein Schwager, ist ein guter Jäger, aber kein guter Landwirt. Grebbin kam nicht vorwärts, sondern es ging zurück. Wanda, sagt' ich ihr endlich, paß auf! Ihr kommt in die Bredulje; das geht im Leben nicht gut! — Sehn Sie, von diesem Augenblick an, da paßte sie auf; und wie! Sie dacht' an ihre Kinder — na, und wohl auch an den Mann. Otto, sagt sie zu mir, was er nicht weiß, das will ich lernen, und was er nicht thut, das soll er thun! Und — erstaunlich ist es — wenn auch ihr Bruder, ich muß es offen sagen — nur so im Umgang mit Hoffmann und mir, durch Fragen und Nachdenken und wieder Fragen, und Zuschauen und Mitanfassen, hat sie nach und nach so viel gelernt, daß sie ungefähr alles versteht. Und was sie noch nicht versteht — na, da lernt sie weiter. Wie heute. Sie haben's ja gehört!"

„Mit Bewunderung," erwiderte Werner. „Aber — was sagt der Mann dazu?"

„Hm! Nu ja. Das ist die Geschichte. Beschränktheit und Eigensinn scheinen ja siamesische Zwillinge zu sein! Georg Keßler will sich nicht dreinreden lassen; wozu denn? Das ist ihm ‚schanierlich'; und er kann ja alles selbst! — Da muß nun die arme Frau Evaskünste brauchen — mag sie gar nicht; muß aber — und ihm jeden guten Vorschlag, jede Neuerung so ganz sachte, so auf Umwegen beibringen,

daß er am Ende denkt, das ist auf seinem eigenen kleinen Gehirnacker gewachsen. Na, dann ist er hoch! Dann kommt er damit zu Hoffmann oder zu mir: da ist mir was eingefallen, das kann meine Wirtschaft, glaub' ich, noch besser auf den Damm bringen. Nämlich so und so! — Na, und dann schieben wir, wieder so ganz sachte, nach. Und so — — so wird nun in Grebbin gewirtschaftet, lieber Herr. Es geht mit Umständen, aber es geht!"

Werner versank in Gedanken. Sie sprachen darauf noch, alle vier, über dies und das. So kamen sie nach Haus.

Nach Tisch auf seinem Sofa liegend, um ein wenig zu ruhn, kehrte Werner zu diesen Gedanken zurück, die inzwischen wohl leise in ihm fortgesummt hatten; verwundert bewegte er den Kopf auf der Lehne hin und her. Das ist eine merkwürdige Frau! dachte er. Ich versteh' es nicht. „Für Ihren Geschmack gewiß zu fromm," sagt mir ihre Schwester im Rupertihaus; „bei allem ans zukünftige Leben denkend" — oder so ungefähr. Und wie find' ich sie? Diese Frau mit den Märchenaugen ist der wahre Gutsherr von Grebbin! Dazu als holdselige Tante gestern ... Von Frömmigkeit noch keine Spur! — — Freilich, „ein furchtbarer Pflichtenmensch," sagte Frau Minna auch. Damit wär' dann alles erklärt ... Alles? — Beethoven? — Wie hat sie die Sonate gespielt. Nicht wie Rubinstein oder Bülow, durchaus nicht — aber mit so feinem, süßem Gefühl; mit der Kraft der Innigkeit. Sie saß edel da; aber wie ein Mensch; nicht wie ein Engel,

oder ein Jenseitsträumer. Und sie will die Kleistwiese tiefer legen. — Ich versteh' es nicht!

Eine merkwürdige Frau! wiederholte er sich, den Kopf wieder schüttelnd. Diese Wanda ... Die Gottselige, die die Schläge anders einteilen will ...

Damit schlief er ein.

IV.

Für Werner kamen einige unwirsche Tage; eine Erkältung hatte ihn irgendwie ergriffen, mit der sich eine Verstimmung der Nerven verband, und wenn er auch Bett und Zimmer verlassen konnte, so hielt er sich doch in den vier Wänden, deren Gastfreundschaft er genoß. Am liebsten blieb er in seiner Stube, die er nach alter Gewohnheit mit den Nachbildungen von Kunstwerken veredelt hatte; hier die Stunden verlesend, verschauend, verdämmernd schien er sich am geschwindesten wiederherzustellen. Es war ihm recht, daß Christine mit Minna an jedem Nachmittag nach Grebbin fuhr: sie sah dort ein neues Stück dieser neuen Welt, sie kam auch mit Hugo Hoffmann zusammen, der gern zu seiner landwirtschaftlichen Freundin auf eine Stunde hinüberritt, doppelt gerne jetzt. Riß Werner etwa der Wunsch empor, mitzufahren und Frau Wanda wiederzusehn, so beschwichtigte ihn ein dumpfes, ihm selber unklares Furchtgefühl, das sich ihm wie ein abkühlender Schatten auf die Seele legte.

Am vierten Morgen empfand er dagegen nur die Freude der Genesung; er trat in der Schwester Zimmer: „Christel!" sagte er, „dieser unwürdige Leichnam meldet sich gesund!" — Christine fiel ihm in

ihrer Freude um den Hals. Er führte sie dem Fenster zu, das weit offen stand und durch das die schon sonnenwarme Spätmorgenluft flutete; auch schräge Sonnenstrahlen stahlen sich mit herein. „Uebrigens, da ich nun wieder rüstig bin," fuhr er lächelnd fort, „werd' ich auch indiskret; denn alle brutal gesunden Leute haben bekanntlich weniger Zartgefühl. Du hast nun diesen Gutsbesitzer auf und zu Teschenberg jeden Tag gesehn. Na, Kleine, wie ist dir jetzt?"

Er deutete auf ihr Herz.

Christine sah ihn mutwillig an. „Soll ich dir sagen, wie mir ist?"

„Ja, diesen Wunsch hab' ich eben geäußert."

„Frau Wanda Keßler ist eine himmlische Frau!"

„Frau Wanda Keßler?"

„Ja."

„Das ist — deine neueste Schwärmerei?"

„Eine neue, aber furchtbar starke, Werner. Ich hab' mich jeden Tag, jede Stunde mehr in sie verliebt!"

„Hm! — — Das mag ja sein. — Sie hat was — hat was, das — — Wir wollten aber von Herrn Hoffmann sprechen. Wie denkst du jetzt über den?"

„Frau Wanda Keßler ist eine himmlische Frau!"

Werner lachte; es war ihm dabei aber sonderbar zu Mut. — „Hm!" machte er wieder. „Also eine Nebenbuhlerin für den Gutsbesitzer; — an diese Gefahr hat er wohl nie gedacht! Die Frau gefällt dir also so gut —"

„Gefallen! Das ist gar kein Wort!"

Werner war eine Weile still. Er lehnte sich auf

das Fensterbrett. Ein Sonnenstrahl traf ihm jetzt die Brust; ihm war, als ging' ihm der gradeswegs ins Herz. Die Singvögel sangen nicht mehr, die Zeit war vorbei; aber das Zwitschern eines kleinen Vogels — vielleicht nur eines Sperlings — war ihm wie Musik. „Das ist gar kein Wort," wiederholte er endlich, gedankenlos, fast unbewußt. „Ja — und ich allein war noch nicht in Grebbin. Da muß ich ja heute hin!"

„Gott sei Dank, daß du das sagst. Freilich mußt du hin! Wie hat es ihr leid gethan, daß du noch nicht konntest. Wie hat sie dich bedauert ... Das kann ja gar kein Mensch so wie sie. Wenn sie nur sagt, so ganz sanft: ‚wie thut mir das leid' — das läuft einem ordentlich über die Brust. Sie hat eine Stimme — — Du machst so ein stilles Gesicht. Hast du das noch nicht gefühlt?"

„O ja," murmelte er in die sonnige Luft hinein. „Etwas wohl. O ja."

„Ach, dann hast du's noch nicht gefühlt!" rief Christine aus. „Bei deinem feinen Ohr — das versteh' ich nicht. — O, und sie hat mich schon so gern, Bruder; wahrhaftig. Ich bin furchtbar stolz darauf. Gestern sagte sie einmal aus Versehen du zu mir, nachdem sie mit Frau Minna gesprochen hatte; das war mir ein wonniges Gefühl ... Sie hat mich auch schon eingeladen, auch bei ihr zu wohnen; wir haben schon Pläne gemacht. Wahrhaftig! ‚Am liebsten gleich,' sagte sie gestern; ‚denn morgen bin ich wieder ganz allein. Da wären Sie mir ein rechter Trost' ...

Heut reisen nämlich ihre Buben ab. Es geht ihr so zu Herzen. Mir schaun sie zu sehr dem Vater gleich; haben auch schon ein ähnliches Reden wie er; — aber für 'ne Mutter mag's wohl anders sein. Dann ist sie ‚wieder ganz allein‘; das klingt sonderbar; nicht? Da ja der Mann noch da ist. Aber freilich, was für ein Mann. Der ist auch gar nicht mehr ihr Mann, sagt Frau Minna. Sie sind nur noch wie gute Bekannte; sie geben sich kaum die Hand!"

Werner ging vom Fenster weg; er schritt durch das Zimmer. „Du überschüttest einen ja förmlich," sagte er mit einem Zucken im Gesicht, wie nervös geworden; „du plapperst 'ne ganze Welt auf mich herunter. Wohl ihr, wohl ihr, daß sie mit diesem Mann — — Kurz, du bist blind verliebt, Kleine. Ich nicht. Ich werd' meine Augen doch noch offen halten. Heut nachmittag fahr' ich also mit nach Grebbin — aber mit Kritik!"

Er sah nicht mehr zurück und ging aus der Thür.

Das Wetter blieb sonnig schön; es war ein erbarmungslos heiterer und erheiternder Nachmittag, als Werner der „Kritische" mit seinen Damen in den offenen Wagen stieg. Die wellige Landschaft ward allmählich reizender, wenn auch eigentlich gegen seinen Willen; die Hügel stiegen kräftiger, interessanter aus dem „nützlichen" Ackerland empor, selbst die einfachen Landwege waren von schönen Birken oder Weiden eingefaßt, einzelne Baummajestäten ragten in stiller Herrscherpracht an den Wiesenrändern. Hier und da schwammen Sonnenfunken auf einem Wässerlein; oder

die weißen Seerosen schimmerten aus dem himmelspiegelnden Dunkel hervor ... Ueber Werner kam nach und nach eine Ungeduld, die ihn ärgerte; ein Zustand wie in Knabenjahren. „Sie sagten doch: nur eine halbe Fahrstunde?“ sprach er endlich zu Minna hinüber, die unter ihrem Sonnenschirm lächelte. „Von Grebbin und dem Grebbiner See ist noch nichts zu sehn!“

„Wird schon kommen,“ erwiderte sie ruhig. Plötzlich fuhren sie auch, aus einem ansteigenden Hohlweg heraus, in das Dorf hinein; die Häuser mit den kleinen Gärten lagen lang an der Straße hingestreut, die noch immer stieg. Oben, noch über der Straße, zeigte sich ein kleiner Friedhof und ein Kirchlein, leider ohne Turm; dann ging's vorbei, dann jenseits auf offener, häuserfreier Bahn hinab. Völlig überraschend erschien nun der Grebbiner See, in der Tiefe zwischen schön anwachsenden Waldhügeln gebettet, schmal, wie ein hinwegfließender breiter Strom; die Sonne warf einzelne flimmernde Streifen über seine Dämmerung hin. Vor seinem höheren Waldberg zur Rechten stand ein schneeweißes, langgestrecktes Haus; ein schlichter Bau ohne Türmchen oder Erker, aber vor dem feierlichen, hochaufragenden Grün der Bergwaldriesen wirkte eben diese Einfachheit. Weltabgeschieden! dachte Werner. Das weiße Haus da unten am Wald, bis zu diesem Augenblick so heimlich versteckt, nahm sich aus wie das Abbild einer reinen Seele, die vor den lärmmachenden Eitelkeiten der Welt zurückweicht und sich an die Brust der still erhabenen Natur lehnt.

Aber eine werkthätige Seele: vor dem Haus lag der Hof, in den sie nach dem Hinunterrollen einfuhren; ein malerisch unregelmäßiges Viereck, zunächst die höherliegende Schmiede, die Stellmacherwerkstatt, dann die Ställe und Scheunen, unten aus „Felsen", schönfarbigen rohen Granitblöcken, aufgemauert, oben Ziegelbau; links neben dem Wohnhaus eine Brennerei, ein zierliches Gebäude, von seinem Schlot überragt. Eine kleine Terrasse war der hochliegenden Hausthür vorgebaut, und mit hohen Pflanzen geschmückt. In diesem Grün stand Frau Wanda, ohne Hut, in dunklem Kleid. Sie winkte mit der gehobenen Hand; der kritische Werner fühlte mit leisem Verdruß, daß es ihn wie einen guten Jungen erfreute.

Nach wenigen Augenblicken stand sie unten am Wagen; sie stiegen aus, er fühlte ihre warme Hand. „Wie gut ist das," sagte sie mit der vollkommenen Natürlichkeit, die er nun schon kannte, „daß Sie wieder gesund sind! und daß Sie zu mir kommen! Minna hat mir's geschrieben, ich hab' mich schon seit Mittag gefreut. — Sie finden aber wirklich niemand als mich! Als die Kinder eben fort waren, hat auch der Vater abreisen müssen; plötzlich, nach Berlin. Er muß eine kleine Wilde holen; — das ist aber eine längere Geschichte, die erzähl' ich später. Jetzt schauen Sie sich an, wie ich wohne, und gehn an unsern See und in unsern Wald!"

Sie traten in die Zimmer ein. Es war ein ähnlicher Geist wie der, welcher die Ebertsche Wohnung eingerichtet hatte; ländliche Einfachheit, viele

„brave“ Möbel aus Großvaters Zeiten, mit neuerem Ersatz oder Zuwachs gemischt; Reinlichkeit, die nicht die Gemütlichkeit störte; wohlgenährte große Blattpflanzen hier und da, Blumen auf den Tischen. Was aber die Wände vornehmer machte, waren Kupferstiche und Photographien nach edlen Gemälden; Raphael, Murillo, Correggio, Bellini, nicht unwürdig eingerahmt, fielen Werner in die Augen. Es waren alles religiöse Bilder; einige Madonnen, die meisten aus Christus' Leben. Die Frömmigkeit beginnt! dachte er ...

Doch diese von Schönheit verklärte „Gottseligkeit“ konnte ihm nicht mißfallen. Ihm ward erst unhold und kritisch zu Mut, als sie in Wandas persönlichstes Zimmer traten, das sie ganz mit ihren Erinnerungen und Gesinnungen gefüllt hatte. Wie man sonst wohl in modernen Wohngemächern auf nachgeahmt altdeutsche, mehrfarbige Inschrifttafeln stößt, die über den Thüren oder an den Wänden Lebensweisheit predigen: „Treu unser Herz, Frei unser Wort, Deutsch unser Sang, Gott unser Hort!“ oder die einem auch nur zurufen: „Mensch, ärgere dich nicht!“ so waren hier überall grausam schlichte Papptafeln aufgehängt oder angenagelt, die einfach schwarz auf weiß mit Sprüchen aus dem neuen Testament bedruckt waren. Schöne, sinnvolle, edle Sprüche; jeder ein Edelstein, jeder auch das Herz treffend; aber sie erfüllten gleichsam die ganze Luft. Sie sahen wie aus hundert Pastorenaugen von den Wänden nieder. Was sonst noch da war, altertümliche, gutgeschnitzte

Schränke, Glaskästen, Andenken und Zierlichkeiten, der Schreibtisch mit dem Büchergestell, alles schien nur als weltlicher Untergrund, als Postament für diese Bezeugungen der christlichen Lehre da zu sein. Es war dem verblüfften Werner fast, als sei er in eine alte puritanische Kapelle eingetreten, die ein praktischer Nachkomme, um seine Möbel unterzubringen, so verweltlicht hätte.

Ich wußt' es ja, dachte er; Frau Minnas Worte im Rupertihaus fielen ihm wieder ein. Das Herz zog sich ihm zusammen; mehr und mehr verstört blickte er hin und her. Auf einmal traf er Wandas Augen; sie betrachteten ihn, sie schienen schon lange so auf ihn gerichtet zu sein. Auf ihrem etwas blassen, edlen Gesicht lag ein weich wehmütiges Lächeln, ein ganz befremdender Ausdruck. Er berührte ihn stark; er begann ihn aus der Fassung zu bringen. Wem galt dieses übersinnliche Lächeln? Offenbar doch ihm. Warum ihm? Warum dieser Ausdruck? — Wenn jemand hier zu lächeln hatte, war er's oder sie?

Mit einer seiner jähen Bewegungen trat er an ein Fenster und sah in die grüne Nacht des Hochwalds hinaus. Nur ein schmaler Gartenstreif zog sich hier rückwärts am Hause hin, dann begann sofort das Reich der Bäume, das mächtig und prächtig anstieg. Seine umherirrenden Augen trafen zu ihrem Erstaunen ein durchscheinendes Glasbild von Heiligenblut, das an diesem Fenster hing. Die Schneegipfel des Glockners, das Dörfchen im Thal mit der himmelansteigenden Kirche schwebten so ganz unerwartet vor

ihm. Unwillkürlich wandte er das fragende Gesicht der seitwärts stehenden Hausfrau zu. Sie trat mit ihren weichen Schritten heran.

„Wie das Heiligenbluter Bild hierherkommt?“ sagte sie ohne weiteres, sein Gefühl erratend. „O, das ist eine Erinnerung ... Da hab' ich einmal etwas — ganz Besonderes erlebt. Da hab' ich das gefunden — oder es hat mich gefunden — was Sie hier eben so fremd berührt hat.“

Werner blickte ins Zimmer hinein. „Fremd! Das wohl —“

„Und unangenehm.“

„Nein, das nicht; sondern —“

„Doch, doch! — — Aber lassen wir das,“ setzte sie mit einer liebenswürdigen Gebärde hinzu. „Ich hätt' ja nie ein Wort davon gesprochen — wenn ich nicht von Ihnen eine so gute, hohe Meinung hätte.“

Er starrte sie an. „Sie von mir?“

Sie lächelte: „Nun ja! — Sie meinen, weil ich Sie noch so wenig kenne — ? — Ach, Sie verstecken sich nicht so sehr. Und wie ich Sie mit den Kindern fand — und was Sie mir dann über das Klavierspiel sagten — und Ihr Gesicht dabei. Ja, und wie Sie neulich so gelegentlich über Goethe und über Bismarck sprachen —“

„Ich? Ich wüßte nicht!“

Nun lachte sie hell auf. „Aber ich! — Da stehn nun aber die Damen in der Thür und warten; wir müssen in den Wald hinaus, und so weiter. Sie sollen ja Hinterpommern etwas achten lernen ...“

Sie lud ihn durch eine Bewegung ein, zu gehn. Dann schritt sie voran. Ueber einen Korridor, darauf durch ein fast leeres Gartenzimmer, wo sie einen Hut nahm, kamen sie ins Freie. Rechts und gradeaus dämmerte der Wald, der sich auf dem reichgegliederten, von Wegen durchkreuzten Berg in feierlicher Majestät erhob, wie ein Natursäulentempel, von hohen, grauen Buchenstämmen getragen. Links zog sich eine üppig grüne Wiese langsam sinkend bis zum See hinab, von dem man nicht Anfang noch Ende sah; ein einsamer, mächtiger, ruhiger Strom schien vorbeizugleiten. Ehe die Wiese im Schilf verging, stieg, wie von ihr hervorgebracht, eine hohe Weide mit reicher Krone empor. Ihr matt silberndes Grün, das zarte, zum Teil zur Erde strebende Gefieder ihrer Zweige, die aristokratische Absonderung, mit der sie vom Wald getrennt ihren Lebenstraum träumte, gab ihr einen melancholischen Zauber, der den Träumer Werner sogleich ergriff.

Eine hohe Meinung von mir? dachte er, während ihm dieses Bild in den Augen lag. Und ich erwartete das Gegenteil. Was kann ich ihr sein? Ein oberflächliches Weltgeschöpf, ein Sinnenmensch, der weder Wiesen entwässern, noch den Himmel erklettern kann. Aber mit dieser unwiderstehlichen Stimme sagt sie mir — und mit diesen Augen —: „Ach, Sie verstecken sich nicht so sehr!" Und ich, der ich sie eben recht gering achten wollte — —

Ein starker, aber seliger Druck lag ihm auf der Brust. Wie um sich Luft zu machen, nahm er ge-

schwind das Wort: „Das ist ja etwas für Buridans Esel, dieses Doppelbild. Man kann sich nicht entschließen, was schöner ist: das Waldbild oder das Seebild, mit der Frau Fürstin Weide. Ueberhaupt — gnädige Frau — gar so eigen schön hab' ich mir's nicht gedacht!"

Wandas Wangen blühten auf; so hatte er sie noch nicht gesehn. „O, das ist gut, das ist lieb," erwiderte sie, „daß Sie mir das sagen. Ich hatte heut nachmittag das Gefühl, als fürchte sich die Gegend, weil einer mit so verwöhnten und verfeinerten Augen kommen sollte, wie sie hier selten sind. Aber nun ist's gut. Sehn Sie, wie stillvergnügt der See und die Bäume sind. — Jetzt bitt' ich Sie also im Namen der Gegend, steigen Sie in den Wald hinein!"

Sie ging neben ihm, Christine und Minna folgten; der Buchentempel nahm sie auf, in dem die hineinschleichenden Sonnenlichter mit vielfach wechselndem Farbenzauber spielten, fast wie in Kirchen, wenn sie da durch gemalte Fensterscheiben gehn. „Jetzt muß ich wirklich an die Defreggersche Kirche in Dölsach denken!" sagte Minna, die wieder einen ihrer weichen, empfindenden Tage hatte. Es gab aber niemand ein Wort dazu, die andern hatten ihre Dölsacher Stimmung nicht erlebt. Man kam höher, von unten lugte der See zwischen den Bäumen durch; wie ein Ableger von ihm erschien oben ein kleines, dämmerdunkles Gewässerchen im Wald, zum Teil von Wasserlinsen bedeckt. „Die fischen wir hier für meine jungen Enten," warf Frau Wanda hin, in der sich wieder die Guts-

herrin rührte; „es schmeckt ihnen nichts so gut! — — Ach, wir sollten nun aber doch zum See; er ist bei diesem Licht so schön." Sie trat auf einen Seitenweg, der hinunterführte. Leise fing sie an, vor sich hin zu singen; Werner horchte still. Es war überhaupt eine Stille über ihn gekommen ... Zuweilen kam auch ein Lächeln, das er vor ihr und den andern zu verbergen suchte; es flog ihn an wie ein sommerfroher Vogel, der sich zwecklos, vergnügt auf einen Baumzweig niedersetzt, und flog wieder davon.

Als sie den See erreichten, empfing sie eine lichte Stelle; der Weg, der unten am Ufer entlang ging, war sonst vielfach von Bäumen begleitet, die ihn gegen die Morgensonne schützten; hier hatte man sie vielleicht einmal weggehauen. Eine Aussichtsbank stand am Weg. Ueber Schilf und Binsen hinweg war freier Blick auf den See, zu dem sich drüben wieder ein schöner Hügelwald hinuntersenkte. Ein Kahn, in dem der Seefischer ruderte, fuhr langsam vorüber. Aus dem Schilf flatterten ein paar Wildenten auf und strichen über das Wasser hin, daß sie fast mit den Flügeln zu schlagen schienen. Ein Häher schnarrte drüben im Wald. Sonst war Sabbathstille.

Sie setzten sich auf die Bank, schwiegen eine Weile. „Wie schön so ein Schilf am Ufer ist," murmelte Christine endlich.

„Wie notwendig, kann man sagen," setzte Werner hinzu. „Ein See ist wie ein Auge; der Schilf sind seine Wimpern. Ohne die kommt er mir verstümmelt vor."

Minna, die bisher geträumt hatte, richtete sich plötzlich auf: „Nun werd' ich aber doch neugierig. Das ist eine längere Geschichte, sagtest du vorhin, von der ‚kleinen Wilden‘, die dein Mann aus Berlin holen soll. Heraus mit der Geschichte!"

Frau Wanda seufzte leise auf. „Ach, mir wird gar nicht gut, wenn ich daran denke. Aber da hilft ja nichts, wir müssen durch, Georg und ich!" — Sie sah Christine und Werner an: „In der ehrbaren Familie meines Mannes ist nämlich eine schreckliche Ausnahme, seine Schwester Ida; man sagt ja, das gibt es oft. Die hat sich von Kindheit an gegen das Philisterleben im Elternhaus aufgelehnt, ist dann in die Welt gegangen — ein hübsches, frühreifes Geschöpf —, ist zum Theater gegangen, aber entweder ohne Talent oder ohne Charakter: sie hat nichts erreicht. Dagegen hat sie wohl den Männern sehr gefallen — und die Männer ihr. Das Leben genießen, genießen! ohne Philisterpflichten in der Freiheit leben! das war ihre Philosophie. Danach hat sie denn auch gelebt ... Kurz, sie war dann verstoßen, verschollen. Sie soll in der halben Welt gewesen sein; wir wissen nicht viel davon. Einmal, als sie wieder in Deutschland war, wurde sie sich untreu und heiratete; Löffler hieß der Mann. Es dauerte aber nicht lange, so war sie fort, mit einem andern; kam nach einem halben Jahr, wie es scheint, zu dem Mann zurück, wurde von dem gutherzigen Menschen wieder aufgenommen — und bekam ihr erstes und einziges Kind. Ein paar Jahre darauf stirbt der Mann;

damals, nach seinem Tod, hab' ich die Frau gesehn. Es war in Berlin. Wir hatten durch meinen Bruder gehört, sie sei mit ihrem Kind in großer Not; 's ist doch deine Schwester! sagte ich zu meinem Mann, der nichts von ihr wissen wollte, hilf ihr! Du kannst es; so ist's denn auch deine Pflicht! — Er erlaubte endlich, daß ich sie aufsuchte. In einer elenden Kammer fand ich sie; das Kind war nicht da. Sie lag im Bett, bleich, schien mir nicht gesund; ihr schönes goldblondes Haar war aber wunderbar gut gepflegt, ihre langen Wimpern waren gefärbt; der Stift lag neben ihr auf dem kleinen Tisch. Nein, nein, sagte sie — immer noch eine schöne, interessante Frau — ich will nichts von euch! Das gibt nur neue Fesseln; ich will keine Fesseln. Ich will Freiheit, Freiheit! Da liegt ein Antrag von einem Theater. Ich kann mich ernähren; mich und auch das Kind. Und auch ohne Theater — ich bin nie verloren. Reisen Sie nur wieder nach Hause, Frau Schwägerin, pflegen Sie Ihren Pflichtentrottel von Mann, bauen Sie Ihren Kohl, lesen Sie Ihren Katechismus. Adieu!"

„Das ist ja ein lieber Schneck," murmelte Christine.

„Sie ist nicht mehr," erwiderte Wanda. „Heut früh — all die Jahre hatten wir fast nichts mehr von ihr gehört — heut früh kommt ein Brief an meinen Mann, aus Berlin; mit vielen Fehlern mühsam geschrieben, von einer Wäscherin, Frau Schultze. Die Schwester meines Mannes sei tot, in demselben Haus gestorben, wo diese Schultze wohnt; offenbar ein armseliges Haus, in einer Straße, deren Namen

ich nie gehört hatte. Kein Mensch hab' gewußt, daß sie sterben wird; sie sei auch erst vor einer Woche gekommen. Am Abend vorher sei es mit ihr aus gewesen; die kleine neunjährige Amanda, das Kind, sei die ganze Nacht mit der toten Mutter allein geblieben ... Mich überläuft's schon kalt, wenn ich nur daran denke! — Endlich, am Morgen, hat sich das Kind hinausgetraut, zu der Wäscherin. Sie hat ihr einen Zettel gezeigt, den die Mutter am Sterbetag noch geschrieben hat: man solle ihren Tod ihrem Bruder melden, der wohne da und da. Sie wisse keine andre Hilfe für ihr Kind. Um Mittag hat sich die Wäscherin dann hingesetzt und uns dies alles geschrieben; — die Kleine kann nicht schreiben, sagt sie zur Erklärung. Die Kleine war noch in keiner Schule und hat nichts gelernt!"

„Um Gottes Willen!" rief Minna. — Die Stimme dämpfend, fast kindlich erschrocken setzte sie hinzu: „Und das ist also die kleine Wilde? Und die soll zu euch ins Haus?"

Wanda nickte mit schmerzlich ernstem Lächeln vor sich hin. „Was können wir anders thun? Bei der toten Mutter sterben lassen kann man sie doch nicht. — — Da geb' ich nun meine lieben Kinder her, und bekomme so eins dafür. — Ich bin wohl schlecht? Ich gestehe, mir graut davor. — — Aber was hilft's? Es muß ja doch. Selbst Georg begreift es. Was auch später wird, für jetzt muß sie zu uns ins Haus!"

Sie senkte den Kopf, wohl unwillkürlich, als er-

gebe sie sich in ihr Geschick. Werner betrachtete sie von der Seite; ihr Profil war ihm noch nicht so fein oder so edel erschienen wie in diesem Augenblick. Er hatte tiefes Mitleid mit ihr, und doch saß ihm auch eine tiefe Freude in der Brust; er wußte nicht, warum.

„Es wird wohl drei, vier Tage dauern, bis Georg wiederkommt," nahm Wanda dann noch einmal das Wort. „Da gibt's ja gewöhnlich allerlei Umstände, polizeiliche und gerichtliche, oder was weiß ich. Und mein Mann ist — nicht sehr geschwind. Ihm wird alles sauer. Er mußte aber doch selber hin; ich konnt's ihm nicht abnehmen. — — Lieber Herr Ringhof, verzeihen Sie. An so 'nem schönen Platz so was zu erzählen!"

„Aber gnädige Frau, für was für 'nen Menschen halten Sie mich denn? An einem Menschenschicksal wie das nehme ich doch Anteil. Und nun gar wenn es Sie betrifft."

„Ich hab' Ihnen also meinen See nicht verleidet?"

Werner schüttelte den Kopf: „Fürchten Sie das nicht. Bei allem Mitgefühl dachte ich doch eben: eine kleine schöne Welt für sich, dieses Grebbin! Und der hohe Wald, der tiefe See — alles paßt zu Ihnen. Wie einem hier wohl wird. Mir auch. Das ist ein Aufenthalt, so wie ich ihn liebe. Hier einmal 'ne Weile leben! denkt man."

Wanda schwieg, die andern auch; aber sie sahen einander lächelnd an, wie nur Frauen lächeln. Werner blickte von einer zur andern. „Was ist?" fragte er.

„Gar nichts Schlimmes; wir freuen uns nur," gab Minna zur Antwort. „Gestern nachmittag sprachen wir drei, hier auf dieser Stelle, von Wandas Vereinsamung heut, und daß ihr so gut wäre, in den nächsten Tagen liebe Gesellschaft zu haben; und sie behauptete, die wären wir. Und wir wünschten dann, der Herr Werner Ringhof, wenn der heute käme, möchte auch so denken. Dann könnten Sie und Christine und ich auf eine Woche oder so hierher übersiedeln und —"

„Werner!" rief Christine dazwischen. „Hier einmal 'ne Weile leben! sagst du. Thu's! Es wär' gar so schön!"

Werner schaute Frau Wanda an. „Da müßte doch erst die Hauptperson — —"

„Ich?" unterbrach ihn Wanda. „Ach, ich wünsch' mir ja nichts Besseres. Mir wankt ja das Herz, so oft ich an meine Jungens denke; — und das denkt sich so ganz von selbst. Wenn drei so liebe Gäste hierblieben — und ich ein wenig für sie zu sorgen hätte — wie dankbar wär' ich."

Minna und Christine lächelten ihn an. „Das sieht ja wie eine förmliche Verschwörung aus," sagte Werner heiter; es zog aber ein ernstes, banges Glücksgefühl durch ihn hin. „Und Ihnen wär' es recht, Frau Minna, daß wir Ihr reizendes Heim verließen?"

„Ach, hier ist's ja schöner. Und ich zieh' ja mit; und Sie kommen dann wieder zu mir. Uebrigens, wenn ich auch ein Opfer bringe: ich möcht' auch einmal so edel sein wie meine Schwester; Ehrgefühl hat man ja doch auch."

„Ah!“ rief Werner aus. „Steht die Sache so, dann hab' ich ja nur noch ein Gefühl.“

„Und das heißt —?“

„Auf nach Grebbin!“

Wanda stand jetzt vor Freude auf: „Wie schön sind wir einig!“

V.

An diesem Abend blieben die drei bis zehn Uhr mit Wanda zusammen und fuhren dann nach Bartelshagen zurück; am nächsten Morgen kamen sie mit einigen Koffern und Köfferchen wieder, um eine kleine „Grebbiner Sommerfrische" zu machen. Wanda, die sie nicht so morgenfrüh erwartet hatte, war in ihrem Küchengarten; auch der lag romantischer, als solche Gärten zu thun pflegen: durch eine Waldecke, am tiefbeschatteten Eiskeller vorbei, stieg man zu ihm hinan, er zog sich dann breit am Hochwald hin. Als die Gäste hinaufkamen, die Hausfrau aufzusuchen, fanden sie sie in nachdenklichem Gespräch mit dem Gärtner, einem wunderlichen Gesellen, den die Wichtigkeit, mit der er solche Gespräche führte, wie gewöhnlich tief verfinstert und sein bartloses Gesicht in Zuckungen versetzt hatte. Er hatte auch, wie immer, seine abweichende Meinung und brummte dies und das vor sich hin, während Wanda sprach. Sie hörte ihn ruhig und freundlich an; ebenso ruhig setzte sie dann ihre Ansicht auseinander. Endlich nickte er; das war das Zeichen, daß er kapitulierte, daß sie die Festung genommen hatte. Er empfahl sich mit einem letzten Brummen, um es so zu machen, wie's die Herrin wollte.

Werner, der nach der ersten Begrüßung in stiller Andacht zugehört hatte, trat nun lächelnd näher. „Das ist nun einmal so," sagte Wanda, die, wie so oft, seine Gedanken erriet. „Es dauert immer einige Minuten länger mit ihm, als mit andern Menschen. Dafür macht er's aber nachher um so viel besser. Dann kommt's ja doch auf eins hinaus!"

„Gewiß eine gute Philosophie," entgegnete Werner. „Und beim Landvolk wohl immer die beste."

„O ja! — Ausdauer und Geduld! — Ach, wie viel schöner denkt man sich das alles in den ersten Jahren. Zuletzt sieht man ein: jeder Mensch hat seinen Kopf; will man in den hinein und was drin ausrichten, so muß man ihn gleichsam regelrecht belagern — so sagen ja wohl die Militärs —; mit dem bloßen Sturm: ‚das will ich!' kriegt man so 'nen dicken Schädel nicht. — Mit dem Wohlthun ist's ja ebenso! Soll das sogenannte Wohlthun wirklich Wohlthat sein, soll es was bewirken, so muß man die Zeit so wenig scheuen wie das Geld; man muß den Leuten zu Kopf steigen, sag' ich, dann kommt man ihnen auch ins Herz. Nun ja; warum auch nicht. So hat Gott die Welt gedacht und gemacht!"

„Sind Sie andrer Meinung?" fragte sie nach einer Stille, da Werner schwieg.

„O nein," antwortete er, den Kopf mehrmals schüttelnd. „Ich wunderte mich nur wieder. Ich dachte, wie Sie zusammengesetzt sind ... Warum sollt' ich andrer Meinung sein. Nein, Sie haben wohl recht!"

Frau Minna, die sich schon langweilte, rief; sie stiegen zum Haus hinunter. Minna und Christine gingen sogleich in ihre Zimmer, die gestern abend bestimmt worden waren, um auszupacken; Werner, von innerer Unruhe getrieben, schritt noch in den Wohnzimmern auf und ab. Nach einer Weile hörte er Musik, orgelhafte Klänge. Er horchte, dann ging er ihnen leise nach. Im Speisezimmer war eine offene Thür, von dort kamen sie; eine fromme Melodie von großer Schönheit. Als er geräuschlos in die Thür trat, sah er: es war das Zimmer mit den Bibelsprüchen. Wanda saß an einer Hausorgel, einem Harmonium, das er gestern nicht bemerkt hatte. Sie spielte mit seitwärts gesenktem Kopf, wie tiefversonnen oder ganz Ohr; er mußte an den langhaarigen Engel in dem langen Prachtgewand denken, der auf dem Genter Altarbild der Brüder Eyck so wunderbar Orgel spielt, während die andern Engel stehend musizieren. In was für eine Melodie war sie so versunken? Er kannte sie nicht. Es schien Bach zu sein. In einen unzweifelhaften Bach ging sie dann ohne Pause über. Ihr Gesicht verklärte sich fast noch mehr; er sah es von der Seite. Ihm ging's wunderlich: er fühlte auf seinem Gesicht, mit den Sinnen, daß diese Verklärung in ihn hinüberzog, auch seine Züge ergriff. Es war ihm, als höre er die allerfeierlichste, allerschönste Musik. Das Leben in ihm schien stillzustehen; doch beklemmte dies Gefühl ihn nicht. Sie spielte noch mehr mit der Seele als neulich; so schien's ihm. Auf den zweiten Bach folgte

ein Palestrina, den er auch erkannte; vielleicht ebenso heilig und schön wie das fromme Lied des deutschen Meisters. Sie sah nicht auf, Werner stand an den Thürpfosten gelehnt, er regte sich nicht.

Nach dem Palestrina schien sie gleichsam zu erwachen; sie blieb noch sitzen, aber ihr Kopf bewegte sich. Nun fiel ihr Blick auf ihn. „Sie hier?" fragte sie etwas verwundert, noch halb wie im Traum. „Kommen Sie diesen Augenblick?"

„Nein," antwortete er, „o nein;" auch an der Klanglosigkeit seiner Stimme fühlte er, wie bewegt er war. „Ich hab' fast alles gehört. Sie haben mich nicht gesehn."

Wanda stand langsam auf. Werner trat zu ihr. Diesmal enthielt er sich nicht, ihre beiden Hände zu nehmen; ihm zitterte aber dabei das Herz. „Ich — bin wie unter einem Zauber," sagte er, ihr in die Augen blickend.

„Wie merkwürdig sagen Sie das," erwiderte sie mit einem etwas befangenen, nicht ganz freien Lächeln. Sie zog ihm sacht die Hände fort.

„Darf man das nicht sagen? — Beste gnädige Frau, es war so gar nicht als Schmeichelei gemeint. Es kam so über mich . . ."

„Es ist wohl schon manches über Sie gekommen," warf sie mit leichterem Lächeln hin. „Ein Mann wie Sie — der stand wohl schon unter manchem Zauber . . ."

Sie bewegte die Lippen noch, als wollte sie weitersprechen, sagte aber nichts mehr.

Ihm schoß das Blut ins Gesicht. Eine Weile mochte er auch nicht reden; er hatte ein Mißgefühl, das ihm die Zunge lähmte. „Bitte, sagen Sie so was nicht," brachte er dann mit Mühe hervor; „wenigstens in dieser Stunde nicht. All die andern ‚Zauber', von denen man wohl spricht — mit diesem, den ich eben meinte, haben sie nichts zu thun. Das ist wie — — wie ein Straußscher Walzer gegen ein Bachsches Oratorium. Ich möchte mich Ihnen verständlich machen ... Ich versteh' es nur selber nicht. Aber glauben Sie mir, es kann Sie nicht verletzen. Es ist nicht schlecht! Es ist gut!"

„Ich glaub's," sagte sie einfach, und hielt ihm nun freiwillig die Hände hin. Er drückte sie. Seine Wangen glühten.

Gleich darauf entschwanden ihm aber beide Hände wieder; Wanda ging zur Thür, die lange Gestalt Hugo Hoffmanns war darin erschienen. Gestern war er nicht gekommen, so kam er nun am Vormittag. „Guten Morgen!" sagte sie herzlich und gab ihm die Hand.

Werner sah dem mit Unmut zu; ihm war, als werfe die Hand sich weg, die eben zu so ernster, schöner Verbrüderung in der seinen geruht hatte. Ein alter Widerwille gegen diesen „nützlichen Germanen" erwachte wieder. Sein Glück war wie fortgeweht. Er begrüßte Hugo geschwind, murmelte ein Wort von Wiederkommen und ging an ihm vorbei aus der Thür.

VI.

Ich bin wie in einem leisen Fieber! dachte Werner kopfschüttelnd, als Wanda und ihre Gäste sich am Abend getrennt hatten und er, zum erstenmal, in seinem Grebbiner Zimmer vor dem Schlafengehen am Fenster stand. Ist es denn draußen schwül geworden? — Die Nacht war aber sternenklar. Wie ein letzter Tagesschimmer leuchtete es geheimnisvoll, aber ungetrübt von Norden her und legte einen zarten Lichtschleier auf die Dämmerung, die den See bedeckte. Die hohe, einsame Weide dunkelte davor; Werners Zimmer, wie alle Fremdenzimmer eine Treppe hoch, hatte den ausgesucht schönen Blick auf diesen malerischen Seewinkel mit dem edlen Baum, den er „die Frau Fürstin Weide" genannt hatte. Er wollte diesen Blick und die milde Nacht genießen, heut am ersten Abend; — es gelang ihm nicht. Das „leise Fieber", das er fühlte, beunruhigte ihn zu sehr; es war eine Art von Wohligkeit darin, aber es ließ ihn nicht zum Frieden der Betrachtung kommen. Eben seufzte er sogar, als es draußen klopfte.

„Darf man dich noch einen Augenblick stören?" fragte Christinens Stimme. Auf sein Ja trat das Mädchen ein. Sie lächelte ihm zu, es schien sich

aber ein Ernst dahinter zu verstecken; bald wagte er sich denn auch hervor und erfüllte nach und nach das ganze frische Gesicht. Sogar ein gewisser schwärmerischer Ausdruck ward sichtbar, den der Bruder gar nicht an ihr kannte. „Ich möcht' dir nur noch sagen, Werner," fing sie langsam an, verfiel aber bald wieder in ihr lebhaftes Sprechen: „jetzt bin ich rettungslos in die Frau verliebt! Sie hat eben noch eine Viertelstunde oder länger mit mir allein gesprochen; du, ich glaub', so einen Eindruck hab' ich noch gar nicht erlebt. Was steckt alles in der einen Frau! Gut, daß Frau Minna müde war und gähnte und zu Bett ging, gleich nachdem du fort warst. So hab' ich das nun auch erlebt. Das ist unbeschreiblich!"

„Du sprichst natürlich von Frau Wanda," versetzte Werner, dem bei diesen Reden nicht ruhiger ums Herz wurde. Er lehnte sich gegen das Fensterbrett.

„Ja; von wem denn sonst?"

„Nun, und was hast du verliebte Schwärmerin mit der Frau gesprochen?"

„Sie sprach ja fast ganz allein. Ich hörte andächtig zu. Sie kam auf ‚ihren Gott', wie sie sagte, und wie ihr einmal eine große Erleuchtung fürs ganze Leben geworden sei und für alle Zukunft; und daß sie jeder Seele wünsche: werde dir auch so ein Tag! — Ich glaub', sie hat sehr Schweres erlebt, Bruder. Aber wie süß, wie himmlisch wurde ihr Gesicht! Und wie sie von ihrem Leben in Gott sprach ... Ich sag' dir, es war ein Fest, ihr nur zuzuhören. Jedes Wort

war fromm — und dabei so menschlich. Und jedes Wort zielte mir gleichsam aufs Herz; immer dacht' ich: wie mich das trifft! als wär' es für mich allein auf der Welt gesprochen. Ich wurde auch frommer, wahrhaftig, ich fühlte es, während ich nur zuhörte . . ."

„Was hast du, Werner?" unterbrach sie sich selbst, da die Verfinsterung in seinem Gesicht ihr auffiel. „Was ist dir nicht recht?"

„Hm!" murmelte er; seine Züge verzerrten sich, zu ihrer Ueberraschung. „Also das war die Meinung! Also sie will dich — —"

„Was will sie mich?" fragte sie, da er nicht weitersprach.

Er erzwang ein Lächeln. „Ach geh," sagte er beinahe heiser; „es ist Nacht. Ich sag' dir das bei Tage. Welche Dummheit, mich um Schlafenszeit in so ein Gespräch zu verwickeln; — nein, ‚Dummheit' nicht, du empfindlich lächelndes junges Mädchen; die Dummheit nehm' ich zurück. Aber ich war ja doch eine Weile nicht wohl, sollte mich noch schonen."

„Verzeih!" fiel sie ihm weich ins Wort. „Ach ja, du hast recht. Es war also doch 'ne Dummheit. Ich geh' schon. Gib mir nur noch 'nen freundlichen Kuß!"

Er küßte sie. „Gute Nacht! — Morgen vielleicht mehr davon!"

Sie nickte und ging.

Also das war die Meinung! wiederholte er stumm in sich, als sie draußen war. Ein wildes Gefühl durchzuckte ihn; es erfüllte ihn; es that ihm fast wohl, ohne daß er begriff, warum. Ah! Man soll hier

bekehrt werden! Die Diakonissen-Anstalt von Grebbin! Wie die barmherzigen Schwestern es machen in den Krankenhäusern; wenn die jungen Ketzer wehrlos daliegen ... Darum wurde sie so bald zärtlich zu Christinen — nennt sie aus Versehen du — ladet sie ein, bei ihr zu wohnen. Darum sagt sie mir: „wenn ich nicht eine so gute, hohe Meinung von Ihnen hätte"; und umwickelt mir das eitle Herz mit schönen Worten und weichen Tönen ... Lauter gemachte Musik! Bekehrt soll man werden! Sie spielen ja alle, alle ihre Rollen, jeder die, wozu ihn die Natur ausgestattet hat. Sie hat ihre Stimme und ihre Augen; darauf hat sie sich eingerichtet, damit macht sie alles! Ach, und sie will nicht gern allein sein, die lieben Kinder sind fort; sie will für liebe Gäste zu sorgen haben. Kommt, ihr lieben Gäste; laßt euch einfangen von den Märchenaugen und der Engelsstimme. Ihr sollt ihrem Gott dargebracht werden als ein frisches Opfer. Bekehrt sollt ihr werden. Dann kommt sie in Gottes Reich eine Treppe höher; kriegt wohl gar den Bekehrerorden. Bis ihr einer von den großen Engeln, so ein Obercherub sagt: du hast deine Rolle gut gespielt, leg dein Erdenkleid ab, schöne Seele, du kommst gleich zu uns!

Er horchte auf die wilden Stimmen, die so in ihm sprachen. Ihm ward allmählich doch unheimlich, wie sie so in ihm wüten konnten — gegen diese Frau. „Was ist mir denn? Was ist mir denn?" fragte er sich laut. „Was hat sie denn schon gethan, daß ich mich so unsinnig ereifere ... Ja, ja, un-

sinnig. Wirklich wie im Fieber. Laß dich auslachen und geh zu Bett!" — Er kleidete sich aus. Er löschte seine Kerzen und lag möglichst regungslos da. Ein ebenso heißer Drang war in ihm erwacht, sich alles Gute und Holde vorzustellen, das ihn an Wanda entzückt hatte; ihr gleichsam abzubitten, was er an ihrem reinen, hohen Bild — ja, ja, ihrem reinen, hohen Bild! — so sinnlos gefrevelt hatte. Bekehren... Warum sollte sie zu Christinen nicht von ihrem Gott sprechen? Sollen Frauen von allem miteinander reden und nur nicht von Gott? Und wenn es Christine erhob, beglückte — wenn ihre etwas kleine, praktische Seele dadurch aufgerichtet, in reineren Aether emporgezogen wurde ...

Er sagte sich dies und alles, was ihm irgend einfiel; in seinem Kopf war Gedankenglut. Ihm war, als wenn auch der Körper glühte; die leichte Decke, unter der er lag, ward ihm zu heiß, zu schwer, er warf sie auf die Seite. Ob er die Augen schloß oder öffnete, er blieb schlummerlos; alles, was Leben im Menschen heißt, schien erweckt und erregt zu sein. Die feierlichen, frommen Melodien, die Wande auf dem Harmonium gespielt hatte, zogen ihm ungenau, entstellt, aber wie etwas vorwurfsvoll Süßes, süß Gewaltiges durch die Seele. Dann lehnte sich wieder etwas in ihm auf wie ein gereizter Feind. Ja, ja, ja, du spielst deine Rolle! sagte er wie zu Wanda hin, als stünde sie in dem schwachen Schein der Nacht zu seinen Füßen am Bett. Du bist eine Kokette für den Himmel, wie Minna für sich!

Schloß er dann die Augen, so stand sie auf einmal wirklich da; er sah ihr Gesicht, das edle, gute; die dunklen Augen durchdrangen ihn. Sie schüttelte langsam den Kopf. „Und doch! Und doch!“ hörte er ihre weiche Stimme sprechen. Was „und doch“? Was wollte dieses „und doch“? Was legte sich ihm so schmelzend, auflösend auf die nun fröstelnde Haut? — „Ich will nicht!“ sagte er laut, sich in seinem Mannestrotz aufbäumend. „Es wird ein unerträglicher Zustand. Ich will Ruhe, Frieden! Ich will fort! Ich will wieder fort!“

Zuletzt übermannte ihn doch der lauernde Schlaf. Er schlief in den hohen Morgen hinein.

Als er unten im Speisezimmer erschien, sah er, daß die Damen schon gefrühstückt hatten; das aufwartende Hausmädchen berichtete ihm, Frau Minna und das Fräulein seien zu dem Wald drüben am See gegangen, sie wollten Heidelbeeren und Pilze suchen. Werner trank seinen Kaffee und aß ein wenig dazu. Darauf ging er auf und ab, trat in Wandas Zimmer mit den Bibelsprüchen ein, um sich gegen die „Gottselige“, die Bekehrerin von neuem zu verhärten. Seine überwachten, noch brennenden Augen hefteten sich auf die Inschrifttafeln, deren Unschönheit und Uebermaß ihm ebenso wie neulich mißfiel. Ein größerer Spruch fiel ihm auf, er hatte ihn damals nicht bemerkt. Es waren Briefworte des Paulus, die er einst als protestantischer Konfirmand gelernt hatte: „Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, doch von Natur thun des Gesetzes Werk,

sind dieselbigen, dieweil sie das Gesetz nicht haben, ihnen selbst ein Gesetz . . ."

Wie kommt das hierher? fragte er sich etwas verwirrt. Ein so tolerantes Wort in diesen alleinseligmachenden Tempel? — Indem er das dachte, erschien Wanda in der Thür. Sie war im dunklen Hauskleid; es stand ihr gut; sie deuchte ihm aber nicht so blühend wie sonst. „Wie sehen Sie aus?" sagte sie sogleich nach ihrem Morgengruß. „Was ist Ihnen geschehn? Sind Sie wieder nicht gesund?"

„Doch, doch, doch," antwortete er. „Ich hab' nur zu viel gewacht; das ist alles."

„Und warum haben Sie so viel gewacht?"

„Warum? — Ihretwegen." Er sah ihr fest, beinahe starr ins Gesicht; sein Wille beherrschte seinen Blick nicht mehr. „Ich hab' über Sie nachgedacht. Sie sind mir — ein Rätsel. Eine so komplizierte Mischung wie Sie versteh' ich nicht. Das ist eine Sache, die Kopfweh macht; — verzeihen Sie. Kurz, ich bitt' um eine etwas bessere Nacht!"

„Wie soll ich Ihnen die verschaffen?" fragte sie mit einem unsicheren Lächeln. „Ich thät's gerne, glauben Sie. Aber es ist vielleicht mehr, als ich kann."

Er schüttelte den Kopf, unter dessen bleicher Stirn die Augen brannten: „Nein, es ist nicht mehr. Lösen Sie mir nur dieses Rätsel — wenn ich bitten darf! Sie sind die sogenannte praktische Frau; auf dem Acker und im Küchengarten. Sie haben aber zugleich das schöne Rot der Feuerblume; — wie ich das

meine, das erklär' ich Ihnen ein andermal. Sie leben und sterben aber auch für Ihre Pflicht, wie mir scheint. Außerdem sind Sie engelsgut. Sind Sie aber auch wirklich so gut? — Vielleicht ist das nur ein Licht, mit dem Sie die Mücken und Motten, die Weltkinder, fangen. Seit gestern abend bekehren Sie meine Schwester. Wann komm' ich daran?"

„Sobald Sie wollen; früher nicht," entgegnete sie ruhig. Ihr Gesicht war aber starr geworden, und beinahe kalt.

„Gnädige Frau! — Frau Wanda!" rief er plötzlich aus; er verlor die Fassung, oder den Rest davon, den er sich erkämpft hatte. „Ich red' wohl wie ein toller Mensch. Aergern Sie sich nicht an mir. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich bin ein unglücklicher Mensch. Ich versteh' Sie nicht — und halte das nicht aus. Ich weiß nicht mehr, wie ich reden soll, und kann doch nicht schweigen. Sind Sie wirklich so gut, wie Sie scheinen — nein, wie Sie sind — — Nun sprech' ich schon ganz ohne Sinn und Verstand. Haben Sie Mitleid mit mir! Weiter weiß ich nichts zu sagen!"

„O ja, ich hab' Mitleid mit Ihnen; viel. Vielleicht mehr, als Sie denken — und als Ihnen lieb wär'. — — Also ein Rätsel bin ich Ihnen. — Lösen Sie Rätsel so gern?"

„Ich dränge mich sonst nicht so sehr dazu; aber dieses — ja. Liebe gnädige Frau ... Wenn Sie als gute Christin wünschen, daß ich besser schlafe — ich, Ihr Freund — ich bin doch schon Ihr Freund, nicht wahr —"

„Freund und Feind,“ sagte sie mit einem sanften Lächeln; doch in ihren Augen war tiefer Ernst.

Er ging über diese Worte hinweg; „wenn Sie wünschen,“ wiederholte er, „daß ich wieder Ruhe finde — nicht nur bei Nacht, auch sonst — daß ich nicht an Ihnen irre werde, während ich so danach lechze, Sie ohne Widerspruch zu verehren — so sagen Sie mir, wie ich Sie verstehen soll! Sagen Sie mir ein lösendes Wort!“

Wandas Augen lagen eine Weile still auf ihm; so hatten sie ihn noch nicht durchforscht, wie ihm schien; er hielt ihnen mit Mühe stand. Sie begann dann aber weich und herzlich: „Als gute Christin, sagten Sie. Ja, das ist auch das rechte Wort; als gute Christin will ich Ihnen ‚wieder Ruhe geben‘ ... Ach, Sie werden nur staunen, wie einfach dieses Rätsel ist! — Ich hab' Ihrer Schwester gesagt, was ich neulich Ihnen sagte: ich hab' einmal einen Schicksalstag erlebt — der wurde dann ein Gnadentag. Das war in Ihrem Heiligenblut; darum hängt hier am Fenster das Bild! — Vor dem Tag war ich auch so dahingegangen. Nicht unchristlich, nicht unfromm, aber doch auch mehr nach modernem Sinn: das Ich recht schön ausbilden, recht viel lernen, unter den Menschen ‚liebenswürdig‘ sein, eine gute Patriotin sein. Minna hat Ihnen von diesem Menschen erzählt, mit dem ich verlobt war; dem ‚Baron‘ auf der Alm. Ich hatt' ihn wirklich lieb gehabt; das versteht sich ja auch von selbst. Aber als er meinen Bruder im Duell getötet hatte — den armen Jungen, der für meine Ehre ge-

kämpft hatte — da warf ich einen schrecklichen Haß auf ihn; dachte nur an Rache, Rache. Ja, sehn Sie mich nur mit großen Augen an; ich hab' heißes Blut; das hatte damals andre Leidenschaften als jetzt! — Um diese Zeit näherte sich mir Georg Keßler wieder. Er war noch Junggesell, wollte heiraten, hatte schon einmal bei mir angeklopft; ich hatte ihn aber nicht gewollt. Er war zwar hübsch, viel hübscher als jetzt; auch jugendlicher, zarter, feiner — wie man ja als Bewerber immer ist — und mir sehr ergeben. Mich hatte aber die stürmische, glänzende Gewaltsnatur des andern berückt ... Da mich nun Keßler gegen diesen andern so maßlos empört, von Racheverlangen förmlich gequält sah — ich verbarg es gar nicht — so versuchte er es auf einem andern Weg ..."

Wanda unterbrach sich selbst. Sie blickte Werner an, dann zu Boden; sie kämpfte einen inneren Kampf, wie es schien. „Ich will!" sagte sie darauf leise, kaum hörbar, wie im Selbstgespräch. „Sehn Sie, was nun kommt," fing sie zu ihm gewendet wieder an, „das hab' ich noch keinem Menschen außer meinen Geschwistern und meiner verstorbenen Freundin erzählt. Viele würden wohl auch sagen, ich als die Frau dürft' es Ihnen nicht erzählen. Es wird mir auch sehr schwer; — Sie meinen es aber so ernst mit mir. Und ich möcht' von Ihnen verstanden sein. Und Sie können mich nur ganz verstehn, wenn Sie alles wissen! — Also dieser Georg Keßler, der jetzt mein Mann ist — — ich hatt' ihm, als er nun wieder um mich warb, in einer meiner schrecklichen, wilden

Aufregungen gesagt: „Hängen Sie wirklich so sehr an mir, dann rächen Sie mich! — Daß der andre mich verlassen hat, das zu rächen bin ich viel zu stolz; er soll gehn, wohin er will. Aber daß er meinen Bruder ruhig töten konnte, und nun ruhig weiterleben, das ist zu entsetzlich. Wenn das der Himmel nicht rächt, muß der Mensch es thun!‘ Und so sagt' ich mit meinen einundzwanzig Jahren wohl noch allerlei. Keßler ging schweigend fort. Nach zwei Tagen kommt aber ein Brief von ihm: er sei unterwegs, um mir meinen Willen zu thun. Er werde diesen Verräter und Mörder suchen, hoff' ihn auch zu finden. Er segne jetzt sein Schicksal, daß er, ein friedlicher Landmannssohn und Landmann, durch seine Jägerleidenschaft gewöhnt sei, mit Waffen umzugehn. Und wenn ihm das glücke, was er vorhabe, so hoffe er dann auch auf das höchste Glück! — Daß dieser Brief mich aufregte, in jedem Sinn, können Sie sich denken. In mir ging alles hin und her, haltlos in meinem alleinschwebenden ‚Ich‘ wie ich war; was ich fühlte, was ich wollte, fürchtete, wünschte, wußt' ich selber nicht ... Endlich kommt er wieder. Es war ein schwüler Abend, ich weiß es noch; ich war grad' allein. Er ging auf mich zu, etwas pathetisch, sagt mit seiner kräftigen Stimme: Ich hab' Sie gerächt. Ich hab' Ihren Bruder gerächt. Der Mann lebt nicht mehr. In der Schweiz, am Brienzer See, hab' ich ihn gefunden. Ich hab' besser geschossen als er. Sie können wieder ruhig schlafen!“

„Und darauf sind Sie ihm in die Arme gefallen," sagte Werner, mit dem Kopfe nickend.

Sie schloß die Augen, in einem unausgesprochenen Gefühl: „Nein, das noch nicht. Es kam doch ein erstes Grauen über mich; — wär's nur auch gleich das zweite und dritte gewesen, wär's mir treu geblieben! Aber als er mir dann in seiner starken, dramatischen Weise — Sie haben ihn ja neulich gehört — als er mir erzählte, wie er es vorbereitet, und wie es dann zugegangen war; und wie er dabei immer an mich gedacht, und auf meine Freude, meinen Dank gehofft — da fiel ich ihm um den Hals. Ja, ich bin mich ihm schuldig! ich gehör' ihm nun! das war mein Gefühl. Und kurz — ich ward sein. Nach ein paar Monaten hieß ich Wanda Keßler ... Ich hatt' ihm versprechen müssen, gleich am ersten Abend, von diesem Duell zu schweigen wie das Grab; es sei zum Glück Geheimnis geblieben; und das müss' es bleiben, gegen jedermann. Versteht sich das nicht von selbst? dacht' ich junges, romantisches Ding. Ich werd' doch meinen Verlobten, meinen Rächer nicht ins Gefängnis bringen? — — O, ich war ahnungslos ..."

Wandas lange, schwarze Brauen zogen sich zusammen; ein bitteres oder schmerzliches Lächeln zuckte über ihr Gesicht. Vielleicht um ihrer Bewegung besser Herr zu werden, trat sie an das Fenster, an dem das Heiligenbluter Lichtbild hing; sie legte einen Arm auf den Fensterrahmen, betrachtete das Bild mit ganz nahen Augen, spielte mit den Fingern darauf. So

spielt man sich mitunter eine Aufwallung oder eine Schwäche weg. „Drei Jahre später," sagte sie nach einer Weile, wieder mit fester Stimme, „war ich in diesem Heiligenblut! — Damals gab es noch nicht das Rupertihaus, von dem Sie mir erzählt haben; wir wohnten in einem einfachen Bauernwirtshaus — mein Mann und ich. Wir machten eine Vergnügungsreise, er wollte einmal wieder die Alpen sehen, vielleicht Gemsen schießen. Wir hatten uns nun drei Jahre lang — auseinandergelebt; das heißt, im Innersten bohrte die unausbleibliche Entfremdung wie ein Wurm im Holz, wir waren zu verschieden; außen ging alles noch seinen alten Gang. Ich hatte ihm die Kinder geboren; wir waren jung und gesund ... Und so sitzen wir im Wirtszimmer, abends; am andern Morgen wollten wir zur Franz-Josephs-Höhe hinauf. Es saßen noch einige Gäste da. Ein einzelner Herr tritt herein; — ich denke, mir erstarrt das Blut. Die hohe, mächtige Gestalt mit dem hoch getragenen Kopf erkenn' ich ja sofort; dann kehrt er uns das Gesicht zu ... Mein erschossener Bräutigam! — Was in mir vorging, das denken Sie sich selbst. Ich schau' Keßler an. Er wird doch wirklich wie der Kalk an der Wand. Dann wird er blutrot. Der andre — Gott weiß, wie geschwind das alles ging — der schreitet einmal durchs Zimmer hin, streift meinen Mann mit einem Blick; mich hatte er offenbar schon gesehn und erkannt. Dann murmelt er der Kellnerin ein paar unverständliche Worte zu und ist wieder aus der Thür.

„Er ist nicht wiedergekommen; noch denselben Abend — wie ich am andern Morgen hörte — ist er weitergewandert, das Thal hinunter oder zum Glocknerhaus hinauf. Ich hab' noch eine Weile an unserm Tisch wie erstarrt gesessen; dann fort! fort! ich weiß nicht wie. Ich weiß nur, daß ich oben in unserm Zimmer stand; Keßler kam mir nach. Er versuchte mehrmals zu sprechen; ich hab' vergessen, was. Ich konnte nur immer: Lügner! Lügner! sagen; weiter brachte ich nichts heraus. Bin dann wieder hinuntergelaufen, ließ mir ein andres Zimmer geben; da blieb ich dann diese Nacht allein. Es war eine entsetzliche Nacht ... Ich lag in meinen Kleidern da. Weg von diesem Lügner! Scheidung! schrie es in meiner Brust, oder meinem Kopf. Weg von ihm um jeden Preis! Und wenn ich auch ohne die Kinder — — Nein, nein, nein! schrie es dann wieder in mir. Nein, nein, nein, die Kinder, wie kann ich die Kinder verlassen. Aber was dann? — Ihn hassen! Ihn verwünschen! verachten! — Ich riß mir in den Haaren, ich schlug mir auf die Brust, ich stöhnte, ich nagte an meinem Kissen. So ging es die ganze Nacht.

„Am Morgen, nachdem ich mich gewaschen, hergerichtet hatte, schlich ich dann wie ein gebrandmarkter Verbrecher aus dem Haus. Ich lief so umher, kam endlich auf einen Hügel; Schulerbühel heißt er, glaub' ich; man sieht da schön nach beiden Seiten ins Land hinaus. Ich stand da, es war kein Mensch zu sehn. In der Nacht hatt' ich mich satt und tot geweint; nun starrte ich in die Welt hinein. Die hohen Berge

drückten mich, sie lagen mir von allen Seiten wie gräßliche Schicksale auf der Brust; der Schnee und das Eis da oben auf dem Glockner war mir wie die erbarmungslos kalte Welt, die jeden vergehen läßt, wie er will oder wie er muß. Aber die Kirche — die Heiligenbluter Kirche — die mußt' ich immer wieder anschauen; sie war mir so wunderbar. Sie stand so schön, so frei über dem Thal, über dem wilden Fluß; und so schlank und so hoch wuchs sie in die Höhe, und zeigte zwischen den Bergen durch wie mit einem langen Finger zum Himmel hinauf. Ich mußt' Ihnen das so ausführlich sagen, verzeihen Sie; es gehört dazu! — Dann kam von da ein Glockenläuten. Ich fing an, mich vor Gott zu schämen; ja, damit begann es; das weiß ich gewiß. Ich sah immer den auf Gott gerichteten Finger, in dem es nun läutete... Und wer bist du denn? dacht' ich. Du willst diesen Lügner hassen; warum dich nicht auch? Daß du einem Lügner geglaubt hast, das ist keine Schande; aber hast du ihm nicht gesagt, daß er dich rächen soll? Und haben ihm nicht deine Augen gesagt: werd' ein Totschläger, stille meinen Haß, dann will ich dich lieben!? — Wer soll dich nun wieder an dem Lügner rächen? — Sieh doch, wohin der Turm da zeigt. Hör doch, zu wem die Glocken läuten. Mein ist die Rache! spricht der Herr; ich will vergelten. Du hast einen Mann genommen, nachdem du ihn zum Lügner gemacht hattest; und weil du ihn zum Mörder gemacht hattest, hast du ihn genommen ...“

Es kam nun doch wieder eine starke Bewegung

über Wanda, stärker als die frühere; es mochte ihr alles wie leibhaftig erneuert vor die Seele treten. Sie zitterte, als schluchzte sie; ihre Stirn drückte sich gegen das Bild, daß das Fenster klirrte; dann sank sie auf einen Stuhl, der am Fenster stand. Ein schmerzvoller Blick aus den verschleierten Augen flog zu Werner hinauf, der sich nicht gesetzt hatte. „Ja, so ist's gekommen," murmelte sie darauf, als hätte sie nun alles gesagt.

Werner atmete tief. Wie mit aufgehobenem Leben hatte er zugehört. Er glaubte sie auf dem Schulerbühel zu sehn, dazu die Schneegipfel oben und den Kirchenfinger im Thal. Da sie nun aber die Augen geschlossen hatte und noch immer schwieg, trat er leise näher. „Liebe Freundin," sagte er weich; „nun darf ich Sie so nennen. Ich dank' Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie mir das alles haben sagen wollen. — Greift es Sie an, so sollen Sie kein Wort mehr sprechen. Dann hoff' ich, daß eine andre Stunde —"

„Ja, Sie haben recht," fiel sie ihm ins Wort; „es ist ja noch nicht aus! — Ich will's aber kurz machen; nicht wahr?" Sie lächelte ein wenig: „Sie haben ja doch die Glocken schon läuten hören ... Ich stand dann noch lange, lange auf dem grünen Hügel; ich fühlte mich in all meiner Sünde, und ich fühlte Gott! Wirf dein Herz vor ihm nieder, dacht' ich. O denk doch in all deinem Elend: wie hat seine Hand dich hierher geführt. Da stehst du in diesem fremden Land, so fern von zu Hause, zwischen all diesen Bergen, die dich nicht lieben; aber einer liebt dich doch, und

er findet dich doch, wohin du auch gehst; und wenn dich Schmach und Unglück zu Boden drückt, so thut's seine Vaterhand: ‚wie soll ich dieses kranke Kind anders zu mir retten?‘ — — Ich blieb da auf dem Schulerbühel, bis ich alles wußte: nie mehr die schrecklichen Lippen zu küssen, die mich so betrogen; aber auch nie von den Kindern zu lassen, die mir Gott gegeben; und in ihres Vaters Haus meine Pflicht zu thun, für sein Haus und sein Wohl zu sorgen, solang Gott es will. Und meine Pflicht lieber zweimal zu thun als einmal, damit ich womöglich meine Sünden sühne; und statt Menschenhaß nur noch Menschenliebe zu kennen, statt Rache nur noch Mitleid. Und in Gott zu leben, bis ich einst in ihm sterben kann! — — Ja, und so kamen wir dann nach Grebbin zurück. Ich fand hier eine Freundin, daß ich das noch sage; ein herrliches, wunderbares Geschöpf; kränklich, aber seelengesund; ganz in ihrem Gott; und sie stärkte mich in meinem neuen Leben und stählte und beseligte mich — ach, ich kann's nicht sagen. In dem Städtchen da an der Bahn, dem nächsten, war sie Lehrerin. Bis sie nicht mehr konnte; — solange sie noch aufrechte Kniee hatte, den Tod schon auf der Stirn, that sie ihre Pflicht. Nun liegt sie dort auf dem Friedhof; seit zwei Jahren fast. Ohne sie lebt sich's schwer. Ich hab' manchmal Sehnsucht: ihr nach! — Aber das sind ja nur so Gedanken, Gefühle. Zuletzt heißt's ja doch: Gottes Willen thun!“

Wanda hatte sich erhoben und war an ihren Schreibtisch getreten; dort standen einige Photographien

in Stehrähmchen. Eine davon nahm sie und hielt sie Werner schweigend hin. Es war diese Freundin; ein leidendes, nicht schönes, aber anziehendes Gesicht, mit tiefliegenden Augen. „Josephine Stark hieß sie," sagte Wanda leise.

Werner betrachtete das Bild, stellte es dann auf den Tisch zurück. „Und das sind meine Knaben," setzte sie hinzu, da er auf die andern Photographien blickte. „Ohne die ich nun auch leben muß."

„Verzeihen Sie," nahm er zögernd und mit halbunterdrückter Stimme das Wort. „Leben muß, sagen Sie. Ich hab' das schon damals nicht verstanden, als ich Sie kennen lernte. Wenn Sie so an den Kindern hängen, warum gaben Sie sie so früh von Hause fort?"

„Die beiden Knaben?" murmelte sie, ohne ihn anzusehn. „Muß ich das auch noch sagen? — Mein sogenannter Mann — — es ist nicht nur keine Wahrheit in ihm, er ist auch ein übertrieben strenger Vater, und im Zorn wird er — roh. Ich ertrug das nicht; ich hielt's nicht aus. Ich hab' lieber durchgesetzt, daß sie in Stargard in die Schule gehn und bei einem Pensionsvater wohnen, den ich kenne, der Kinder mit Liebe erzieht."

Werners Gesicht zog sich finster zusammen; er entgegnete aber nichts. Er entschloß sich nur noch zu einer zweiten Frage; auch ohne sie anzusehn. „Und er — hat sich nie duelliert?"

„Wer?"

„Herr Keßler; mit —"

„Er war nur so herumgereist; er hatte ihn nie gesehn. — Ach, nun aber genug von ihm und von alledem. — Sie werden mich's ja nie bereuen lassen, daß ich's Ihnen sagte. Sie werden auch nie zu irgendwem davon sprechen!"

Er legte sich eine Hand auf die Brust und schüttelte den Kopf.

„Auch von mir und dem, was in mir lebt, red' ich nun nicht mehr. Mit Ihnen nicht, weil Sie — — weil Sie wahrscheinlich glauben, es gibt keinen Gott; und mit Ihrer Schwester nicht, damit Sie nicht wieder denken: das ist eine Bekehrerin!"

Werner wollte etwas erwidern; seine Brust war übervoll. Eben hörten sie aber die Stimmen der Damen, die vom Spaziergang zurückkamen; Minna lachte hell auf. Er beugte sich nur noch auf Wandas Hand. Er drückte sie gegen seine Stirn, wie um ihr durch diese Gebärde zu sagen: vergeben Sie mir!

VII.

In Bartelshagen war der Tag zu Ende gegangen, eben dieser Tag; Betty und Hedwig, die beiden Kochenlernerinnen, hatten sich in ihr gemeinsames, großes Schlafzimmer begeben, das nach rückwärts auf den Garten ging, und kleideten sich aus. Betty war wie gewöhnlich die erste, die im Bett lag; die kleine Hedwig hatte länger mit ihrem braunen Haar zu schaffen, ihrer größten Schönheit, die sie mit liebevoller Andacht pflegte. Zuweilen zog sie auch noch ein verschlossenes kleines Buch hervor, in das sie geschwind und halbverstohlen ein paar Bemerkungen, Denkwürdigkeiten über den eben vergangenen Tag eintrug, die sie der Nachwelt aufbewahren wollte. Diesmal ließ sie das Buch in Ruhe, aber ihre Gedanken ließen ihr keine. Auch als sie endlich unter der Decke lag, blieben die Augen tiefversonnen offen. Sie löschte auch das Licht nicht aus. Endlich lächelte sie; es war ihr bekanntes listiges Lächeln.

„Gute Nacht!" sagte Betty von drüben; sie lag an der entgegengesetzten Zimmerwand, bei dem andern Fenster.

„Gute Nacht," gab Hedwig verträumt zurück.

„Kind, warum lächelst du so?"

Hedwig wandte den Kopf nach links, zur andern: „Das Kind ist klug und denkt sich was."

„Ach, wie merkwürdig! — Du könntst aber doch das Licht ausmachen; morgen müssen wir wieder früh heraus. Es ist schrecklich, ich brauch' so viel Schlaf wie Moltke; und was noch schrecklicher ist, so viel krieg' ich fast nie! — — Du kluge Kleine, was denkst du dir denn?"

„Aha! Nun möcht' sie's doch wissen. — Nein, was gibt's doch für neugierige Menschen! — Weißt du, große Hedwig, schlafen wollen und neugierig sein, das geht schlecht zusammen."

Betty richtete sich auf dem Ellbogen auf: „Ach, red' doch nicht so furchtbar gescheit. Was soll aus dir werden, wenn du schon mit ‚holde Siebzehn' so neunmalklug bist? — Also nun sag, was du dir gedacht hast, und dann lösch das Licht."

Hedwig blieb auf dem Rücken liegen, die Augen gegen die Decke. „Ich hab' mir das jetzt zusammengereimt; die ganze Geschichte! Frau Minna Weintraut wollte doch länger fortbleiben; und sie bleibt doch immer lange fort; aber plötzlich ist sie wieder da. Mit dieser jungen, fidelen Hessin; warum hat sie die mitgebracht? Sie hatten sich ja früher gar nicht gekannt. Und ihr Reisebegleiter, der Herr Hoffmann, wo war der geblieben? Statt dessen kommt ein andrer mit, ein eleganter Lord Byron, mit den schönen Händen und den schönen Ringen —"

„Na ja, ihr neuester Schwarm!" warf Betty hin, etwas altklug lächelnd.

„Das mag ja auch sein, daß sie für ihn schwärmt — so lang, wie es dauert. Aber er ist doch zugleich der Bruder; Betty, merkst du was? — Nein, sie merkt noch nichts. — Brüder bringt man doch gerne mit, wenn was Besonderes los ist. Und wo ist denn der Herr Hoffmann geblieben? Der ist doch nicht unter die Torfwagen gekommen? Ach nein, am nächsten Tag ist er auch schon da! Er hat nur rechtsherum reisen müssen, und die andern Herrschaften linksherum. Und nach fünf, sechs Tagen, kuck doch mal! Da ziehn die Herrschaften wie die reinen Nomaden weiter, nach Grebbin. Betty, merkst du noch nichts? — Nein, sie merkt noch nichts. — Na, wer kommt denn sonst noch jeden Tag nach Grebbin? Der Kutscher hat es uns doch erzählt. Dein Herr Hugo Hoffmann, der dir die Ansichtskarte nicht geschickt hat und von dem du in deiner Tück'schigkeit nun gar nicht mehr sprechen willst. Der reitet ja jeden Nachmittag hin; oder auch am Vormittag. Da kann er Christinchen aus Hessenland viel bequemer sehn, und ohne daß es so auffällt wie hier. Er hat ja mit der Frau Keßler die Wirtschaft zu besprechen! Und es fällt ja auch gar nicht auf, wie es scheint; wenigstens den großen, langen Blondzöpfen nicht. Da ist bloß so ein kleines, kluges Mädchen, mit rehbraunen Augen, das durchdenkt sich die Sache und kommt ihr auf den Grund. Heiraten wollen sie sich, Hugo und Christinchen. Gib nur acht, eines Morgens wird man plötzlich in der Zeitung lesen: Hausfrau für Teschenberg wird nicht mehr gesucht, Stelle ist besetzt!"

Betty rührte sich nicht und sprach kein Wort.

Nach einer Weile wunderte sich die Kleine; sie richtete sich halb auf, beide Hände aufgestützt. „Du! Betty! Schläfst du schon? — Sag bloß noch: hab' ich nicht recht?"

„Ach, du —"

Nur diese beiden Worte kamen von drüben; was noch folgte, verging in einem dumpfen, unklaren Geräusch. Hedwig horchte auf. Nun hörte sie aber nichts mehr. Sie sah auch von Betty nichts als eine Schulter. Das Gesicht war abgewandt, nach der Wand gekehrt.

„Betty?" fragte sie, fast bestürzt.

„Was?"

„Hast du denn eben — geschluchzt?"

„Ich?"

„Na ja, du."

„Ach, du bist wohl unklug."

„Es klang aber doch wahrhaftig wie ein leises Schnucken. — Du hast wirklich nicht geschnuckt?"

Betty rührte sich nicht; sie lachte aber auf. „Hedwig, du wirst zu gescheit, du lebst nicht mehr lange! — Warum sollt' ich schnucken? Ob ‚mein Herr Hoffmann,' wie du ihn nennst, das Fräulein oder Frau Minna heiratet — oder sonst jemand — das ist mir doch wohl einerlei. Ich muß aber schlafen. Hast du die Woche? Ich hab' die Woche. Also gute Nacht!"

„Ja, ja. Ueber Herrn Hoffmann hab' ich aber doch recht —"

„Ja, du hast wie immer recht. Und nun pust' das Licht aus; das in deinem Kopf und das auf dem Tisch!"

Die Kleine blies, bis das Licht erlosch. „Gute Nacht!" sagte sie dann auch.

Es ward tiefe Stille. Betty rieb leise, sanft über ihre linke Brust; in die hatte sie vorhin mit allen Fingern der Hand hineingegriffen, um ihre Gefühle unterzukriegen, die sie bei einem Haar verrieten. Die Brust that nun noch weh; und das Herz darunter ... Sie war tapfer wie irgend eine; mit einem stark zerschundenen Knie hatte sie vorm Jahr eine halbe Nacht getanzt; und auch seelische Schmerzen konnte sie verbeißen. Dies war ihr nur ebenso plötzlich gekommen ... Sie dachte an ihre ersten Zeiten hier in diesem Haus; da gefiel offenbar sie dem Hugo Hoffmann so gut. Da kam er fast so oft nach Bartelshagen geritten, wie jetzt nach Grebbin; hatt' immer etwas mit Herrn Ebert zu besprechen, wie jetzt mit Frau Keßler. Und wo dann Betty auch war, immer fand er sie ... Und die arme dumme Betty war so bald verliebt. Warum eigentlich? Seine vierunddreißig Jahre und ihre neunzehn ... Aber es kam so, und wuchs, und wuchs ihr über den Kopf. Und die andern fingen schon an zu munkeln: die wird wohl Gutsherrin von Teschenberg! — Bis Frau Minna merkte: mein Ritter kommt nicht mehr um mich, sondern um dieses Ding! und die Sache nun in ihre kleine feste Hand nahm, und ihm Augen machte, und alle Springbrunnen springen ließ, und

ihn alles hoffen ließ, was er hoffen wollte; und den wieder Eingefangenen in die Alpen schleppte ...

Ach, dachte die arme Betty, regungslos und kummervoll; und wären sie als Verlobte zurückgekommen, und würden nun Mann und Frau — sie ist ja reizender als ich, gebildeter als ich — tragen müßt' ich's ja! und ich hielt's auch aus! Aber daß er so ein Flattergeist ist ... Wenn man so treuherzige Augen hat — so himmelblaue — und wenn ich immer hab' denken müssen: auf einen Mann wie den kann man sich verlassen — und nun ist er so! — Die Hessin! Fräulein Christine! — Ihr Bruder ist viel schöner als sie. Ich bin doch gewiß stattlicher. Neulich sagte sie selbst zu mir: ich beneid' Sie um Ihren Wuchs! — Ach, sie ist ja überhaupt lieb und gut zu mir. Aber was nützt mir das? Dieser lange Mensch mit den himmelblauen Augen — ich kenn' nicht viele so hübsche wie die! — der den Kopf beinah senken muß, wenn er mit ihr spricht — und der zu Frau Ebert sagte: Eine, die nicht Plattdeutsch kann, die nehm' ich gewiß nicht — jetzt läuft er dieser kleinen Hessin nach. Die mich neulich fragte: appeldwalsch, was ist das? — — Ach, ich bin so unglücklich. Ich hab' von ihm so hoch gedacht! Ich hatt' noch eine Hoffnung — es war wie ein Aberglaube — mit der Ansichtskarte. Wenn er mir die schickt, dacht' ich ... Ach, es war so dumm. Ach, ich bin wohl überhaupt so dumm. Es liebt ihn aber doch niemand so wie ich ...

Das „Schnucken“ wollte wiederkommen; sie er-

schrak, sie fuhr mit dem Kopf unter ihre Decke. Dort ward ihr aber bald zu heiß, zu stickig; wieder hervorkriechend, tiefen Atem holend, horchte sie nach Hedwigs Bett. Die Kleine schlief offenbar; ihr Atem ging so sacht und so gleichmäßig, wie wenn er auf dem Exerzierplatz marschierte. Die Glückliche! fuhr ihr durch den erhitzten Kopf. Die liebt nur einen Leutnant, den sie bloß von Ansehen kennt; so wie man die Sterne liebt. Ja, die kann wohl schlafen! — — O, ich möcht' recht was Schlimmes thun. Ich möcht' Hugo Hoffmann und Christine Ringhof auseinanderbringen; sie ihm verleiden, ich weiß nicht, wie; durch irgend eine Schlechtigkeit! Ich möcht' etwas Furchtbares, Entsetzliches thun, was noch kein neunzehnjähriges Mädchen gethan hat ... Ja, das möcht' ich thun!

Es kam ein Grauen vor ihr selbst über sie, das ihr wohlthat, in dem sie sich berauschte. Sie brachte es fast bis zum körperlichen Schauder; — aber doch nicht ganz. Die Schlechtigkeit ließ sie auf einmal im Stich. Gott im hohen Himmel! dachte sie, und beinahe laut. Ich bin ja wohl verrückt geworden. Ich kann mich ja wohl vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Betty! Betty! Schäm' dich!

Sie schämte sich fürchterlich. Dann erschrak sie auch: eine unheimliche Angst kam dazu, Furcht vor dem Einschlafen. Sie war schon einmal im Traum wegen einer Schlechtigkeit hingerichtet worden ... Wenn das heute wiederkäme! Warum sollt' es nicht wiederkommen. Da ihr das Gewissen schlug; da

sie so ernstlich an schreckliche Gemeinheiten gedacht hatte ...

Nein, dachte sie, der Traum war zu gräßlich; bessere dich ganz geschwind! — — Was? So aus Furcht? aus Feigheit? Und ich will ein tapferes Mädel sein? — Nein, nun grade bleib' ich schlecht. Grundschlecht! Ich will mir was ausdenken, wie ich diesen Hugo Hoffmann mit den falschen Augen und die kleine Hessin — —

Plötzlich brach das Schluchzen hervor; laut, fast überlaut; entsetzt fuhr sie auf. Sie starrte in die tiefe Nacht, gegen den Krampf in der Kehle kämpfend. Sie horchte. Endlich konnte sie wieder hören, wie es drüben stand in dem andern Bett. Ruhiges, gleiches Atmen. Die Kleine, die den idealen Leutnant liebte, war nicht aufgewacht.

Indem sie auf dieses Atmen horchte — denn es that ihr wohl — schlief sie selber ein. Darauf kam's nur an: nun schlief sie, nach des Tages Arbeit, wie immer die ganze Nacht. Sie träumte auch nicht, daß sie hingerichtet werde. Früh morgens erwachte sie mit einem Ruck, durch Hedwigs hohe, rufende Stimme: „Betty! Langschläferin! 's ist die höchste Zeit!"

VIII.

In der großen „Kälberbucht" rührte sich's, die der Gutsherr von Grebbin seitwärts vom Haus, auf einer idyllischen Waldsaumwiese, „nach seiner Idee" eingerichtet hatte; die Idee war ihm freilich durch Frau Wanda eingegeben worden. Die zur Mannbarkeit heranwachsenden Kälber, in allerlei Farben gefleckt, zogen aus ihrem Traumwinkel in etwas beschleunigter Langsamkeit dem Hause zu, wo hart am Gitter die langen Tröge standen, in die ihnen die nährende Magermilch eingeschüttet wurde. Sie hörten das dumpfe Stampfen der Zentrifuge, ihren Abendgruß aus dem Milchkeller. Werner hörte ihn auch, der eben vom Hochwald herunterkam. Es freute ihn, die schon stattlichen, schöngefärbten Tiere so jugendlich würdevoll dahinschreiten zu sehn, durch die Stimme der Maschine gelockt, die der kluge Mensch ersonnen hatte. Ich will zur Zentrifuge hineingehn! dachte er; eines seiner neuen Wirtschaftsgefühle erwachte. War noch gar nicht dort, und bin nun schon den vierten Tag hier. Vielleicht ist sie da!

Er dachte fast nur noch „sie"; „Wanda" verstand sich von selbst.

Als er in die Kellerwelt hinabgestiegen war, unter

deren Wölbungen eine etwas beklemmende Dämmerung herrschte, sah er die kräftige, breitschulterige Figur der „Mamsell“ mit den klugen Augen, aber auch Wandas Wohlgestalt. Sie stand neben Franz, dem Blinden, der die Kurbel der Zentrifuge mit seiner unerschütterlichen Ruhe drehte. Das Abendlicht fiel auf sein unbewegliches, ernstes, blickloses Gesicht. Es nahm sich aus, als sei dieser baumstarke Mann mit den hin und her gehenden Armen auch nur eine Maschine, an die andre angehängt. Aus den beiden Röhren der Zentrifuge floß die zerteilte Flüssigkeit in dünnen Strahlen heraus, hier die Sahne, dort die Magermilch. Die Kellermeisterin, die „Mamsell“, gab dem rätselhaften Ungeheuer, das Werner nachdenklich anschaute, von Zeit zu Zeit neuen Stoff, aus den großen Zinngefäßen, die die Mädchen vom Kuhstall hergefahren hatten. Dazwischen plauderte sie zu Wanda hinüber; beide sahen den sacht Herangetretenen nicht.

„Ja, das ist beschämend,“ sagte er endlich heiter, „daß man von diesen Erfindungen der Neuzeit eigentlich nichts versteht!“

„Sie sind da?“ fragte Wanda.

„Ja, ich bin so frei. Bitte, verwundern Sie sich nicht so beleidigend. Ich wünsche mich zu bilden —“

„Im Milchkeller?“

„Auch da. Sie scheinen noch nicht zu ahnen, Frau Wanda, was jetzt in mir vorgeht. Ich bekomm' ein Herz für die Landwirtschaft. Sie verklären mir eben alles. Ja, Sie!“

„Spotten Sie?" fragte Wanda.

„Das würd' ich mir doch gegen die Gutsherrschaft nicht erlauben. — Aber nein, im tiefsten Ernst. Ich seh' Ihnen so gern beim Arbeiten zu."

„Hier arbeit' ich doch nicht! Die Mamsell da arbeitet — sehn Sie nur, wie sie eben die Milchkanne mit ihren prachtvollen Armen hebt — und der starke Franz."

Ueber das starre Gesicht des Blinden flog ein kleines Lächeln. Dann wechselte er mit den Armen und drehte wie ein Holzbild weiter.

Wanda warf einen mitleidigen Blick auf ihn. „Ja, was wären wir ohne Franz!" sagte sie dann heiter. „Dreimal täglich dreht er die Zentrifuge; und bei der Butterknetmaschine haben wir ihn auch. Der ist unentbehrlich! — Wissen Sie, zu was der im stand' ist, obgleich er nicht mehr sehen kann? Er geht allein ins Wirtshaus im Dorf, geht auch in die Stadt. Und wenn er da zum Kaufmann will, so findet er dessen Haus."

Franz lächelte wieder einen Augenblick, doch als wollte er eigentlich nicht. Die Maschine schnurrte ruhig weiter.

Werners Herz flog Wanda zu; er verbarg es aber auch, wie Franz. „Können Sie mich nicht auch verwenden?" fragte er lustig, mit heimlicher Melancholie. „Ich verspüre einen wilden Drang, mich nützlich zu machen und —"

„Sie?"

„Ja, ich. — Mir geht es hier zu gut. Ich möcht'

mir's verdienen! — Ja, ja, es geht mir hier so gut — wie noch nie. Ich steh' oben auf meinem Berg; meinen Lebensgipfel mein' ich. So wird's ja nicht bleiben, das weiß ich; aber den Teufel auch, was thut's! So lang es dauert, ist's gut!"

Wanda sah hin und her; es schien sie zu befremden, daß er hier, vor diesen Leuten solche Reden führte. „Warum sollt's nicht so bleiben?" fragte sie, um etwas zu sagen.

„Kann es denn so bleiben?" fragte er zurück.

Sie antwortete nicht.

„Ich bin wieder zwanzig Jahre alt!" fing er wieder an, mit einer gewissen Heftigkeit. „Bei Gott, ich werd' lächerlich jung! Ich komm' wieder in die Zeiten, wo ich einen wilden Ehrgeiz hatte, wo ich immer etwas leisten, etwas schaffen wollte. Da hätte mich so eine Maschine — — Ich versteh' sie nicht. Ich weiß nicht, wie sie diesen Zauber macht: das Fette und das Magere so auseinanderzuscheiden. Die ist ja gescheit wie ein Professor!"

Wanda lächelte. „Die Zentrifuge? Die will ich Ihnen einmal genau erklären, wenn Sie wollen. Wenn sie grad nicht arbeitet."

„Das können Sie auch?"

„Meine Zentrifuge? Die ist ja wie mein Kind!"

Die Mamsell lachte; der Blinde verzog das Gesicht. Ein Wagen schien draußen auf den Hof zu rollen; dazu hörte man die ungeduldigen Kälber brüllen. Ich wollte ja sehn, wie sie trinken! dachte Werner und ging dem Ausgang der Kammer zu.

Indem er zurückblickend grüßte, hörte er, wie Franz zu Wanda sprach; er verstand aber die Worte nicht.

Wanda kam ihm nach. „Sollten das schon Keßler und das Kind sein?" sagte sie im Gehn, auf das Rollen horchend.

„Was hat Ihnen der Blinde gesagt?" fragte Werner.

„Ein Wort über Sie. O, der hört alles, und denkt über alles, spricht auch über alles. Das ist ein Herr, der hat noch Lebensmut! sagte er eben zu mir."

Werner lächelte. „Richtiger hätt' er gesagt: der hat wieder Lebensmut! — — Ich hab' ihn schon öfter gesehn, diesen Blinden, wenn er auf dem Hof zur Pumpe ging, ohne Stock, langsam, aber sonst wie Sie und ich. Nur als er dann in sein Häuschen ging, da sah ich, daß er nicht sah. Seine Thür war nicht um einen Zoll höher als er; jeder Mensch mit Augen hätte sich gebückt; er ging aber steif aufrecht durch!"

Sie kamen nach oben und auf die Terrasse am Haus. Es war richtig Georg Keßler, der heimkehrte; der offene Wagen hielt schon, das Dienstmädchen lief hinzu. Keßler saß mürrisch im schwarzen Tuchrock, einen schwarzen Hut auf dem Kopf; ein unerwartet lang aufgeschossenes, mageres Kind saß neben ihm, ebenfalls schwarz gekleidet; der Anzug schlotterte ihm aber um die eckigen Formen. Es hatte auffallend goldig blondes Haar, dazu graue, dunkel wirkende Augen, die scheu und wild umhersahen. Die Dienst-

magd wollte ihm beim Absteigen helfen, es riß sich aber los und sprang hinab. Wanda schaute unsicher auf das Kind; Werner glaubte sogar zu bemerken, daß sie einen Augenblick zitterte. Sogleich gefaßt, sagte sie aber weich und herzlich: „Guten Tag, Amanda!“ und hielt ihr die Hand hin.

„Guten Tag!“ gab das Mädchen, ohne aufzusehn, fast unverständlich zurück. Ihre kleine Hand schwebte dann ungewiß, willenlos in der Luft; Wanda nahm sie aber. Sie gingen alle ins Haus.

„Eine ganz unglaubliche Wirtschaft!“ begann Keßler mit lauter Stimme, als sie ohne die Magd im Speisezimmer standen; er hatte die Frau und den Gast höflich, aber mit immer umwölkter Stirn begrüßt. „Ich sag' dir, Wanda, eine unglaubliche Wirtschaft! Nicht allein, daß die Frau das Kind wie 'ne Wilde hat aufwachsen lassen — es kann nicht 'ne gedruckte Zeile lesen! — auch sonst war nichts da. Ein einziges gutes Kleid? Gott bewahre. Nichts als Fetzen, Lumpen. Ich hab' vor allem in so ein Magazin gehn müssen, wo man fertige Sachen kauft; aber allein, ohne das Kind; in den Lumpen hätt' ich's ja nirgends — — welcher Mensch hätt' geglaubt, ich wär' Gutsbesitzer oder sonst ein anständiger Mensch. Da hab' ich ihr einstweilen so viel zum Anziehn gekauft, daß ich mit ihr reisen konnte. Sie gibt einem aber kein gutes Wort. Das waren Tage! O, das waren Tage! An die werd' ich denken!“

Er ging um den langen Eßtisch, während er

sprach. Die Augen des Kindes gingen immer mit; schöne, große Augen, aber mit dem Blick eines wilden Tiers, voll Haß und Zorn; das ganze Gesicht war durch Haß entstellt. Die mageren Wangen zuckten zuweilen. Sie sah jetzt eher einem Knaben gleich; das schöne Haar war ungepflegt.

„Es war Elend und Not bei euch, nicht wahr," sagte Wanda mitleidig. Die Kleine schaute nun einen Augenblick zu ihr hin, antwortete aber nicht.

„Elend und Not, nun ja! Was denn sonst?" rief Keßler von der Thür, die zu seinem Zimmer führte. „Was sollte da anders sein?" Dann ging er hinaus.

„Setz dich, liebes Kind," sagte Wandas ruhige, sanfte, liebreiche Stimme. „Sollst was essen; wirst hungrig sein."

Die Kleine blickte noch wild auf die Thür, durch die der Hausherr verschwunden war; sie blieb stehn und schüttelte den Kopf. Nach einer Weile hob sie eine Hand zum Hals und schlug mit dem Zeigefinger dagegen; die Gebärde sollte offenbar sagen: mir steht alles hier, essen kann ich nicht!

„Ja, du armes Kind," fing Wanda wieder an. „Du hast so viel Kummer. Um die tote Mutter."

Auf einmal brach aus dem Kind heraus: „Der sagt ja, sie war eine schlechte Mutter! Der — der!" Sie zeigte mit dem blassen Finger auf die Thür.

„So ist's nicht gemeint, Kind —"

„Doch, doch, doch! So ist's doch gemeint! — Ich sag' doch, wie's ist. Mußt nicht denken, ich fürcht'

mich vor euch. Er will mich schlagen, sagt er, wenn ich so böse bleibe. Ich bleib' doch so böse. Immer! Doch, doch, doch!"

Wanda trat langsam näher. Dicht vor dem verwilderten kleinen Geschöpf blieb sie stehn und sah es ruhig, voll Güte an; mit einem so himmlischen Lächeln, daß Werner das unglückliche Kind fast beneidete. „Ach nein, du wirst nicht so böse bleiben," sagte sie dann ebenso ruhig. „Er wird dich auch nicht schlagen; bist ein kleines Mädchen. Niemand wird dich schlagen. Glaub mir. Wart' nur eine Woche, Amanda: dann wirst du dich wundern und darüber lächeln, daß du das heut gesagt hast. Ja, ja, wirst darüber lächeln. — Bist du müde, Kind? Willst du schlafen gehn? Nach der langen Reise."

Die Kleine, durch Wandas Lächeln und Reden nach und nach verwirrt, schüttelte nun wieder den Kopf. Noch ein wenig trotzig verzog sie den Mund: „Lange Reise! Die war ja kurz. Wir sind so viel gereist!"

„Dann will ich dir wenigstens dein Zimmer zeigen; vielleicht freut dich das. Da hast du ein schönes, großes Bett; und es liegt ein schneeweißes Hemdchen drin. Wenn du am Morgen den Vorhang aufziehst, so siehst du nicht Mauern und Dächer und Schornsteine wie in Berlin, sondern einen hohen Wald, einen wunderschönen. Neben meinem Schlafzimmer war noch eine Stube, die hab' ich für dich frei gemacht. Denn du hättst wohl auch oben, eine Treppe hoch, ein hübsches Zimmer haben können; aber so ein kleines

Mädchen, dacht' ich, ist doch lieber nah bei mir. Da oben fürchtet sie sich vielleicht."

Amanda warf noch einmal die Lippen auf, und der kleine Kopf ging wieder heftig hin und her. „Nein, ich fürcht' mich nicht. — Ich hab' ja doch jetzt die ganze Nacht — —"

Sie sprach nicht zu Ende; die Augen gingen aber starr in die Ecke, als sähen sie dort die Mutter, wie sie tot auf dem Bette lag.

Ein Schauder lief über Wanda hin. Sie wandte sich ab.

Jetzt trat Werner näher; vielleicht kann ich ihr doch ein wenig helfen! dachte er, von einem innigen Verlangen erfüllt, auch etwas zu thun. Er nickte der Kleinen herzlich zu; streckte ihr dann gemütlich, zutraulich eine Hand entgegen. Sie sah ihn verwundert an, ohne sich zu regen. Mit einem menschenfreundlichen Lächeln sagte er: „Könntst mir auch 'ne Hand geben, Kamerad."

Aus den nicht mehr so scheuen Augen traf ihn nun ein forschender Blick. „Sind Sie ein Kamerad?" fragte sie.

„Ja freilich. Ich bin hier auch in Wohnung und Kost bei der Tante Wanda. Weißt du, es geht einem hier sehr gut. Ich kann gar nicht klagen! Auch Schläge kriegt' ich bis heut noch nicht. Tante Wanda macht alles mit Liebe, weißt du."

„Das letzte ist wahr," sagte Wanda, da das Kind verwirrt und hilflos glotzte; „sonst mußt du denken, der Herr spaßt gerne. Hast du ihm schon 'ne Hand

gegeben? — So, das war gut. Nun gib mir dieselbe Hand, ich führ' dich in dein Zimmer. Ach, das freundliche, sanfte Pätschchen. Es ist auch ein schönes Bild über deinem Bett. Und morgen draußen der hohe Wald!"

Amanda ging still mit der schlanken Frau hinaus. Werner sah ihnen in stummer Bewegung nach.

Eine Weile blieb er so stehn; dann war ihm, als höre er das Kind schrill und heftig sprechen, und eine plötzliche Unruhe, mehr um Wandas willen, zog ihn hinterdrein. Er kam an die Thür von Amandas Zimmer; sie war nicht geschlossen, aber angelehnt. Durch irgendwas mußten die wilden Gefühle wieder erwacht sein, mit denen das Kind gekommen war; es rief, es schrie fast: „Er soll nicht so schlecht von meiner Mutter sprechen! Sie ist meine Mutter! Er soll nicht sagen, daß sie eine schlechte Frau ist! — Und wenn er mich auch noch so viel schlägt, ich haff' ihn doch! ich haff' ihn!"

Wandas Stimme erklang dann gedämpft, weich, sanft beschwichtigend. Sie sprach so leise, daß Werner nur wenige Worte verstand; es war ihm aber, als fühle er selber die Beruhigung, die aus solchen Tönen in das unglückliche kleine Herz hinüberfloß. Amanda ward wenigstens stiller, endlich völlig still. Eine kindliche Müdigkeit hatte sich in ihren letzten Reden verraten; sie mochte wohl auch nicht viel geschlafen haben in dieser Schreckens- und Kummerzeit. Sollte sie gar schon liegen und schlummern? dachte Werner, nachdem er noch eine Weile gehorcht hatte.

Nun sprach aber Wanda wieder, mit etwas gehobener, klarer Stimme: „Und nun will ich dir noch was sagen, Kind. Du hast vorhin deine Händchen gerungen: ‚ich hab' keinen Vater und keine Mutter!' Es ist doch nicht so. Eine Mutter, wenn du nur willst, hast du heut noch wieder; ja, hier sitzt sie. Die ist es. Und dein Vater — — du siehst ihn nur nicht, aber er sieht dich. Unser aller Vater; meiner auch! Er hat mich sehr lieb; aber er hat dich ebenso lieb wie mich. Und was wir Schlimmes erleben, wird einst unser Gutes. — Willst du nun zu Bett gehn? Bist müde. Ich bleib' dann bei dir, bis du schläfst."

Amanda schien nur etwas zu murmeln; Werner verstand es nicht. Darauf war ihm, als wenn er sie weinen hörte. Es riß ihn hin, er öffnete leise die angelehnte Thür. Auf dem Bett der Kleinen sah er Wanda sitzen; das Kind lag vor ihr auf den Knieen, der Kopf mit dem dünnen Hälschen auf Wandas Schoß. Sie weinte, zuerst wie halberstickt, dann lauter; sie zerfloß in Thränen.

IX.

In ihrem stillen Feuereifer hatte Wanda gleich am andern Morgen begonnen, die lange Kleine lesen zu lehren; sie hatte sie aber, da das Wetter schön war, in den Wald geführt und dann auf einer der Bänke am See den Anfang gemacht. Werner sah ihnen eine Weile heimlich zu, vom waldigen Abhang hinter ihnen; es war ihm ein so neuer und lieblicher Anblick, die Gutsherrin von Grebbin als Lehrerin zu sehn, ein altes Kinderbuch auf dem Schoß, das sie unter den aufgehobenen Sachen ihrer Knaben gefunden hatte. Zuweilen hörte er Amanda mit ihrer frühreifen Stimme laut, unreif lautieren; dazwischen kam auch wohl einmal ein zwitscherndes Lachen, durch einen Scherz der Lehrmeisterin hervorgerufen. Diese erste Unterrichtsstunde war kurz, sie verdiente kaum ihren Namen. Wanda machte plötzlich ein Ende, offenbar um das Gehirnchen ihrer „Wilden" nicht zu ermüden. Sie warfen Holzstückchen ins Wasser, brachen ein paar Schilfrohrstangen und Seeblumen ab, und schlenderten nach Hause.

Mittags bei Tisch erstaunte Werner, wie Wanda sich verändert hatte: sie war so bleich, wie er sie noch nie gesehn — ihre Wangen waren vielmehr in der

letzten Zeit blühender geworden — und es lag ein tiefer, schwerer Ernst auf ihr. Es fiel ihm auf, wie wenig sie aß; in Gedanken versunken starrte sie auf den Tisch und raffte sich nur zu Antworten auf, wenn man sie anredete. Was ist ihr denn geschehn? dachte er beengt; denn jede kleine Störung in ihr störte auch ihn, wie wenn zwei verbundene Glöckchen miteinander läuten. „Werner!" rief ihn endlich die Schwester an. „Heut wirst du uns doch nicht wieder im Stich lassen, Frau Minna und mich; wir haben eine Spazierfahrt rund um den großen See vor, wie heißt er doch. Gestern nachmittag warst du uns schmählich durchgegangen; wir haben aber auch unterwegs böse Sachen über dich gesagt!"

„Ja, das haben wir," bestätigte Frau Minna. „Und haben uns an einen Herrn in Heiligenblut erinnert, der ebenso aussah wie Sie, aber viel — wie soll ich sagen —"

„Viel scharmanter war!" rief Christine aus.

„Ja, ja!" rief nun auch Minna und drohte ihm. Amanda sah das mit einem bösen Blick. Es mißfiel ihr an der hochmütigen Tante Minna, daß sie diesen Herrn so behandelte, der sie gestern „Kamerad" genannt hatte.

Werner versprach, sich erstaunlich zu bessern; das Mahl ging zu Ende und sie standen auf. Nach einiger Zeit, da er noch am Fenster träumte, entdeckte er, daß Wanda, statt sich in ihr Zimmer zurückzuziehn, wie sie nach Tisch zu thun pflegte, ins Freie gegangen war; sie verlor sich eben im Wald, dem

Seeufer zu. Ein Sonnenstrahl fiel auf etwas Weißes in ihrer Hand; es schien ein Blatt Papier zu sein. Ohne weiter zu denken, verließ er das Zimmer, stieg nicht die Treppe hinauf, sondern ging aus der Hinterthür, denselben Weg wie sie. Es zog ihn ihr nach. Er wollte die Unruhe loswerden, die sie auf ihn übertragen hatte. Er wollte wissen, was sie bedrückte . . .

Auf dem schönen, schattigen Weg am See, den sie offenbar eingeschlagen hatte, ihrem Lieblingsweg, schlenderte er hinterdrein. Der waldstille See zu seiner Linken, schon gleichsam sein Freund geworden, leuchtete im reinsten Blau, den ebenso reinen Himmel spiegelnd. Werner betrachtete ihn auf und ab; es ward ihm so bewußt wie noch nie, wie seine landschaftliche Seele sich hier in wenigen Tagen eingewurzelt hatte. Die Wälder hüben und drüben schienen ihm glücklicher aufgebaut oder grüner oder friedvoller als andre, die er kannte. Die schlanke Form des Sees, sein geheimnisvolles Verschwinden nach Süden zu, wo man sein Ende nicht sah, kam ihm wie eine seltene Schönheit vor. Ja sogar die gelben Kornfelder im Norden und Nordosten, die sich zum See hinuntersenkten, waren ihm traulicher, menschlicher geworden; die helfenden und segnenden Augen Frau Wandas hatten auf ihnen geruht. Es war eben alles ihre Heimat; also auch *seine* Heimat . . .

Auf derselben Bank, wo sie heute morgen mit Amanda buchstabiert hatte, saß sie nun allein. Sie war ohne Hut davongegangen; die edle Form des

Kopfes, die schönen Wellen des dunklen Haars zeigten sich unverhüllt in der schattigen Dämmerung, die sie umfloß. Ein finsterer Schmerz bedeckte aber das bleiche Gesicht. Die Lippenwinkel waren hinuntergezogen, die Augen starrten mit einem langen, gleichsam aus der Tiefe hervorbrechenden Märtyrerblick in die Luft. Dann schlossen sie sich, und nun sah sie wie gestorben aus. Ein Schreck überlief ihn. Er trat eilig näher.

„Liebe, teure Frau Wanda," sagte er mit Fassung. „Stör' ich Sie unerlaubt, so machen Sie nur eine Bewegung, und ich kehre um. Ich komm' nicht so zufällig des Weges, ich gesteh' es offen. Da Sie mir erlaubt haben, mich Ihren Freund zu nennen — — und nun Ihre Bläffe, Ihre Versonnenheit bei Tisch — und hier. Ich hab' keine Ruhe. Es ist irgend etwas geschehn, das Sie — tief betrifft!"

„Das mich tief betrifft," wiederholte sie und nickte. „O ja. — Sie haben keine Ruhe, Sie Armer ... Ich hätt's Ihnen übrigens selber gesagt, sobald ich Sie allein gesprochen hätte; denn ich hab' Ihnen ja neulich alles erzählt, was dazu gehört. Dieses Kind — diese Amanda — o Gott! — Vor Tisch packte ich ihr Köfferchen aus; da fand ich ein Blatt von ihrer Mutter für mich, in einem Umschlag, versiegelt. Die Kleine hatt' es hineingepackt und dann vergessen. Darin schreibt diese Frau — — aber ich hab's ja hier. Lesen Sie selbst!"

Sie zog das zusammengefaltete Blatt aus der Tasche — ein abgerissenes, fleckiges Stück Papier —

und reichte es ihm hin. Er las in einer flüchtigen, nicht ganz leicht zu entziffernden Schrift:

„Ich will Sie nicht täuschen. Es geht mir gegen die Ehre — denn ich hab' doch noch Ehre, wie Sie auch darüber denken mögen —, daß Sie sich etwa meines Kindes annehmen, ohne zu wissen, wer dessen Vater ist. Sie wird mit Recht Amanda Löffler genannt, denn in der Ehe mit Löffler, die bis an seinen Tod bestand, hab' ich sie geboren, und er hatte sie anerkannt, wenn der gütige Mann auch wußte: sie war nicht sein Kind. Sie entstand, als ich ihn verlassen hatte; mit eben dem Mann verlassen, der Sie damals aufgab, weil er mich leidenschaftlich liebte. Die Liebe hat nicht lange gewährt! Daran sind wir wohl beide schuld. Er hat mich nicht beschuldigt, ich will ihn nicht verdammen. Wir waren eben beide nicht zu dauerndem Glück bestimmt. Die unglückliche Amanda aber, die ich nun sterbend verlassen muß, ist sein und mein Kind.

„Was werden Sie nun thun? Ich weiß es nicht. Mit einer Lüge, auch nur einer stummen, wollt' ich nicht davongehn. Ich hab' gehört, Sie sind eine gute Protestantin, eine gläubige, fromme Frau. Nun wird sich ja zeigen, ob Sie's sind; ich meine, ob Sie von ganzem Herzen an den Gott der Liebe glauben. Dann werden Sie das unschuldige Kind des Sünders und der Sünderin nicht verkommen lassen. Thun Sie's doch, dann — lach' ich über Ihre Frömmigkeit!

„O Gott, nein, ich lache nicht. Ich will mich in dieser schweren Stunde, da ich den Tod schon in den

Gliedern fühle, vor Ihnen demütigen. Ich will Sie mit aufgehobenen Mutterhänden bitten — meinen Bruder nicht; der ist nur ein halber Mensch — aber Sie, die hochbegabte, edle Frau, die mir damals Mitleid zeigte: haben Sie nun Mitleid mit meinem Kind!

„Segne Sie dann Gott!" — —

Werner hatte langsam, und manches zweimal gelesen; erschüttert sah er auf das Blatt und dann auf die Frau. „Liebe Freundin!" sagte er nur, unfähig, mehr zu reden, und gab ihr das Papier zurück.

Sie sank gegen die Lehne der Bank, schloß die Augen wieder. „Und was ich nun thun werde," murmelte sie, „das fragen Sie mich nicht."

„Nein. Eine Frau wie Sie frag' ich danach nicht."

„Ich danke Ihnen. — Diese andre Frau hätt' auch nicht die Hände aufzuheben brauchen. Ich das Kind verlassen? Dann wär' ich umsonst in Heiligenblut gewesen und hätte seitdem umsonst gelebt! — Sie werden der einzige Mensch sein, der von diesem Blatt erfährt; auf Ihr Schweigen verlaß' ich mich. Für Keßler, für alle Welt bleibt sie Amanda Löffler. Und ich — ich werd' sie — —"

„Gott im Himmel!" rief sie auf einmal aus, die Hände gegeneinander und an ihre Brust drückend, „du legst viel auf mich! An das hätt' ich nicht gedacht! — Nach seiner treulosen Flucht, *sein* Kind ... O ja, nun begreif' ich wohl, wie sie ihren Kopf trägt;

und das Wilde, die Leidenschaft; und dazu hoch aufgeschossen. In Grebbin, in meinem Haus sein Kind! Er da irgendwo im Gebirg, sein verödetes Leben einsam, selbstsüchtig weiterträumend — und hier bei mir, ohne daß er's ahnt, diese unglückliche, verlorene, verlassene — seine — — O was für ein Fluch liegt darauf, so ein Mensch zu sein! Und von so einem Menschen zu stammen, o Gott, was ist das für ein Fluch! Von so 'nem Vater und von solcher Mutter. Da leben sie nach ihrer Lust — nennen es ‚Liebe', wenn es länger als drei Tage dauert — lachen über die Pflichtenmenschen, halten sich für die Vollsaftigen, die Ganzgesunden, die nur thun, was ihnen Freude macht — ‚im Schönen leben', so nennen sie's gern. Nur im Schönen leben! Bis alles häßlich wird und das häßlichste Ende nimmt. Und dann bleibt so ein Denkmal ihres Lebens übrig — so ein armes, in die Welt hineingestoßenes Geschöpf, das von ihnen das Elend erbt und das Sündenblut!"

Werner erwiderte nichts. Er hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, ohne es zu wissen; ihre Worte hatten ihn gleichsam aufs Haupt getroffen, als wäre jedes für ihn gesagt. Er hielt ruhig still. Seine Brauen waren tief hinabgezogen, aber nur aus Schmerz, aus innerer Verfinsterung. „Nur im Schönen leben," wiederholte er sich. Aus ihrem Mund waren das nun so fremde, abgethane Worte . . .

Plötzlich fuhr er nervös zusammen, da sie sich erhob. „Mitleid mit ihrem Kind," sagte sie. „O nein, mehr als Mitleid! Ich will's euch entreißen,

euer unglückliches Kind, ich will's an mich reißen. Ich will thun, was ich kann, daß es an euren Erbschaften nicht auch vergeht, daß es besser wird, daß es aufhört, euer Kind zu sein! — O lieber Freund, Sie haben recht; ich will nicht mehr traurig sein. Ich will lieber Gott danken, daß er mir diese Aufgabe gegeben hat. So ein armes Kind ... Aber mit Liebe, Liebe ist ihm wohl zu helfen. Jawohl, an den Gott der Liebe glaub' ich, du Unglückliche. Und zu ihm bring' ich euer Kind!"

Ueber Werner kam ein Gefühl, das er nie gekannt hatte; hingerissen warf er sich Wanda zu Füßen, eh er noch wußte, was er that. „Himmlische, einzige Frau!" sprach er mit wenig Stimme an sie hin. Er faßte ihre niederhängende linke Hand und küßte sie. Die Hand zuckte aber; die ganze Gestalt der Wanda zuckte.

„Stehn Sie auf!" sagte sie. „Sie sind toll!"

Er konnte sich noch nicht entschließen, zu gehorchen; ihre warme Hand, der erste Druck der Lippen darauf begann ihn zu berauschen. „Liebe, Teure —!" stammelte er. „Ich vergöttre Sie!" Seine Augen ruhten auf ihrer blaßrosigen, zartgeäderten Hand, die er schon oft mit heimlichem Entzücken betrachtet hatte. Auf einmal lag sie so in seiner Hand, wie sein geworden ... Er hielt sie fest, bedeckte sie mit Küssen.

Doch es währte nur einige Augenblicke; Wanda entriß sie ihm und trat zornig zurück. „Was ist das?" fragte sie. „Was machen Sie?"

„Nichts, nichts. — Bewunderung, Verehrung —“

„Sie stehn noch nicht auf?“

Er erhob sich rasch; er hatte es nur aus Verwirrung vergessen.

„Wie konnten Sie das thun? Wenn nun jemand kam — oder wenn drüben jemand am See stand — was mußt' er denken? — Ja, nun machen Sie ein bestürztes Gesicht. — Bitte, stören Sie unsern Umgang nicht. — An die Damen aus — Ihrer Vergangenheit müssen Sie in Grebbin nicht denken. — Ich will nach Haus. Bleiben Sie hier. Ich geh' allein!“

Sie entfernte sich mit raschen, vor Erregung ungleichen Schritten und ließ ihn zurück.

X.

Zwei Tage später stand Betty Reif in der Ebertschen Küche am Herd, allein; nur ein Küchenmädchen ging ab und zu. Es war ein grauer Vormittag, immer regendrohend; einmal waren auch schon große Tropfen gegen das Fenster gefallen, aber nur wie wenn das schlechte Wetter anklopft und sich melden will. Betty hatte die Augen fest auf ihren Töpfen und Pfannen, als wäre sie mit der ganzen Seele dabei; sie gab aber doch den Ohren Urlaub, ließ sie durch die offene Thür nach dem Hausgang horchen. Dort ging endlich eine Zimmerthür. Eine tiefe Mannesstimme, die sich von der hellen, sanften der Hausfrau beurlaubte, ließ sich kräftig hören. Es war Hugo Hoffmanns nur zu wohl bekannte Stimme. Die Thür schloß sich wieder, niemand sprach mehr; nun schallten aber mannhafte Landmannsschritte den Gang entlang. Er kommt wahrhaftig hierher! dachte Betty. Sie irrte auch nicht. Auf der Küchenschwelle erschien Hugos hohe, schlanke Gestalt in einem braunen Sommerrock, den Hut in der Hand.

„Guten Morgen!" sagte er, mit den treuherzigen Augen etwas hinterhältig und bauernschlau ihr Gesicht durchforschend.

„Guten Morgen, Herr Hoffmann," gab sie ihm ebenso treuherzig zurück. „Recht lange nicht gesehn!"

„Ja, denken Sie mal! So geht's mit der verdammten Zeit. Dazu diese hilde Sommerszeit; da hat man ja oft keine Stunde übrig —"

„Wenigstens für Bartelshagen nicht!"

Betty lüftete den Deckel auf einem ihrer Töpfe; Hugo errötete geschwind, ohne daß sie's wahrnahm. „Sie meinen, ich war in Grebbin! — Allerdings, das stimmt. Wissen Sie, edles, nur ein bißchen boshaftes Fräulein Betty, ich hab' mich ja nicht hergetraut. Nein, nein, lächeln Sie nicht! Ich fürchtete mich vor Ihrem Zorn oder Ihrer Verachtung; Sie haben mir ja beides neulich gezeigt. Und dann dacht' ich mir: ich will ihr nicht eher wieder unter die Augen treten, als bis ich ihr das bringen kann, was ich ihr versprochen hatte. Da! Bitte, nehmen Sie!"

Er zog etwas Eingewickeltes aus der Brusttasche und legte es auf ihre Hand.

„Was bedeutet das?" fragte Betty.

„Das ist die Ansichtskarte von Heiligenblut. Ich hab' sie von da kommen lassen; es hat unsinnig lange gedauert. Allerdings, das konnt' ich jetzt nicht: noch einmal hinreisen und die Karte aus Heiligenblut an Sie abschicken. Ich hab' Ihnen in Teschenberg etwas drauf geschrieben. Nur damit Sie sehn, daß ich — — daß ich doch kein schlechter Kerl bin. — Was machen Sie? Sie wollen sie nicht?"

Betty sah ihn mit aufflammenden Augen an und schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Hoffmann, die will

ich nicht. Entschuldigen Sie, das ist ein — komischer Gedanke. Aus Heiligenblut, von Teschenberg ... Mir ist dieser Spaß zu schlecht!"

Sie riß die Ansichtskarte mitten durch, dann die Hälften noch einmal, und ließ die vier Stücke auf die Erde fallen.

„Fräulein Betty!"

„Herr Hoffmann!"

„Aber wie können Sie sagen: ein Spaß! Ich hab' doch an keinen Spaß gedacht! — Es war mir der blutigste Ernst; — nein, der grimmigste; — der innigste, mein' ich. Ich wollt' Ihnen zeigen, daß — — Und ich hatt' auf die Karte geschrieben: Wer großmütig ist, der verzeiht!"

Betty antwortete nicht; sie war blaß geworden. Gott und Herr! dachte sie, geschworen hatt' ich mir neulich, ich wollt' nie wieder etwas Gemeines denken; und nun thu' ich so was! — Ich bin ein Scheusal, ein Untier, ein Vieh! — „Wer großmütig ist, der verzeiht." — Er hatt' es so gut gemeint!

Sie bückte sich tief — jetzt blutrot — und sammelte die vier Stücke auf. Hugo kniete hurtig, um ihr zuvorzukommen; dabei stießen aber nur die Köpfe zusammen, und von der Erschütterung kam auch Betty auf die Kniee. So blieben sie einige Augenblicke, beide verdutzt, und sahen einander an. Er begann zu lachen. Das befreite sie, und sie lachte mit.

„Haben Sie 'ne Beule?" fragte sie.

„Ich nicht. Sie?"

„Ich auch nicht. — Wär' mir aber ganz recht

geschehn; ich hab' mich ja eben schauderhaft benommen. — Die vier Stücke will ich wieder zusammenkleben, und die Ansichtskarte dann in mein Album stecken; und sie zu meiner Beschämung recht oft ankucken. Ich war eben — — na, ich will lieber nicht sagen, was. Ich danke Ihnen sehr!"

Sie that die Stücke wieder in den Umschlag und fuhr mit dem in ihre Tasche.

„Dann sollten Sie mir auch eine Hand geben, zum Zeichen der Versöhnung und Verzeihung."

„Gern!"

Sie gab sie ihm; er drückte sie. „Liebes Fräulein Betty. Ich wußte ja, Sie sind gut! — Das sagte auch Frau Keßler neulich; wir saßen grade alle bei Tisch, ich aß mit. O, das ist ein gutes, frisches, prächtiges Frauenzimmer! sagte sie von Ihnen. Das gefiel mir so. Und freute mich so. Ich wär' am liebsten gleich aufgestanden und hergeritten, um Ihnen das wiederzusagen, was diese herrliche Frau über Sie gesagt hatte."

„Ach, da hätten Sie ja aber die Mehlspeise versäumt, und die essen Sie doch so gern!"

„Das thu' ich allerdings. — Ich wär' auch sonst gern hergeritten, um einmal wieder plattdeutsch oder messingsch mit Ihnen zu schnacken. Das steht Ihnen so gut. Die Grebbiner Damen können das nicht; ich meine Frau Minna und Fräulein Ringhof. Und ich hatt' doch zuweilen eine Art Heimweh danach. Die Heimatssprache soll man gelten! — Und, wie gesagt, es steht Ihnen so gut."

Betty freute sich; diesmal vergaß sie aber nicht wieder, daß sie sich gelobt hatte, zur Strafe für ihre Schlechtigkeit neulich nachts, von nun an in der ganzen Sache wahnsinnig edel zu sein. „O ja," entgegnete sie, „die Heimatssprache — — aber ich weiß doch nicht. Ich hör' die Süddeutschen so gern; zum Beispiel die Rheinländer. Zum Beispiel Fräulein Ringhof. Das ‚nit' oder ‚halt' oder ‚als' — ich hab's gar so gern!"

Hugo lächelte. „Wann haben Sie denn Süddeutsche sprechen hören?"

„Na, also doch Fräulein Ringhof. Die ist überhaupt so lieb; — auch zu mir. Das nehm' ich ihr sehr gut! Aber davon ganz abgesehn — wie reizend steht ihr alles; besonders wenn sie lustig ist. Aber wenn sie ernst ist, auch. Ich glaub', sie paßt sehr gut für den Ernst des Lebens. Sehr!"

Betty hielt nun doch inne. Es war ihr, als müßte sie Atem holen, als hätte sie sich aus der Kraft geredet. Na, nun bin ich doch wohl edel genug! sagte sie sich zum Trost, und schmeckte prüfend aus dem Löffel, den ihr das Küchenmädchen gereicht hatte. Dann nahm sie noch etwas Salz aus dem Faß.

Hugo antwortete nicht auf ihre schöne Rede. „Fräulein Betty! Wollen Sie?" fragte er statt dessen.

„Was?"

„Wieder einmal messingsch mit mir schnacken. Ich hab' wirklich eine Art von Sehnsucht danach. Es steht Ihnen —"

„Das haben Sie schon zweimal gesagt!" fiel sie ihm geschwind ins Wort.

„Das thut nichts. — Ich glaub', Sie machen sich überhaupt 'ne falsche Vorstellung von mir. — Ach, was so 'ne rechte, echte Plattdeutsche is —"

Er versuchte, wieder in die alte messingsche Gemütlichkeit zu fallen. „Nein, nein, nichts da!" rief sie aber aus, ihren Kochlöffel schwenkend. „Zu diesen Dummheiten hab' ich jetzt keine Zeit! Ich koche. Hedwig ist in den Garten gegangen und kommt gar nicht wieder. Frau Ebert hat ja wohl schon wieder Besuch. Machen Sie lieber, daß Sie hinauskommen, stören Sie mich nicht!"

„Herr Gott ne ja!" fing er noch einmal im messingschen Tonfall an. „Sie bedrohn mir ja mit das Instrument da, als wollten Sie mir zu Kleide gehn. Legen Sie den Löffel wech, Sie sünd ja eine ganz gefährliche Person!"

„Nichts da Löffel weg!" rief Betty und schwenkte ihn nun erst recht. „Marsch dalli paschol hinaus!"

„So beraube ich Sie gefälligst den Löffel!" rief Hugo dagegen und griff nach ihrer Waffe. Sie hielt sie aber hoch, er faßte nur ihren Arm. Er fühlte die junge Kraft darin, die früh entwickelte, reizende Form. Indem die beweglichen Muskeln sich sträubten, war er um so mehr versucht, sie festzuhalten. „Den Löffel!" wiederholte er lächelnd, während er doch nur den Arm begehrte. Betty stellte sich auf die Zehen und strebte den Löffel noch höher zu halten, sie konnte aber nicht.

„Das ist ja ein förmliches Handgemenge!“ sagte jetzt eine gemütliche Frauenstimme in der offenen Thür. Frau Lotte Ebert war eingetreten, mit ihr Fräulein Christine, diese im Hut, einen Regenschirm in der Hand. Hedwig stand hinter ihnen, ihr kurzes Hälschen neugierig reckend. Christinens grünliche Augen schauten sehr verwundert, bald auf Hugo, bald auf Betty; sie hatten den ganzen Kampf gesehn.

Betty ward zu ihrem Aerger rot; mit heftiger Unbefangenheit rief sie aus: „Ich hab' aber doch gesiegt!“

„Und ich hab' Sie nur begrüßen wollen, liebes Fräulein,“ sagte Christine lächelnd, nachdem ihre Augen sich beruhigt hatten. „Ich war bei Frau Ebert, um doch einmal guten Tag zu sagen, und möcht' noch ein paar Schritte durch den Garten gehn; dann wieder nach Grebbin. Mit Ihrem Kochlöffel und der Schürze, wie sind Sie reizend; — ich will nun endlich auch kochen lernen. Auf Ehre! Mein Bruder hat's nur nie gewollt. Ah, da ist auch die kleine Bande!“

Adolf und Eva stürmten herein, zwischen den Röcken der Damen durch. Sie sahen dann enttäuscht an Christinen hinauf. „Bist du ganz allein da?“ fragte Adolf.

Eva hob ihr Köpfchen noch mehr: „Ohne deinen Bruder mit dem langen Haar?“

„Kommt er denn gar nicht wieder?“ sagte Adolf vorwurfsvoll. „Er soll wieder brüllen!“

„Ich will auf ihm treten!“

Die Damen lachten. Christine versprach den Kleinen, der langhaarige Bruder werde gewiß einmal

wiederkommen; dann ging sie in den Garten hinaus. Hugo folgte ihr. Es begann wieder zu regnen, aber nur so, wie wenn Nebel triefen. „Das ist kein rechtes Spaziergehwetter," sagte er, sie einholend.

„O, die paar Tropfen thun mir nichts," antwortete sie. „Ich will doch den schönen Garten einmal wiedersehn. Ich hab' ihn so gern. Lassen Sie nur den Schirm!"

Sie duldete aber doch, daß Hugo ihn ihr aus der Hand nahm und über ihr aufspannte. So schritt er neben ihr her, den großen, breiten Hauptweg entlang, der zum Walde führte.

Es geht mir zu merkwürdig mit ihr! dachte Hugo, während er über dies und das mit ihr sprach und sie reden hörte. Sie ist ja immer lieb und gut; aber sie wird nicht wärmer für mich — — und eigentlich ich auch nicht für sie. Was ist denn daran schuld? Langweil' ich sie doch? Und geht sie mir doch nicht auf den ganzen Menschen? — Manchmal denk' ich: der Alpinist! der junge schwarze Doktor in Heiligenblut!

Er rätselte hin und her, den aufgespannten Schirm über ihrem verschlossenen Köpfchen haltend. Er dachte aber nicht, daß Fräulein Christine eben auch so ihre Gedanken hatte.

„Ich hab' sie sehr gern!" fing sie plötzlich an.

„Wen?" fragte er.

„Das große, hübsche Fräulein in der Küche, mit dem Sie um den Löffel kämpften; — es sah spaßig aus. Mir scheint, das ist die richtige norddeutsche

Landblondine, von der guten Art. Lustig und geschickt und thätig. Und dabei so angenehm anzusehn!"

„O ja, die ist gar nicht übel," sagte Hugo ruhig, sein Gemüt verschließend. „Ich wollt' übrigens eben was andres sagen: gestern hab' ich in Grebbin bei Ihrem Bruder sehr schöne Photographien von Heiligenblut gesehn. Ganz große; ausgezeichnet. Ich glaub', unterwegs in München gekauft."

Christine nickte. „Sie gefielen ihm als Photographien so gut; da hat er sie genommen."

„Hm! Ja, ja. — Dabei fiel mir der junge Doktor ein — wie hieß er doch noch? — Wolfgang Dietl; richtig. Der uns auf die Berge führte. Haben Sie von dem gar nichts wieder gehört?"

Christine wandte den Kopf ab. Darauf schüttelte sie ihn.

„Nichts gehört?"

„Nein."

„Eigentlich doch ein ganz famoser Kerl! Diese Gewandtheit und diese Riesenkraft in dem kleinen Menschen. Und bei seiner Tollkühnheit diese Vorsicht mit uns; die rührende Sorgfalt für die Damen; — besonders für Sie. Wissen Sie das noch?"

Christine sah flüchtig zu Hugo hin: „Warum sollt' ich das nicht mehr wissen. O ja."

„Sie haben hier wohl auch zuweilen Heimweh nach dem Hochgebirg?"

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Warum sollt' ich grade Heimweh haben? — Ich ging' natürlich

gern wieder hin; werd' auch wieder hingehn; das kann man aber doch erwarten. Einstweilen — — Seit wann ist denn dieses große Fräulein hier?"

„Fräulein Betty Reif?"

„Ja. Die Hübschere."

„Finden Sie Fräulein Hedwig nicht ebenso hübsch?"

„O nein. Das thun Sie ja auch nicht! Das fällt Ihnen gar nicht ein!"

„Seit Ostern ist sie hier," erwiderte Hugo, ohne auf das andre zu antworten.

„Und bis Ostern bleibt sie?"

„Ja. Die andre auch."

„Ich beneide sie!"

„Um was?"

„Um ihr Kochenlernen. Ich kann noch nichts! — Sie soll viel Talent haben fürs Kochen und fürs Wirtschaften überhaupt. Das sagte mir noch eben Frau Ebert, als ich bei ihr im Wohnzimmer war."

„O ja," sagte Hugo; „sie wird sehr gerühmt. Auch Frau Keßler rühmte sie ja neulich. — Was würd' es Ihnen übrigens nützen, wenn Sie auch bei Frau Ebert lernten; die süddeutsche Küche ist Ihnen ja doch viel lieber. Wissen Sie noch, wie Sie einmal zum Doktor Wolfgang Dietl sagten: Das einfachste Alpengericht schmeckt mir besser als das feinste kulinarische Kunststück in der Ebene? Und wie Sie dann im Feuer des Gefechts über den Tisch riefen: ich wollt', ich wär' eine gute österreichische Mehlspeisköchin, dann wär' ich genug!?"

„Nun ja, das war so im Eifer und in der Begeisterung —“

„Wie prachtvoll hat damals der kleine schwarze Doktor gelacht! — Er hat überhaupt ein famoses Lachen. Es kommt so aus der Brust. Ein Mensch, bei dem wohl alles so recht aus der Brust kommt; ein Kernmensch, ohne Falsch. — Wir hatten ihn alle gern!“

Was will er nur immer mit diesem Doktor! dachte Christine und warf den Kopf auf die Seite. Er spricht ja förmlich begeistert von ihm; so gar nicht mehr mit Eifersucht! — Sie drehte sich um, dem Hause zu. „Mir scheint, der Regen wird nun doch stärker,“ sagte sie etwas gereizt, als ärgere der Regen sie. „Ich hab' jetzt genug!“

„Nein, liebes Fräulein, es tröpfelt nur.“

„Mir tröpfelt's zu viel. Ich will wieder in den Wagen steigen und nach Grebbin!“

Sie gingen den breiten Weg zurück; eine Weile still. Nicht weit vom Hause kam ihnen Betty entgegen, ohne Schirm und auch ohne Hut. „Ich wollt' Ihnen doch noch adieu sagen!“ rief sie Christinen zu; mit einer Herzlichkeit, die nur der ganz verstehen konnte, der ihr großes Gelübde gehört hatte. „Darum bin ich auf einen Augenblick fortgelaufen. Lassen Sie nur ja Ihren Wagen zumachen; sonst wird das schöne Fräulein naß. Und kommen Sie gut nach Haus!“

„Ich werd' doch wohl,“ erwiderte Christine lächelnd. Sie war stehen geblieben; der sie beschirmende Hugo auch.

Nun stand auch Betty still, schaute das Paar mit unnatürlich strahlenden Augen an und nickte recht geflissentlich.

„Was haben Sie?“ fragte Christine. „Warum nicken Sie so?“

„Ach, ich freu' mich nur ganz im allgemeinen!“

Betty warf ihr noch eine Kußhand zu und lief zur Küche zurück.

Das sind komische Leute hier! dachte Christine, langsam weitergehend. Der da wirbt um mich und preist mir seinen Nebenbuhler an. Und die da — — ich möcht' doch wetten, sie hat Hugo Hoffmann gern; sie sieht ihn aber mit mir so unter einem Schirm, und freut sich!

XI.

Um dieselbe Stunde ging Frau Minna in Grebbin vor dem Herrenhaus auf und ab; häuslich, ohne Handschuhe, aber ein Mäntelchen um die Schultern gelegt, gegen die Regentropfen, und einen breitrandigen Schutzhut auf dem Kopf. Sie sah den kleinen Enten und den Küken zu, die aus ihren „Holzpalästen", wie Wanda sie nannte, seitwärts vor dem Haus, ins Freie gelassen waren und sich schuldlos und ungestört auf dem grasfreien Platz tummelten. Eine Schar erwachsener Enten schwamm auf dem Wässerchen, das bei der Brennerei aus dem See herausfloß, quer über den Hof in einer üppig begrünten Senkung lief und zwischen kleinen Häusern verschwand. Minna ergötzte sich an der Mordlust einiger winziger Entchen, die den Fliegen nachstellten, so oft sie eine an der Erde oder an der Holzwand ihres „Palastes" entdeckten; gierig mit den kleinen Schnäbeln haschend watschelten sie umher. Da aber die Sonne nicht schien, waren wenige Opfer da, und von den wenigen fingen sie keins. „Ihr kleinen Untiere kriegt so gutes Futter," sagte Minna laut, „und geht doch noch auf die Fliegenjagd. Tout comme chez nous! Es ist eine Räuberwelt!"

Endlich kam der, auf den sie wartete: Werner ritt hinten bei der Schmiede von links heran, über den Hof zum Pferdestall, stieg ab, übergab den wiehernden Braunen einem Jungen und wollte zu Fuß zum Hause gehn. Minnas anmutige Gestalt trat ihm aber schon in den Weg, sie war ihm rasch entgegengegangen. „Gut, daß wir uns nicht verfehlen," sagte sie nach der Begrüßung; „ich wollte eben am Ufer zum jenseitigen Wald. Vor Tisch haben wir noch eine Stunde Zeit. Sind Sie vom Reiten müde, oder begleiten Sie mich?"

Werner sah den grauen Himmel an. „Müde bin ich nicht; aber es will regnen."

„Ach, das will es schon den ganzen Morgen. Die paar Tropfen thun mir nichts. Und Ihnen auch nicht. Also dann erweisen Sie mir die Gnade und gehn Sie mit!"

Werner lächelte; sie verließen den Hof und schlenderten zum See. „Ich muß Ihnen nämlich etwas Neues erzählen," begann sie nach einigen einleitenden Fragen. „Ihre Schwester war noch nie an einem großen Hafen; heut morgen haben wir den Beschluß gefaßt: morgen nach Stettin! Meine Antonie nehm' ich mit; die Arme hat jetzt die ganze Woche allein in Bartelshagen gesimpelt, weil Sie nicht wollten, daß sie hierher mitkäme; nun muß ich sie doch einmal aufheitern, sonst verschimmelt sie. Wir bleiben über Nacht in Stettin, kommen übermorgen wieder. Lieber — o Gott! — lieber, schon furchtbar verfinsterter Freund, kommen Sie mit?"

„Sie irren sich, schöne Frau," antwortete Werner;

„ich bin nicht verfinstert. Aber mit Ihrer gütigen Erlaubnis —"

„Aha! — Oder auch ohne sie —"

„Bleib' ich lieber hier!"

„Diese Antwort mußt' ich erwarten; leider. Denn so, wie Sie sich hier im Norden entwickelt haben — — Aber, lieber Freund, Ihr Hierbleiben ist doch eine eigne Sache. Ohne uns? allein?"

„Warum nicht?"

Um Minnas Augen und Lippen spielte allerlei. „Es ist auffallend. Finden Sie nicht?"

„Warum?" fragte er jetzt. „Keßler selber wünscht, daß ich noch möglichst lange hier bleibe; wir stehn uns recht gut. Ich bin eine Unterhaltung für ihn. Ich hör' auch zuweilen ein paar von seinen Jagdgeschichten an; Sie wissen, er erzählt sie nicht schlecht. Und daß sie nicht ganz wahr sind, daran gewöhnt man sich! Einmal war ich sogar mit auf der Jagd; da hab' ich ihn gesehn, er schießt wirklich gut. Außerdem ein hübscher, schneidiger Kerl. Und ein guter Deutscher. Kurz, wenn er nicht — — Aber für ein paar Wochen geht's!"

„Sie sind ein merkwürdiger Mensch," sagte Minna langsam; sie blieb einige Augenblicke stehn, ihr kleiner Kopf ging hin und her. „Ich staune über Sie den ganzen Tag! — Woher kamen Sie jetzt angeritten? Wieder von meinem Bruder, nicht wahr —"

„Nein, das nicht," unterbrach er sie. „Aber ich war lange mit ihm zu Felde; diesmal rund herum durch Grebbin."

„Sie interessieren sich für die Landwirtschaft! Sie, Werner Ringhof! Sie ziehn jeden Vormittag mit Otto oder mit Hoffmann oder mit beiden herum! Vorgestern in Teschenberg, gestern in Bartelshagen, heute in Grebbin!"

Werner lächelte: „Aber liebe, gute Freundin, das geht ja ganz natürlich zu. Ich will die verschiedene Bewirtschaftung vergleichen; dabei lernt man als Laie am meisten, scheint mir. Ihr Bruder ist ein merkwürdiger, ganz vortrefflicher Lehrmeister; ein so ruhiger, gesunder Kopf; es hört sich ihm so gemütlich und dabei so nützlich zu. Aber Hoffmann, der ist auch nicht übel ... Wie die reizende Frau ihr Köpfchen schüttelt. Wissen Sie, was Ihr Bruder heut zu mir gesagt hat? ‚Hoffmann wundert sich ebenso wie ich, wie geschwind Sie das alles auffassen, und wie praktisch Sie weiterdenken. Sie sind entschieden ein landwirtschaftlicher Kopf!'"

Minna verzog die vollblühenden Lippen zu einem unfrohen Lächeln. „Das muß Ihnen allerdings schmeicheln; das ist ja natürlich. — Sie ein landwirtschaftlicher Kopf! Hätt' mir einer das in Heiligenblut gesagt, ich hätt' mich ja wohl totgelacht! — Wie merkwürdig hier überhaupt Ihre Tage vergehn. Morgens mit den Gutsbesitzern — nachmittags mit dieser Amanda, die mir so unheimlich ist, mit der ich gar nichts anzufangen weiß — und — und sonst — —"

Sie verstummte.

„Und sonst?" fragte er mutig, obgleich ihm vor der Antwort bangte.

„Ach, was fragen Sie. — Gott, großer Gott, so hatt' ich mir das alles nicht gedacht! — Und sonst mit Wanda Keßler — damit Sie nicht noch einmal fragen. Sie haben sich hier — — Sie sind — —"

Die beiden waren auf die andre Seite des Sees gekommen, wo einstweilen noch ein Fahrweg am Ufer hinlief; einzelne Bäume begleiteten ihn. Minna trat in eine Gruppe von Weiden hinein, deren Zweige sich zum Teil ins Wasser neigten; drüben am andern Seeufer, am Fuß des Bergwalds, leuchtete das weiße Herrenhaus, auf seiner Schmalseite gesehn. Zwischen den Weiden versteckt, aber die schon leise Stimme doch noch tiefer dämpfend, nahm sie einen dritten Anlauf, indem sie mit ihrem kleinen Zeigefinger auf das weiße Haus wies: „Sie sind in die Frau da drüben verliebt. Sie lieben meine Schwester!"

Werner hatte gefürchtet: endlich wird das kommen! nun erschrak er doch sehr. So auf einmal der Vorhang weggerissen vor seiner Wonne und vor seinem Elend . . .

Mit einem jähen Entschluß, um das Unheil im Keim zu töten, erzwang er ein leichtfertiges, weiches Lächeln — wie oft hatte er vordem so gelächelt, ohne sich zu zwingen — und nahm Minnas rechte Hand. „Wie kann man so thöricht sein, liebe, schöne Frau. Sie, die Sie mich doch einigermaßen kennen — so vorbeizudenken —"

„Ich hab' geglaubt, Sie zu kennen! Nun seh' ich, ich hab' mich furchtbar getäuscht!"

„O nein, Sie haben sich nicht getäuscht. Sie haben nur vergessen, daß ich eine Leidenschaft habe, interessante Menschen zu studieren; und Ihre Schwester ist mir sehr interessant — ungefähr in der Art wie der Mond. Der Mond und ich sind sehr verschieden; aber ich gäb' was drum, könnt' ich ihn einmal aus der Nähe sehn! — Deshalb bleib' ich ja doch der Werner Ringhof; die Feuerblume, die Sie kennen. So eine Feuerblume verwandelt sich nicht mehr! Sie schaut sich wohl die Weizenähren, zwischen denen sie steht, einmal neugierig und gründlich an; sie bleibt aber, was sie ist. Verstehn Sie?"

„Ich verstehe schon," entgegnete Minna, die Worte dehnend, sah ihm aber mit unsicheren, zweifelnden, forschenden Augen ins Gesicht. „Das klingt sehr klar und schön, wie Sie's sagen; aber — wem soll man trauen?"

„Mir!" antwortete er heiter; er fühlte aber ihre Blicke wie Pfeile in der Brust. „Einem Mann, der nun zwei Schwestern kennt, und sie beide gern hat; und die eine verehrt, weil sie hohe Eigenschaften hat, und die andre — — der andern böse ist, weil sie ihn so ganz verkennt!"

Er neigte sich auf ihre Hand und küßte sie; ich muß sie täuschen! ich muß Wanda schützen! fuhr ihm immer wieder durch den Kopf. „Böse ist," wiederholte er; sah dann zu ihr auf, mit dem warmen, strahlenden Blick wie damals im Rupertihaus, eh er Wandas Bild entdeckte, und drückte seine Lippen von neuem auf die kleine Hand. „Lieben, sagten Sie

Ebensogut könnten Sie sagen, ich liebe die Landwirtschaft; oder die Zentrifuge. Ich benütz' aber diesen Aufenthalt, um etwas zu lernen; von Zentrifugen, Kartoffeln und Menschen. Wunderliche Frau Sie. Wann wollen Sie nach Bartelshagen zurück? Sagen Sie's, und wir fahren ab!"

„Ach!" seufzte sie, mit wieder weicher, guter Stimme. „Ich hab' ja meine Schwester so lieb, gönn' ihr alles Gute, der Armen; ich bin ja doch auch kein schlechter Mensch. Und ich wollte in diesem Fall so recht edel sein; Sie erinnern sich ... Noch 'ne Weile hier bleiben, warum denn nicht! Wenn es so ist, wie Sie sagen, wenn Sie mich nicht täuschen. — Lieber Freund, na ja, es ist eine Art von Eifersucht! Ich will Sie an niemand verlieren, auch an Wanda nicht. Was für Träume hatt' ich! Mit einem Mann wie Sie, einem echten Kunstmenschen zu reisen — nicht nur so nach Hinterpommern — nachher ein Winter in Italien, war mein süßer Traum! Rom, Florenz, Venedig! Die Kunst — alles Schöne. Mit Ihnen, unter Ihrer Leitung. Und nun soll ich hier — in Grebbin — —"

Die Stimme versagte ihr. Ein fast kindlicher Schmerz lag auf dem Gesicht; ihr wurden sogar die Augen feucht. Sie preßte aber die Wimpern zusammen, um diese verräterischen Tropfen wegzudrücken.

Die ist mir wirklich gut! dachte Werner, mehr und mehr gerührt. Die hat Herz für mich! Während Wanda, die unnahbare, die großen Cherubsflügel

schüttelt, sobald ich nur ihre Hand berühre, und mir wie vom Mond herunter sagt: „Stören Sie unsern Umgang nicht. Bleiben Sie hier. Ich geh' allein!" — Er hielt noch immer Minnas Hand. Sie war wunderweich; er streichelte sie. „Nein," sagte er, „Sie sollen gar nichts; ich meine, Sie sollen hier in Grebbin nichts von mir verlieren. Und warum uns nicht im Winter in Italien finden; wer oder was tritt dem in den Weg? Das ist ein sehr schöner Gedanke; und den führen wir aus! Liebe, gute Frau Minna ..."

Sie lächelte ihn etwas getröstet mit den sonnigen Augen an. Die zerdrückten Tropfen hingen noch wie Kinderthränen in den langen Wimpern. Wie ein reizendes Kind, das im Schilfrohr spielt, lugte ihre halbversteckte Zärtlichkeit durch die feuchten Wimpern hervor ... Werner wußte nicht, wie es kam, unwillkürlich legte er einen Arm um sie. Minna hielt regungslos still. Es zog ihn sehr, sie an sich zu drücken; ihre Lebenswärme, der Duft aus ihrem Haar, von ihren Wangen, von dem ganzen lieblich weichen Wesen ward zu einem süßen Schauer, der ihn überlief ... Ein andrer Schauer kam hinterdrein: Grauen vor sich selbst. Wieder ganz die Feuerblume? dachte er. Und ich bildete mir ein, die sei tot? Mein Gott, ist es möglich, daß unter einer Haut so verschiedene Menschen leben — beinah so verschieden, wie diese Schwestern sind? — Ich könnt' mir jetzt wünschen: in Bartelshagen mit ihr allein ...

Nein! schwor er sich, das nie! — Aber um Wandas willen ihr vortäuschen, es könnte sein! — „Liebe, gute Frau Minna," wiederholte er; „also Italien! — Aber wir bleiben ja nicht bis dahin in Grebbin. Unsre Zimmer in Bartelshagen sind ja stets bereit; jeden Morgen, jeden Abend können wir wieder einrücken, wenn es uns gefällt. Unter Ihrer Fahne bin ich hergekommen, unter Ihrer Fahne bleib' ich! — Nun müssen wir aber diese Art von Versteck verlassen: da kommt jemand den Weizenhügel unter der Kirche herunter und grad auf uns zu. Eine sonderbar bunte Erscheinung . . ."

Sie traten auf den Fahrweg zurück. Jetzt erkannten sie das bunte Wesen, das im Herabsteigen immer kleiner wurde. Es war Amanda, im bloßen Kopf, sie hatte sich aber roten Mohn in ihr goldiges Haar gewunden, und sich überall, hinter den Ohren, an der Brust, am Gürtelchen, mit Feldblumen geschmückt. Blaue Kornblumen und violette Raden waren auch darunter; das meiste war aber roter Mohn, der die Kleine feurig umleuchtete.

Sie gingen heimwärts, das Kind stand nun am Weg. In dem Farbenschmuck nahm es sich überraschend anmutig aus; die eckige Magerkeit fiel kaum mehr auf, die Augen wirkten stark, und sie sah durchaus nicht mehr einem Knaben gleich. Die kann einmal eine hübsche Evastochter werden! dachte Werner. Es berührte ihn aber doch unheimlich, daß sie sich grade mit Feuerblumen aufgeputzt hatte.

„Warum gar so viel Mohn?“ fragte er.

„Ich hab' ihn so gern!“ antwortete das Kind.

Minna lachte ein wenig über das bunte Ding. Dann sagte sie leise an Werners Ohr: „Die wird wohl auch einmal eine Feuerblume!“

Das Wort gab ihm einen Stoß; es mißfiel ihm sehr. Wandas Worte am Seeweg kamen ihm ins Gedächtnis: „ich will euch euer Kind entreißen, es soll an euren Erbschaften nicht auch vergehn!“ Er sah die Kleine mitleidig liebreich an und strich ihr sanft über den mohnumblühten Kopf.

Sie ging schweigend neben den Erwachsenen her, bis sie das weiße Haus erreicht hatten. Als Werner aber oben in sein Zimmer eingetreten war, um sich vor Tisch noch ein wenig herzurichten, stürzte Amanda ihm nach, ohne anzuklopfen. „Ich muß dir nur noch was sagen,“ fing sie hastig an, als sei es die höchste Zeit, daß er das erfahre. „Diese Tante Minna, die mag ich nicht! Ach, die thut nur so; die ist doch nicht gut zu mir. Aber Sie sind gut —“

„Du sollst ja nur noch du zu mir sagen,“ unterbrach er sie.

„Aber du bist gut! Beinah so gut, wie Tante Wanda; — nein, so doch nicht. Aber beinah so gut. Und ich mag niemand als Tante Wanda und dich!“

Werner lächelte herzlich: „Na, wenn das so ist, kleiner Teufel du, so gib mir auch einen Kuß.“

Sie sah ihn einen Augenblick verwundert an,

daran hatte sie noch nicht gedacht. Dann blitzschnell entschlossen sprang sie ihn an wie ein junger Panther, umklammerte ihn fest mit beiden Armen, und so an ihm hängend suchte sie seinen Mund. Nach einem heftigen, heißen Kuß sprang sie wieder ab und zur Thür hinaus.

XII.

Minna, Christine, Antonie fuhren am nächsten Tag zur Bahn und dann nach Stettin. Das Regengewölk hatte sich verzogen, es war ein angenehmer, sonniger Tag. Am zweiten Morgen stiegen aber wieder drohende Wolken auf; dazu ward eine Schwüle fühlbar, die allmählich stark bedrückte, den einen erregte, den andern lähmte, je nach der Menschen Natur. Nach dem Roggenschnitt hatte nun der Weizenschnitt begonnen, für Ende Juli früh; Grebbin war aber, wie gewöhnlich, gegen Bartelshagen und Teschenberg noch um mehrere Tage zurück. Werner ging wieder zu Felde, diesmal mit Wanda; es ward schon wie eine Gewohnheit in ihm ... Mittags bei Tische stöhnte Keßler verdrießlich: in dieser wichtigsten Erntezeit müsse er auf anderthalb Tage fort, einem Vetter zu Gefallen, der durchaus ein Gut kaufen wolle und eines im Auge habe. „Das soll ich mit ihm besichtigen, hat er heut geschrieben; ich hatt's ihm versprochen. Heut nachmittag muß ich nun hin zu ihm, und dann weiter. Vor morgen abend spät bin ich nicht wieder hier!"

„Können Sie denn nicht sagen," fragte Werner, „ich muß Weizen schneiden, ich kann jetzt nicht?"

Keßler schüttelte den Kopf, in allem Aerger gutmütig lächelnd: „Wenn ich's versprochen hab', muß ich's ja doch halten. Und dann — der arme Kerl versteht nicht sehr viel von der Landwirtschaft. Aber auf meine Erfahrung und mein Urteil schwört er!"

Wanda und Werner wechselten einen stummen Blick ... Am Nachmittag fuhr Keßler ab, auf dem Wagen noch wieder in gutherzigem Plattdeutsch stöhnend und gelinde fluchend. Als er eben fort war, kam ein Telegraphenbote; er brachte eine Depesche für Werner, der sich wunderte: denn hierher nach Grebbin hatte ihn noch kein einziges Telegramm verfolgt. Es war von Frau Minna, aus Stettin, und lautete: „Christine, Antonie wollen noch ans Meer fahren, das Christine noch nie gesehn. Ich fahre lieber heute heim, nach Bartelshagen; Geschäfte dort. Diesen Abend allein zu Hause. Ob wohl ein Ritter kommt, meine Einsamkeit zu vergolden?"

Werner starrte auf das Blatt, von niemand gestört; der Bote hatte ihn vor der Hausthür getroffen und war wieder fort. Minna in Bartelshagen! — Was er im Rausch dieser Tage so gerne vergessen hatte, fühlte er in diesem Augenblick tief: wie wunderbar ihn sein Schicksal zwischen diese beiden Schwestern gestellt hatte. Zu der einen zog ihn, was noch vom „alten Adam" in ihm lebendig und warm war, gleichsam unter der Asche des neuen Brandes fortglimmte; zu der andern riß ihn alles hin, was aus langem Schlaf erwacht, durch sie aufgeweckt, gegen den alten Adam kämpfte ... Plötzlich fiel ihm ein:

die Damen fort, Keßler fort, er und Wanda diesen Abend allein! — Es durchflog ihn eine heiße Freude; dann eine Bangigkeit. Er zitterte fast. Ein leises Bangen mischte sich ihm seit Tagen in jede seiner Wanda-Freuden; doch so wie dieses hatte ihn noch keins getroffen. Weg damit! dachte er, indem er seinen alten „goldenen Leichtsinn" wachzurufen suchte. Wirst mir hier gar zu bedenklich und bedächtig, scheint mir. Greif doch zu, wie sonst! Freu' dich deines Glücks!

Er sah die Depesche noch einmal an; sie hatte nun keinen Sinn, keinen Inhalt mehr. Indem er sie in der Brusttasche verbarg, war sie abgethan ... Geräuschlos ging er ums Haus herum und zum Seeweg unter dem Hochwald, nun auch schon seinem Lieblingsweg. Auf der zweiten Bank am Ufer setzte er sich nieder, um recht einsam in sich hineinzuschauen und sich für den Abend zu fassen.

Amanda kam ihm nach, ein Buch in der Hand, ihren Hut am Arm. Zum erstenmal war sie ihm störend, beinahe widerwärtig; er hätte sie gern ohne weiteres fortgeschickt. Sie sah ihn aber so rührend an, so ausdrucksvoll mit den Augen und mit den vorgeschobenen Lippen bittend, daß er einstweilen schweigend erwartete, was sie von ihm wollte. „Ach Gott, wenn du mir einmal helfen möchtest!" sagte sie, auf die Fibel deutend, aus der sie lernte. „Das sind schwere Sachen! Und sie denkt immer, das lernt sich leicht. Da ist nun Druckschrift und Schreibschrift, und das alles soll der Mensch sich merken.

Sie sagt, ich wär' so huschelig und ruschelig. Aber mir brummt der Schädel!"

„Schädel!" erwiderte Werner. „Könntst auch ‚Kopf' sagen, du Mädel du."

„Meine Mutter hat lieber Schädel gesagt. — Und nun würd' ich Tante Wanda doch so gern überraschen, daß ich das schon könnte. Wenn du mir nämlich helfen möchtest! Aber du magst wohl nicht."

Sie drückte sich zutraulich an ihn hin, gegen seinen linken Arm. Der kleine Panther von vorgestern schmiegte sich wie ein Kätzchen an; die wilden Augen vom ersten Tag waren sanfte, liebeflehende graue Sterne geworden. Wandas Werk! dachte er. Was kann ich denn thun? Ich muß es wie Wanda machen. Sonst müßt' ich mich ja schämen, vor ihr und dem Kind! — Er zog sie in seinen linken Arm, die Kleine, und jagte seine Gedanken fort. „So schlag deine Fibel auf," sagte er; „wir wollen wie zwei gelehrte Männer studieren."

Amanda stieß einen Freudenschrei aus, noch wie aus der wilden Zeit; dann stürzte sie sich auf das Buch. Werners erste Lehrstunde begann; — Grebbiner Aushilfslehrer! ging ihm durch den Kopf. Einige große Tropfen fielen, man hörte sie auf den schützenden Blättern der Buchen über ihrer Bank. Bald verstummte dieser leise Klang; es lag wieder die trockene, schwere, unthätige Schwüle da. Die beiden arbeiteten aber unverdrossen fort. Zuweilen that Amanda einen tiefen Atemzug, als müsse sie „verschnaufen"; oder sie zupfte leise an Werners

Haar; oder sie hauchte einen Kuß gegen seine Wange. Dann rührte sich auch im Lehrer das „fidele Blut": er drückte ihre Nasenflügel zusammen — die kleine Nase gefiel ihm, sie hatte schon Charakter — oder er machte über das große Z einen abenteuerlichen Spaß, über den seine dankbare Hörerin von Herzen lachte. Immer kehrten sie aber, da er sich Wandas durchdringende Augen vorstellte, zu dem tiefen Ernst des A-b-c-Buchs zurück ... Endlich sah Werner nach der Uhr und staunte: es war Abendessenszeit geworden. Auch Amanda staunte: sie hatte fast alles erreicht, was sie wollte. Heiter, Arm in Arm, mit gleich großen Schritten, wanderten sie zum Haus zurück.

In ihm erwachte das süße Bangen wieder, da er sich nun auch Wanda gegenüber sah; eine Ungeduld der Erwartung überfiel ihn, die ihn fast verzehrte. Er begann lebhaft, aufgeregt zu reden und zu scherzen, um diese innere Unruhe wegzutäuschen; ihm schien es aber bald, als gefalle das Wanda nicht, und er verstummte. Die Minuten schlichen, bis das Kind nach dem Essen müde ward und sein „Schlafele" verlangte; das Wort hatte sie von ihrer Mutter gelernt. Wanda nahm sie bei der Hand, um sie wie immer zu Bett zu bringen. Amanda machte sich jedoch los, lief zu Werner hin und drückte ihrem Lehrer geschwind einen Kuß auf den Mund; „für das!" flüsterte sie geheimnisvoll. Dann lief sie an der Tante vorbei und, ohne sich führen zu lassen, voraus bis zu ihrem Zimmer.

Auch diese Minuten schlichen noch vorüber. Wanda kam wieder; etwas bleich, so schien ihm, eine gewisse flüchtige Unruhe im Gesicht; aber in der stillen, gehaltenen Anmut, die ihn so sanft umstrickte, so melancholisch glücklich machte. Er sank gleichsam in sich zurück. „Es ist doch ein schwer zu habendes Kind," sagte sie, sich setzend. „Sie hat so guten Willen, und doch geht's so langsam. Zerstreut ist sie sehr. Und pflichtscheu. — Nun ja! Ich hatt' mir's ja nicht anders gedacht!"

Sie und ich allein auf der Welt! dachte Werner. Es war ihm wie ein Traum.

„Aber nicht wahr," fuhr Wanda fort, ein Kind, bei dem gar nichts mit Zwang zu erreichen ist und mit Liebe viel, das ist doch kein unedles Blut!"

Werner erwiderte nichts. Er hatte die Arme auf den Knieen, die Hände ineinandergelegt, und starrte auf den Fußboden.

„Woran denken Sie?" fragte Wanda.

„An Georg Keßler. Ich begreif' ihn nicht! Ich versteh' es nicht, daß der Mann — er ist doch ein Mann! — daß er nie versucht haben sollte, Sie zurückzugewinnen. Wie kann er neben einer solchen Frau so leben, ohne daß sie sein ist?"

Wanda zögerte mit der Antwort. Ein wenig lächelnd sagte sie dann: „Lieber Freund! Ich bin ihm so fremd. Sie glauben ja nicht, wie fremd. Schon damals, vor der Heiligenbluter Enthüllung, war ja ein breiter Strom zwischen uns; jetzt ist es ein Ozean."

„Aber die Versuchung, die tägliche. Wenn eine Frau wie Sie —"

„Ich bin ihm doch eigentlich nur ein lebendiger Vorwurf; und gegen den verhärtet er sich! Sein Eigensinn, sein Starrsinn ist ja seine Stärke. Trotzen kann er gut, hundert Jahre lang. Aehnlich war's ja auch in seiner sonst so ungleichen Schwester; darin waren sie dasselbe Blut! — Er hat sich versteinert in seiner Selbstgerechtigkeit. Ich glaube, er schämt sich nur, daß er einmal aus Liebe zu mir so gelogen hat; um die Lüge an sich schämt er sich wohl nicht."

„Aber sein Herz! seine Sinne!" rief Werner aus.

„Er liebt nur noch seine Pferde und seine Hunde; andre Liebe braucht er nicht. — Ach, aber lassen wir jetzt das alles; es ist so häßlich. Wie kamen Sie nur darauf? — Ich will etwas schöne Musik spielen; das ist besser!"

Wanda stand auf; sie ging in ihr Zimmer voran, in dem die Vorhänge geschlossen waren — draußen ward eben volle Nacht — und eine Lampe brannte. Werner folgte stumm. Sie setzte sich ans Harmonium und begann aus dem Gedächtnis, was ihr eben einfiel. Es war Kirchenmusik; sie spielte eines ihrer Lieblingsstücke, ein ergreifend schönes. Dann fuhr sie fort und spielte ein Lieblingsstück nach dem andern; er kannte sie schon alle. Er liebte sie auch, schon weil sie sie liebte. Aber indem er nun lauschte, sich an ihnen zu freuen meinte, ward ihm immer enger, beklommener, elender zu Mut. Sie schienen ihm heute

alle trostlos melancholisch; dumpfe Ergebung in das erbärmliche Menschenschicksal, Sehnsucht nach Gott — dem ewig unerreichbaren; Hoffnung auf ein himmlisches Paradies — das nicht kommen wird. Es schüttelte ihn endlich. Er sehnte sich nach Sonne, nach Glück! Er hob einen Arm gegen sie, wie um sie zu bitten: hör' auf! — Wanda bemerkte es nicht. Nun legte er den Kopf auf den Nacken zurück und seufzte tief.

Sie stand auf und kam zu ihm. „Was ist Ihnen?" fragte sie. „Heut sind Sie gar nicht wie sonst, lieber Freund. O, was für ein verfinstertes, unglückliches Gesicht. Und ich wollt' Ihnen durch die Musik eine bessere Stimmung machen. — Ist Ihnen etwas Böses geschehn?"

Er antwortete nicht. Er nahm nur ihre Hand, hob sie und legte sie sich gegen die heiße Stirn.

Wanda entzog sie ihm. „O!" sagte sie mit halber Stimme. „Fangen Sie doch wieder an? Nachdem Sie diese Tage so artig waren."

„Ja, ja," murmelte er. — „Was man doch in dieser Welt alles artig oder unartig nennt!"

„Lieber Freund, es muß doch —"

„Ja, ja! — — Mir ging eben durch den Kopf, was mir Ihr Bruder gestern von seiner kleinen Eva erzählt hat. Vor zwei Monaten, glaub' ich, verreisten er und seine Frau auf einige Tage nach Stettin. Sie hatten von den Kindern Abschied genommen, fuhren nach der Bahn. Nach ein paar Minuten fällt der Frau Ebert ein, daß sie etwas vergessen hat; sie

fahren zurück. Die Frau tritt in das Zimmer ein, wo die Kinder spielen. ‚Ah!‘ sagt Evchen, als sie die Mutter sieht, ‚seid ihr schon wieder da? — Was habt ihr uns mitgebracht?‘“

Wanda lächelte. „Das dreijährige Gehirnchen!“

„Noch so ganz ohne Gefühl der Zeit! — Es überraschte mich; und doch ist's natürlich. — Ach! hatt' ich eben gedacht, als ich Ihre Hand nahm, wenn's auch meinem einunddreißigjährigen Gehirn noch so gehen könnte! Wenn's auch nur mein Traum wär', mein' ich, daß diese letzten fünfzehn Jahre schon vorüber wären; wenn sie auch nur erst Minuten wären — wenn ich zu ihnen sagen könnte: seid ihr wieder da? Was habt ihr mir mitgebracht? — Habt ihr mir den Werner Ringhof von damals wieder mitgebracht, den sechzehnjährigen Schwärmer, den Schwärmer für große Thaten, für Ehre und Ruhm, für den erhabenen Imperativ der Pflicht? — Ja, ja, das war einmal alles da. Wirken wie der alte Faust! Schaffen wie der alte Fritz! Sich bewähren, bethätigen, nützen! — Dann wuchs aber ein andrer Werner Ringhof auf und dem Schwärmer über den Kopf; vielleicht auch 'ne Erbschaft von einem meiner Vorfahren, die in meiner Entwickelung ihre vorgeschriebene Eintrittsstunde hatte. Der beschauliche, ästhetische Mensch! Der seine Sinne täglich mehr und mehr verfeinert, täglich auch empfindlicher wird gegen alles, was die Harmonie des Inneren stört; der von der Welt nur das Schöne will — und Nützen ist selten schön. Pflicht ist nicht schön. Sie

macht zu Philistern. — Diese Erbschaft, bildete ich mir allmählich ein, ist mein wahres Ich! Und in diesem Glauben hab' ich gelebt — bis Grebbin!"

Wanda stand noch immer vor ihm, der auf dem Sofa in der Ecke saß. „So wär's ja nun gut," sagte sie mit ihrer tröstenden Stimme. „So hätt' diese gefährliche Erbschaft sich nun ausgelebt; wie ihre vorgeschriebene Eintrittsstunde hätt' sie auch ihre Austrittsstunde gehabt. Und hier in Grebbin wär' der dritte Werner Ringhof an den Tag gekommen; der letzte und der beste!"

Werner sah sie mit den brennenden, verzehrenden braunen Augen an. „Sie haben die mitfühlendste Stimme, die es gibt. Und die mitfühlendsten Augen auch."

Sie machte eine abwehrende Bewegung: „Sprechen wir nicht von mir. Von Ihnen ist die Rede; von dem dritten Ringhof. Warum thun Sie denn so melancholisch? Daß der Herr nun da ist, ist ja wunderschön. Und vom zweiten soll ja alles Schöne bleiben. Der dritte kehrt aber zum ersten zurück: sich bethätigen, wirken, schaffen! Der erhabene — wie sagten Sie —"

„Imperativ der Pflicht."

„Imperativ der Pflicht! Das schreiben Sie sich in goldenen Buchstaben auf die weiße Fahne. Und dann ins Leben hinein!"

Werner lächelte; es war aber ein fast trostloses Lächeln. „In was für ein Leben? Das ist ja die Frage. Liebe, weise, überweise Frau. Es gehört auch

Sonne dazu. Es gehört auch Glück dazu! Geben Sie mir das nötige Glück!"

„Ei, das wird sich finden. Aber mit diesem Imperativ: ‚gib mir das nötige Glück!' fängt man als Gottes Geschöpf das Leben nicht an! — Ueberhaupt — lieber Freund — mir deucht, mit dem einfachen Glücksverlangen dürfen wir Gott überhaupt nicht kommen; dafür ist diese Welt nicht gemacht. Und kann irgend eine Welt mit so buntem Ich und Du dafür gemacht sein? — Jedes Ich soll zurechtgeschmiedet werden, wie der Hammer auch wehthun mag. Ueber jeden soll die Seligkeit der inneren Erfüllung kommen, wie viel Kummer auch in sein Kleid gewebt ist. Ich denk' mir, auch im Jenseits mag's noch Kummer geben; und vielleicht tieferen; — dafür auch höhere Seligkeit!"

Werner wollte reden, wollte zustimmen und widersprechen; in seinem armen, ungebärdigen Ich war aber das eine Gefühl zu groß, das Wandagefühl. Er hörte nur und sah sie an. Schön ist sie eigentlich nicht! dachte er auch jetzt: aber etwas Lieberes, Süßeres hab' ich nie gesehn!

„Sie haben mich nicht verstanden," begann er endlich zögernd. „Ich sagte nicht zu Gott: ‚gib mir das nötige Glück'; ich hab's zu Ihnen gesagt. Bitte, starren Sie mich nicht so an; es ist der beste, heiligste Ernst. Ich wollte Ihnen sagen — — aber vor diesem strengen Gesicht gefriert mir das Wort. Ich wollte Ihnen sagen: ja, der dritte Ringhof — — aber hier in Grebbin ist er an den Tag gekommen.

Grebbin ist sein Geburtsort, Grebbin ist seine Heimat. Wie soll er leben ohne Grebbin? Das versteht er nicht. O Gott — und Grebbin sind Sie!"

Wanda zitterte. Sie sah ihm mit erblaßten Augen bang ins Gesicht.

„Frau Wanda, ich kann nicht mehr. Ich muß es Ihnen sagen! Das ist keine Verliebung, glauben Sie mir doch; das ist einfach ein Schicksal. Sie fühlen es ja auch selbst: Sie haben aus mir den dritten Menschen gemacht! — O, wie ich zum erstenmal Ihr Bild sah, in Heiligenblut — da ging's schon wie eine dumpfe Ahnung durch mich: das sind Schicksalsaugen. Und ich fing gleich an, ihnen zu trotzen; und hab' hier dann fortgetrotzt — mich gewehrt, gekämpft — immer, immer ... Ich kämpf' auch noch. Gegen Ihren Gott. Was ist mir Ihr Jenseits? Daran glaub' ich nicht. Aber in Ihnen ist das alles so eins — so selig — so gut. Und ich weiß keine Frau auf der Welt wie Sie. Ich denk' nur an Sie. Es lebt niemand in mir als Sie. Das ist schnell gekommen, nicht wahr? Und doch — sehn Sie, das fühl' ich, das weiß ich — und doch ist's nun für die Ewigkeit!"

„Bitte, hören Sie auf," sagte Wanda, gegen den Sturm ihrer Freude kämpfend, fast noch ohne Fassung und ohne Stimme. „Hören Sie auf, oder Ihre Uebertreibungen machen mich verrückt. Oder ich muß fort!"

„Nein, nein, ich sag' nichts mehr; bleiben Sie nur, bleiben Sie. Grebbin! Ich sprach von Grebbin. Ich hab' hier angefangen, Landmann zu werden; —

ja, nun lächeln Sie. Hab' angefangen, weil Sie eine Landfrau sind, weil es Ihr Grebbin ist; jedes neue Gefühl kommt mir ja von Ihnen! — Ach, lächeln Sie noch einmal so himmlisch, wenn ich Ihnen sage — wenn ich Ihnen sage —"

Sie wartete; er sah sie aber nur unheimlich strahlend an. „Was?" fragte sie.

„Vor Wonne und Wonnegrausen mocht' ich eben nicht mehr reden. Frau Wanda! Sie Einzige! Wenn ich wirklich Landmann würde? und — kaufte Grebbin?"

„Ich versteh' nicht. — Und wo blieb' ich?"

„Sie blieben hier!"

„Ah! — Und wo —"

Sie zitterte vor dem Weiterfragen. Mit einem erkünstelten Lächeln, um noch abzulenken, schüttelte sie den Kopf: „Das wär' nichts für Sie. Ein jugendlicher Traum des dritten Werner Ringhof — der ja noch so jung ist. Landmann! Sie! — Weil Sie einige Tage mit zu Felde gegangen sind, halten Sie's für möglich —"

„Und es ist auch möglich! Ich bin ein anderer Mensch!"

„Verzeihen Sie: doch wohl nicht so ganz. Das wär' ein Wunder, an das — — ich glaub' mehr als Sie — aber an dieses Wunder glaub' ich nicht."

„Sie haben es gemacht; darum glauben Sie's nicht! Und doch, doch ist's geschehn!"

Sie schüttelte immer wieder den Kopf: „Verlangen Sie nicht zu viel von mir. Wir sind alle eitel, ich auch. Aber so eitel bin ich doch nicht, daß

ich mir einreden ließe, ich hab' aus einem ‚beschaulichen, ästhetischen Menschen‘ einen Landwirt gemacht!“

Werner stand vor ihr, sein Gesicht war blässer und blässer geworden; um so stärker glühten die Augen und erschreckten sie. Die Stimme fast unnatürlich dämpfend, sie wußte nicht warum, sagte er wie ein Flehender: „Wenn Sie mir helfen, Frau Wanda, dann werd' ich's gewiß! — Denken Sie, ich hätt's gekauft. Es wär' mein Grebbin. Wenn Sie bei mir blieben —“

„Herr Ringhof!“

„Stürzen Sie nicht fort! Hören Sie mich an! — Wenn nicht Ihre Seele Nein sagt — wer ist Georg Keßler? Das ist keine Ehe mehr. Das ist ein unwürdiger Zustand, in dem Sie nicht leben sollten, eine Frau wie Sie. Sie glauben da Gott zu gehorchen; hat er Ihnen gesagt, was er will? — Wenn Sie Ihr Werk an mir vollenden wollten — wenn Sie mich lieben könnten —“

Sie schluchzte einmal auf; aber nur dieses eine Mal; dann bezwang sie sich. In ihm erweckte es aber ein rasendes Freudegefühl, eine erste Hoffnung. „Frau Wanda!“ rief er. Die Stimme rasch wieder mäßigend wagte er das Wort: „Werden Sie meine Frau!“

Jetzt war's, als erwachte sie. Ihre Augen gingen umher; auf ihrem Schreibtisch fanden sie, was die noch halb träumende Seele suchte. Neben dem Bild der toten Freundin standen da die ihrer Knaben, die sie ihm vor einer Woche, nach der großen Beichte gezeigt hatte. Sie deutete mit dem Finger hin. „Und die?“ fragte sie.

„Und die?“

„Die bleiben beim Vater, wollen Sie wohl sagen. Sehn Sie nun, daß das alles unmöglich ist. Meine Kinder verlassen ... Nie!“

„Liebste, teuerste —“

„Nie, nie, nie!“ rief sie aus. „Ich hab' sie geboren. Ich hab' meinen Gott. Durch mein Mutterwerden hab' ich ihm gelobt, sie nicht zu verlassen. Sagen Sie nichts mehr. Nie, nie, nie!“

Es entstand eine tiefe Stille. Werner, die Hände vor die Augen, vor die Stirn geschlagen, stand in wortloser Verzweiflung da. Wanda betrachtete ihn eine Weile, da er es nicht sehen konnte; ihre Augen feuchteten sich. Endlich schien ihr das Beste in dieser Not, leise hinauszugehen, ihn allein zu lassen und allein zu sein. Sie that einige Schritte gegen die Thür, fast ohne Geräusch; er schien's nicht zu hören. Ein Gefühl, das sie nie gekannt hatte, hielt sie dann aber zurück. Mitleidig, bange, trostlos, alles zugleich, sank sie auf einen Stuhl bei der Thür.

Im nächsten Augenblick — sie begriff nicht, daß es so geschwind möglich gewesen — stürzte er vor ihr auf die Kniee, auf beide, und hielt sie mit den Händen fest. „Wanda!“ stammelte er an sie hin. „Stoßen Sie mich nicht in Verzweiflung. Jagen Sie mich nicht in den Tod! Ich lasse Sie nicht. Ich kann Sie nicht lassen! — Wenn Sie mich lieb haben können ... Sie sagen nicht Ja. Sie sagen auch nicht nein. Ich bin Ihr Geschöpf; ja, ja. Sie werden Ihr Geschöpf nicht vergehen lassen. Wenn

Sie mich retten wollen — und wenn uns Ihr erbarmungsloser Gott, Ihre Pflicht — — wenn ich Sie nicht ganz — — o, einen Tropfen Glück! einen Tropfen Glück! — Dieser Abend, Wanda: es ist wie ein Schicksal. Daß wir so allein sind. Nein, nein, nein! nicht fort! Ich lass' dich nicht. Ich kann dich nicht lassen ...“

Er umschlang sie mit den zitternden Armen, er suchte ihre Lippen. Nun erschrak er aber über die Kraft, mit der sie sich losriß. Als hätte sie, aus einer Betäubung erwachend, während seiner glühenden Worte all ihre Stärke allmählich gesammelt, so schnellte sie aus seiner Umarmung heraus und stieß ihn zurück. „Fort!“ sagte sie. „Sie sind ein Teufel, der mich mit schönen Reden berücken will. Ja, ja, ja, meine Pflicht! Sie wissen nicht, was das ist. Rühren Sie mich nicht mehr an. Nie mehr!“

Sie stürzte aus der Thür. — —

Eine Weile sah er ihr nach; zuerst furchtbar klar empfindend, was geschehen war, zuletzt ohne Sinn und Verstand. Er warf sich endlich auf das Sofa hin, das Gesicht nach unten.

„Wanda!“ stieß er noch zuweilen hervor, mit erstickter Stimme. „Wahnsinn! — Nie mehr. — Wanda! — Wanda! — Ein Teufel ...“

Sein Herz that ihm zu grimmig weh; er raffte sich, wie um sich zu retten, zu einem heißen Trotzgefühl auf. Ihm kehrte gleichsam die Lebenswärme wieder; in all seinem Elend eine süße, schaurig wohlige Empfindung. „Ein Teufel!“ wiederholte er sich.

Sein Trotz wuchs und wuchs ... Ein Lächeln, das ihn zu befreien schien, verzog seine Lippen. Er sah wie mit andern Augen umher; dieses Zimmer reizte ihn, es empörte ihn. All die frommen Inschriften an den Wänden schienen ihn zu verhöhnen, über seine Niederlage zu spotten. „Pflicht! Pflicht!“ rief es aus allen Winkeln her. Er schüttelte sich und ging aus der Thür.

Draußen nahm er seinen Hut und trat in die Nacht hinaus. Es war eben erst dunkel geworden; er sah es auch auf seiner Uhr. Die Schwüle lag noch fest auf der warmen Erde; einige seltsame Wolkengebilde schlichen langsam über den fahlblauen Himmel hin; der Mond, der sich in der letzten Woche halb gefüllt hatte, leuchtete aber hell genug, daß Werner die Zeiger auf dem Zifferblatt erkennen konnte. Ein letztes Gefühl von Grauen überwindend, schritt er über den Hof, dem Bartelshäger Weg zu. „Also Feuerblume!“ sprach er mit einem verwildernden Lächeln in die tiefe Stille.

Als er auf die Höhe kam, an der die kleine Kirche lag, sah er den schmalen, langgestreckten See, der sich gleichsam da unten vor der Welt versteckte; der Mond streute aber ein zitterndes Funkenmärchen über ihn aus. Weich und streichelnd wehte ihm hier die Luft entgegen. Rückwärts am Wald glänzte das weiße Haus wie kalter Schnee ... Wie wenn ihn von dort die Furien jagten, vor ihm die Elfen der Sommernacht flüsterten und lockten, so stürmte er schneller und ruheloser seinem Ziele zu.

Drittes Buch

I.

Der Wagen, der Christine und Antonie von der Bahn geholt hatte, brachte zuerst das Fräulein nach Bartelshagen, dann führte er Christine nach Grebbin zurück. Es war Mittag, als sie dort ankam; der Regen, in den sich die gestrige Schwüle früh am Morgen gelöst hatte, trocknete schon auf. Von dem Hausmädchen, das sie empfing, erfuhr Christine, daß der Hausherr verreist sei; Frau Keßler sei mit der kleinen Amanda zu einer Kranken ins Dorf gegangen.

„Und mein Bruder?" fragte Christine.

„Der ging gestern abend noch nach Bartelshagen, wo er wohl übernachtet hat; heut morgen ist er wiedergekommen, und in seinem Zimmer."

Christine stieg die Treppe hinauf und klopfte an Werners Thür. Drinnen blieb's aber still. Was? dachte sie, er wird doch um Mittag nicht schlafen? Sie horchte eine Weile, dann klopfte sie noch einmal. „Werner!" rief sie mit halber Stimme durchs Schlüsselloch.

Jetzt kam ein mattes „Herein!"

Sie öffnete und trat ins Zimmer. Werner saß am Fenster, einen Arm auf dem Fensterbrett; er schaute nicht hinaus, sondern vor sich hin. Im ersten

Augenblick fiel ihr seine Blässe auf; der volle Tag schien auf sein sonderbar verdüstertes Gesicht. Das Bett war noch ungemacht; er mußte darin gelegen haben; vielleicht so in allen Kleidern, denn er sah verwahrlost aus, wie sie ihn gar nicht kannte. Sein Haar und sein Bart waren ungepflegt, sein leichter Hausrock zerdrückt. Die schönen Smaragden- und Rubinenringe, Uhr und Kette lagen auf dem Nachttisch. Er blickte nur flüchtig zu ihr hin und nickte ihr zu, dann starrte er wieder wie abwesenden Geistes auf die Erde.

„Guten Tag, Bruder! — Was hast du?" sagte sie etwas erschrocken. „Du siehst so — so fremd aus. Bist du nicht gesund?"

„Bitte, keine Fragen," gab er zur Antwort, indem er die Augen schloß. „Du weißt, Fragen zur Unzeit machen nur nervös. Nimm an, in der Maschine ist irgend eine kleine Störung ... Man spricht nicht davon, dann geht sie vorüber. — Also du bist wieder da?"

„Ja, ich bin wieder da. — Ach, mein geliebter Werner ..."

Sie atmete einen tiefen Seufzer aus; ihre leuchtenden Augen fingen aber an zu lachen.

„Was hast denn du?" fragte er, der dies Lachen nicht sah, nur das Seufzen hörte. „Auch eine Störung in der Maschine?"

„O Gott! Ganz was andres. — Mein Herz ist so voll. — Ich hätt' dir so viel zu sagen, Werner. — Und nun komm' ich offenbar ‚zur Unzeit', wie du

eben sagtest, und muß nur machen, daß ich wieder hinauskomm', und werd' mich nicht los!"

Werner zwang sich, sie anzusehn. In seine starren Augen, deren Weiß rund um den Apfel schimmerte, kam ein Hauch von Wärme. „Willst dich loswerden; hm, hm. Die alte, ewige Geschichte. — Also dann nur zu; ohne Schonung! Du hast ja die ältesten Rechte, Christel. Ich werd' schon zuhören, wenn ich auch — so dasitze. ‚Dein Herz ist so voll.' Ich kann mir's schon denken!"

„Nein, du kannst dir's nicht denken," erwiderte sie, die Augen bang und übermütig glücklich auf ihn geheftet. Sie sank auf einen Stuhl, der ihm gegenüber stand, nahm ihren Hut ab und legte ihn auf ihren Schoß. „Das ist ja eben die Geschichte, Werner: du kannst dir's nicht denken! — Da liegen sie ja noch auf dem Tisch, deine Photographien von Heiligenblut. Ich schäm' mich im stillen, so oft ich sie sehe; weil mir dann immer unser großes Gespräch im Rupertihaus einfällt: zu Frau Minna nach Pommern gehn! Ich — — Du fährst so zusammen. Ach ja, ich mach' dich offenbar nervös. Lieber, guter Werner, soll ich lieber gehn?"

Er schüttelte verneinend die Hand. „Laß, laß. Kümmre dich um nichts. — Ich bin ja doch kein hysterischer Schwächling. — Gib gar nicht acht, was ich thue oder nicht thue, und halt' deinen Vortrag!"

„Ja, ja. Also: zu Frau Minna nach Pommern gehn! Damals pendelte ich inwendig zwischen diesen

beiden Männern schauderhaft hin und her; — ach, und das war noch nicht so schlimm. Das schlimmste war, daß ich mich durchaus nach Nützlichkeitsgründen entscheiden wollte; „praktisches junges Mädchen!“ sagtest du auch selbst. Ich hatt' mich eben ganz ins Nützliche verrannt — aus einer Art von Trotz gegen dich, der du das immer angriffst — und redete mir vor: nur nicht unvernünftig, nur nicht so 'ner verliebten Laune folgen, wer weiß, wie das endet! — — Du zuckst schon wieder; ich langweil' dich. Also ganz kurz: ich hab' mich damals unwürdig praktisch benommen und ich schäm' mich sehr! — Dann kam ich ja bald hierher, nach Grebbin, und lernte diese himmlische Frau näher kennen, und sah an ihr, wie man vernünftig leben und doch so ganz ideal bleiben kann, ein Jungmädchenherz haben kann; und so manches, das sie mir sagte — manche goldne Worte — — kurz, das Sichschämen fing an! Und wie ich eben so weit war, da kam auch schon sein erster Brief . . .“

Christine hielt inne. Sie warf einen raschen Schelmenblick auf den Bruder, um zu sehn, wie diese Worte wirkten; dann schaute sie zum Fenster hinaus, auf den See und die große Weide.

„Sein erster Brief? — Wessen erster Brief?“ fragte Werner, die starren Augen mit Anstrengung bewegend.

„Erschrick nur nicht. Des schwarzen Doktors. Wolfgang Dietl mein' ich! Wir hatten ihm bei der Abreise, weißt du, unsre pommersche Adresse geben

müssen; damals kam mir die erste Ahnung, daß er schreiben wird! — Er bitte um Vergebung, schrieb er, daß er es wage und so weiter. Er hab' sich selber Schweigen geboten, hab' in möglichst männlicher Fassung abgewartet, ob sein Herz durch die Trennung nicht zur Ruhe kommen werde. Aber das Gegenteil sei geschehn. Es sei ihm völlig klar geworden, daß sein erstes Gefühl, in der ersten Stunde, auch das rechte gewesen sei; daß er nun nie mehr von mir lassen könne; daß er ohne mich — — Ach, es ist so komisch, wenn man das selber erzählen soll. Es war halt ein rührend verliebter Brief!"

„Und davon hör' ich erst jetzt? — Christine!"

„Wozu sollte Christine eher davon reden, als bis — — bis sie wußte, was daraus wird! — Er schrieb dann noch allerlei, natürlich; über die Aehnlichkeit unsrer Empfindungen, die Verwandtschaft unsrer Seelen, über mein ‚Alpenherz'; und er bat mich, nur um Gottes willen nicht schnell über meine Zukunft zu entscheiden; er hab' Aussichten auf eine gute Stellung, Hoffnungen ... Dann war's plötzlich aus. Es war so 'ne rührende Plötzlichkeit; — bitte, lach nicht, Werner! — Ach nein, danach siehst du gar nicht aus. — Mir ging's dann schrecklich im Kopf herum! Nicht ganz so plötzlich, aber doch bald kam mir das Gefühl: ich hab' ihn wohl eigentlich immer lieber gehabt als den ‚blonden Germanen'; — übrigens, das klingt so und ist doch falsch: der schwarze Doktor ist ebensogut ein Germane — und was für einer! — Ja, hab' ihn wohl immer lieber gehabt; aber das

verwünschte ‚praktische Mädchen‘ ... O, ich schäm' mich wütend!"

Werner nickte vor sich hin. „Ich glaub' auch, ich sagte dir damals so etwas —"

„Ob ich nicht eher den Alpenmann gern hätte; — ja, du hast's geahnt! — Ich ging nun also wie ein lebendiger Rebus herum: was soll aus mir werden? — Da, schon am nächsten Tag, kommt sein zweiter Brief. Reiner Sonnenschein! Ueber Nacht sei ihm das Glück gekommen; — ach, er schreibt das alles so süß; mußt es selber lesen! Man biet' ihm eine sehr gute, einträgliche Stellung im Hochgebirg an; in demselben Möllthal, aber weiter unten; aber doch noch in seiner Welt. Denn ein Alpendoktor zu werden, dazu fühl' er sich nun doch einmal mit Haut und Haar, mit Leib und Seele geschaffen! Und ihm sage eine freche Stimme in seinem Herzen — nein, nicht frech, aber selig verwegen — daß es mir eigentlich ebenso gehe: als süßer Kamerad eines Alpendoktors zu leben hab' mich Gott berufen! — Dann erschrickt er aber wieder über diesen Uebermut; wird zweifelsüchtig und bang zum Erbarmen, fällt in alle Zustände ... Solltst es wirklich lesen! — Und je mehr er in diese Zustände fällt — das war mir so merkwürdig, Werner — desto mehr tauch' ich heraus. Nein, nein, denk' ich, es ist ja wahr. Ja, ja, ja, mein Alpenherz. Schon in Heiligenblut hab' ich's ja gefühlt. Und ich hab' endlich laut gesagt: Lieber Bub, sei ruhig. Du bist ja mein schwarzer Bub! Und ich werd' noch dein Kamerad!"

Ueber das bleiche Gesicht des Bruders ging ein erstes, mattes Lächeln. „Also das ist die Lösung! So steht's!“

„Ja, Werner, so steht's! — — Aber ich hab' dir ja noch mehr zu sagen; ich komm' ja von Stettin. — Ich setzte mich am nächsten Tag also hin und schrieb ihm auch einen Brief; nicht ganz hoffnungslos, kannst du dir wohl denken; — er hat ihn aber in Heiligenblut gar nicht mehr gekriegt. Denn wie ich gestern, als Frau Minna fort war, mit Antonie Ohlmann in Stettin auf dem Bahnhof stehe, um nach Swinemünde zu fahren, wer stößt da plötzlich eine Art von Schrei aus und tritt vor mich hin? Er! Wolfgang Dietl! — Im ersten Augenblick mir so furchtbar fremd, ich kann's gar nicht sagen: als moderner Kulturmensch, im steifen Hemd, mit dem Stehkragen; denk' dir, sogar im schwarzen Rock! Ich kriegt' einen doppelten Schreck: daß er da war, und daß er eigentlich nicht da war. Ich war ganz verblüfft! — Wie kommen Sie hierher? fängt er eben an, auch nicht schlecht verblüfft; im selben Augenblick frag' ich auch: wie kommen Sie hierher? — Ich will nach Bartelshagen, sagt er. — Was wollen Sie da? — Ihren Bruder besuchen, und Sie! — Ich werd' feuerrot. In Bartelshagen können Sie uns nicht besuchen, lächle und stammele ich dann, denn da sind wir nicht; und in Grebbin, wo wir jetzt zu Gast sind, wohl auch nicht, denn — wie ginge das? Das weiß ich nicht. — Nun, dann weiß ich's einstweilen auch nicht! sagt er mit einem prachtvollen Lächeln in seinem blassen Ge-

sicht; aber Sie sehn, Gott hilft mir ja. Ich soll hier auf dem Bahnhof zwei Stunden warten und will eben fluchen; da entdeck' ich Ihren Hut und Sie!"

„Hm! — Jedenfalls ein schneidiger —"

„Ja, so sind die Schwarzen!" rief Christine mit drolliger Begeisterung aus. „Und die Oesterreicher! die Alpinisten!" setzte sie hinzu. „Ich mach' ihn endlich aufmerksam, daß da noch eine Dame steht, die zu mir gehört; jetzt erkennt er sie erst. Ich erzähl' ihm dann geschwind, um ihn aufzuheitern — ganz vor Antonie den Mund halten, das konnt' ich nicht — erzähl' ihm von dem Brief, den ich ihm geschrieben hab', der nun wohl in Heiligenblut liegt. Jetzt schaut er mich an — aber wie! und fängt an, in meinen Augen zu lesen. Ich sucht' ihm den Inhalt meines Briefs mit meinen Augen zu sagen; ich glaub, er hat ihn auch ganz verstanden! So nach und nach kriegte er ein Lächeln; dann aber auch über das ganze Gesicht! Als er darauf hört, wo wir hin wollen — bleiben Sie doch hier! sagt er. Was wollen Sie am Meer? Das Meer ist so flach wie meine Hand. Das ist nichts als lang und breit. Jeder Berg in den Alpen, auf dem man tüchtig herumkraxeln kann, ist mehr wert als ein Ozean! — Antonie Ohlmann errötete, offenbar darüber, daß man solchen Unsinn reden kann; sie machte ihr gebildetes, bedeutendes Gesicht. Sie ist ja aber ‚inngut', wie Frau Wanda sagt; als sie erst begriffen hatte, wie die Sache stand, da war sie auf einmal auch dafür, in Stettin zu bleiben, und wir blieben da! Im Hotel haben wir

uns dann allein gesprochen, der Doktor und ich; Antonie sah sich noch einmal den Hafen an. Ich hab's nicht ausgehalten, sagte er, ich mußte Sie sehn! Mußt' mir selber mein Schicksal holen, und wie es auch ist! Für meine Zukunft ist gesorgt, wie ich Ihnen schrieb. Wollen Sie, so nehm' ich's an; sonst nicht. Ich bin ein ungeduldiger Mensch, will alles erkraxeln, das muß ich zugeben. Ich lass' Ihnen gar keine Ruh'. Aber ich hab' auch keine!"

Christinens Augen blitzten den Bruder an; dann schaute sie vor sich nieder. „Na, und das sah ich dann ja ein," setzte sie hinzu.

„Und ihr seid nun einig," murmelte Werner nach einer Weile.

„Ja, wir sind wohl so ziemlich einig, Bruder. — Ich glaub', ich hab' meine Bestimmung gefunden, Bruder."

Werner lachte kurz auf. „Das glaub' ich auch! Die Bestimmung ist eben der Mann!"

„Ach nein, sag das nicht. — Mich nützlich machen! das war ja mein Traum. So wie Frau Wanda, das kann ich nicht; ich bin nur ein dummes Kind. Aber etwas thun! wo das Herz dabei ist! — Die Frau eines Doktors im Gebirg, bei so viel armen und unwissenden Leuten, o, die kann was thun. Und mein Alpenherz, Werner. — Ich schäm' mich nur vor dem andern so sehr, vor dem Hugo Hoffmann. Wie hab' ich den nun getäuscht ... Was der von mir denken wird! — Und du; mit diesem blassen, immer noch finstern Gesicht. Was denkst du von mir? Verachtest du mich?"

„Närrin!“ sagte er und strich ihr über das Haar.

„Das klingt schon etwas beruhigend. — Sag du's ihm, Werner; ich brächt's nicht heraus. Sag ihm — den Herrn Hoffmann mein' ich — ich wär' halt nicht sehr gescheit, hätt' wie im Traum gelebt; gemeint hätt' ich's gut ... Ach, du wirst's schon sagen; wirst ihm das alles psychologisch auseinandersetzen. Willst du's thun, Bruder? Willst du mir's zuliebe thun? Ich bitt' dich gar schön!“

„Vielleicht; ja, ja,“ stieß er heraus und stand auf. „Und ich geb' dir meinen Segen, zu allem. Und nun thu mir auch eine Liebe und laß mich allein!“

Christine blickte ihn mit erschrockenen Augen an. „Ja, willst du ihn denn nicht sehn?“

„Wen?“

„Wolfgang Dietl. Ich wollt' dich bitten, mit hinzugehn —“

„Großer Gott! wohin?“

„Ach, fahr nicht so auf; sei nicht bös. In das Städtle da an unserm Bahnhof; da haben wir ihn untergebracht. Ein ganz netter Gasthof, dem sogenannten Stadtpark gegenüber, sagt Antonie. Er muß dich doch sprechen! Und er und ich; denk doch, Bruder. Er kann doch nicht auf zwei, drei Stunden kommen und dann wie ein Raubmörder nach Heiligenblut zurück! — Da ich aber dachte: nach Grebbin soll er nicht, denn wie müßt' das auffallen —“

„Ich soll mit dir in die Stadt?“

Christine hängte sich schüchtern an ihn, sie begriff seine Verstörtheit nicht: „Ist dir das so schreck-

lich? — Ein Spaziergang, dacht' ich. Wir schlendern miteinander hin, dreiviertel Stunden Wegs; treffen ihn in seinem Gasthof, wo uns niemand kennt —"

„Wann?" fiel er ihr ins Wort. „Jetzt?"

Sie nickte.

„Jetzt! — Du weißt nicht, was du sprichst!"

„Wieso weiß ich nicht —"

„Ja, ja, ja, du weißt," verbesserte er sich mit einer jähen Handbewegung. „Aber laß mich jetzt. Es gibt Stimmungen — Gemütsverfassungen — in denen man schon das Aeußerste thut, wenn man nicht um sich schlägt!"

„Werner —!"

„Sei ruhig; ich schlag' nicht um mich. Aber ich hab' schon das Uebermenschliche gethan, indem ich dir so lange — — Ich muß ihn sehn! ihn sprechen! Ja, ja! Vielleicht nachmittags. Jetzt bin ich — lächerlich nervös. Hab' Geduld, bis ich mich melde. — Christel!"

Er küßte sie rasch, heftig, aber nicht auf den Mund, nur auf die Schläfe. Dann trat er zurück. „So, und nun geh! nun geh!"

Christine ließ den Kopf sinken und ging.

II.

Werner sah sich zu seiner Freude allein. Er starrte mit einem unsinnigen Lächeln umher; dann versuchte er, was er vorhin schon einmal versucht hatte, sich zu einer Thätigkeit zu entschließen, seinen Koffer für die Abreise zu packen. Es war aber eine übermächtige Unruhe in ihm, die ihn immer wieder zwang, nach seinem Schreibtisch hinzublicken, wo auf der Mappe schon ein Briefbogen lag, die eingetauchte Feder daneben; das Tintenfaß stand geöffnet da. Nur der Wille fehlte. Jede Minute dachte er: ich muß schreiben! und nie hatte ihm so vor dem Schreiben gegraut. Er seufzte, daß es ihn schüttelte. Zwischen dem Koffer und dem Schreibtisch stand er wie verloren da ...

„Wie war es möglich! Gott, wie war es möglich!" sprach er vor sich hin.

Endlich saß er doch am Tisch. Die innere Qual zu überwinden, die zu brennend wurde, tauchte er die Feder wieder ein, dachte sich zu Frau Minna hinüber, die nun wohl auch in tiefen Gedanken saß, und schrieb:

„Liebe —

„Ich weiß nicht, wie ich Sie anreden soll. So fängt mein Elend schon an. — Wüßt' ich, wie es enden wird!

„Es ist vielleicht die schwerste Stunde meines ganzen Lebens, daß ich hier sitze und versuche, Ihnen auszusprechen, was eigentlich unaussprechbar ist. Nach den zärtlichen Stunden gestern Ihnen heut zu sagen: ich — —

„Nein, so kann ich's nicht. — Sie haben mir auf der Reise vom Süden hierher erzählt, daß Sie eigentlich schon einen andern lieb hatten, als der Verlobte Ihrer Schwester Sie so leidenschaftlich aufregte. Das eine Gefühl ward von dem andern niedergedrückt, aber nicht erstickt ... Ich glaube, dergleichen ist häufiger, als die Menschen annehmen; bestehen wir doch aus so verschiedenen Sinnen- und Seelenkräften, die alle gleichzeitig leben oder nach Leben ringen, zum Leben erwachen. In mir wollte jetzt — das fühl' ich, das weiß ich nun — eine lange unterdrückte Kraft wollte in mir empor! Es war nicht sogenannte Neigung, Verliebtheit, was mich zu Ihrer Schwester zog, als ich sie kennen lernte; es war der geheime Wille dieser Kraft, es war eine organische Notwendigkeit — — ja, lassen Sie mich diese Worte brauchen, so entsetzlich gelehrt sie auch klingen. Sie sollen Ihnen nur deutlich machen, wenn es möglich ist, daß es ganz etwas andres war, was ich für Frau Wanda fühlte, als was ich für Sie empfand. So begann es wenigstens; — wär' es so geblieben!

„Ich will Sie ja nicht täuschen; es blieb nicht so. Eine unwiderstehliche Macht gab mich neuen Gefühlen hin. Ich ward ein andrer Mensch; in so wunderbar kurzer Zeit. Der Mann, den Sie in Heiligenblut

kennen lernten, der ist in Grebbin gestorben. Er hat dann noch einen Totenritt gemacht, zu Ihnen. Bürgers ‚Leonore‘. Sie glaubten, er sei noch lebendig. Ich hab's auch geglaubt ...

„Jedes Wort muß Sie blutig verletzen, das ich schreibe. Ich Unglücklicher, was soll ich thun? Ich wollte zuerst, in der Verzweiflung, lügen, aber ich kann es nicht. Ich wollte hinüberreiten, Ihnen mein Herz noch einmal zu Füßen legen, Ihnen sagen: wohin wollen Sie gehn? Dahin geh' ich mit! — Aber ich sah dann wohl, daß das alles unmöglich ist. Nein, mich lieber von Ihnen verachten lassen, als vor Ihnen lügen.

„Ich will Ihnen auch das noch gestehn: ich hatte gestrebt, Frau Wanda fürs Leben zu gewinnen. Sie hat nicht gewollt. Sie hat nichts gewollt, als was gut und rein ist. Und da erwachte der Schatten des Mannes von Heiligenblut ...

„Was ist nun das Ende? Daß ich Sie beide verloren habe. Und daß mein neues Leben tot ist, wie in der Geburt erstickt; und das alte — ein Spuk, ein Gespenst. — Ich könnte Ihnen noch sagen, Frau Minna: meinen Sie nun Rechte an mich zu haben, rufen Sie meine ritterlichen Gefühle an, so bin ich bereit, zu sagen: gebieten Sie über mich! Aber es ist schon ein Wahnsinn des Pflichtgefühls, das nur hinzuschreiben. Ihr Frauenstolz, Ihr Menschenstolz — —

„Verachten Sie mich! Ich muß es tragen.

„Ich bin nach Grebbin zurückgekehrt, um nicht durch plötzliches Verschwinden aufzufallen, — so gern

ich einfach in die Erde versunken wäre; damit der gute Name meiner edlen Gastfreundin unantastbar bleibt, muß ich den Kelch bis zu Ende trinken. Ich nehme hier heut nachmittag Abschied und fahre mit meiner Schwester ans Meer, da sie es noch nicht gesehen hat; von dort aus können wir dann wohl unter irgend einem guten Vorwand von Ihnen schriftlichen Abschied nehmen.

„O vergeben Sie! — — Nein, vergeben Sie nicht. Ich habe kein Recht, Sie darum zu bitten.

„Es ist aus — alles aus.

„Geh' es Ihnen gut!"

III.

Es war Nachmittag, die Sonne sank schon tief. In Wolfgang Dietls Zimmer in dem kleinen Gasthof standen Werner und Christine mit dem jungen Doktor am Fenster, nachdem sie um den Sofatisch dieses Nachspiel der Heiligenbluter Tage besprochen, sich geeinigt hatten. Sie sahen auf das Städtchen hinaus, das sich nach rechts zum Bahnhof hinzog; grade vor ihnen lag der „Stadtpark", eine kleine, aber baumreiche Anlage, die, wie es im Norden nicht selten ist, unmittelbar an den Friedhof grenzte. Alte und neue Grabkreuze leuchteten dort marmorweiß aus dem Schatten der Gebüsche hervor; gleich nebenan standen die grünen Bänke der Lebendigen, wo die Erwachsenen plauderten und die Kinder spielten. Links vom Stadtpark war noch ein offener Blick ins Land, aber von waldigen oder korntragenden Hügeln vielfach unterbrochen. Die Häuser von Grebbin und Bartelshagen, obwohl nicht fern, waren nicht zu sehn; Teschenberg vollends lag hinter einer Reihe von Erdwellen verborgen.

„So ein Land gefällt Ihnen natürlich nicht," sagte Werner lächelnd. Er war wieder der wohlgekleidete, wohlgepflegte Mann; ein leichter, feiner

Duft umgab ihn. Um seine noch mattgefärbten Augen dunkelten freilich breite Ringe; sie konnten aber wieder Heiterkeit heucheln, die verlorene Selbstbeherrschung war zurückgewonnen. Es ist eine erstaunliche Macht in der Gewohnheit feiner Formen, in dem ästhetischen Bedürfnis, dem Auge und Ohr der Menschen angenehm zu sein. Wie es inwendig auch stürmen oder wurlen mag, der äußere Mensch weiß sich bald zu fassen; oder er muß vielmehr, veredelte Gefühle zwingen ihn. Werner empfand diesen Segen jetzt; es war, wie wenn der ihn aufrecht hielte. Ihn hielt freilich auch die Herzensgüte, die ja auch zur „Gewohnheit" wird. Er sah die beiden, denen das junge Glück aus den Augen, von den Wangen lachte, und dachte in seiner verfinsterten Seele: ich kann auch noch helfen!

„Um nun noch eine Nebensache ins reine zu bringen," nahm er wieder das Wort: „Christine muß und wird mir gestatten, daß ich einen Teil meines Vermögens auf sie übertrage. Mir bleibt dann immer noch mehr als genug."

„Werner!" rief Christine und umschlang den Bruder mit einem Arm, da er am Fenster neben ihr stand.

Er machte sich sanft und langsam los. „Nur keinen Dank," sagte er mit nervösem Lächeln. „In einem solchen Fall wär' er beleidigend!"

„Aber mir müssen Sie schon erlauben," fing nun Wolfgang an, „daß ich Ihnen wenigstens ganz im allgemeinen danke. Sie haben meine Herzenser-

güsse und alles, was an Verliebten so langweilig ist, mit rührender Geduld angehört; obgleich Sie nicht wohl sind, leider; man sieht's Ihnen ja an. Man sieht, wie Ihre Nerven heimlich und auch sichtbar zucken. Sie haben aber doch verstanden, wie es in uns aussieht; Sie haben zugestimmt, daß Ihre Schwester mir Hoffnung macht —"

„Meine Schwester ist mündig!" unterbrach ihn Werner. Er setzte aber sogleich hinzu: „Nein, nein, ich glaub' aber auch, sie hat recht. In Ihnen ist ein ehrliches, unverdorbenes Herz, darauf will ich schwören. Die Wärme strahlt ja nur so von Ihnen aus. Und dann haben Sie das, was ich selbst nicht habe, aber an andern vielleicht darum so liebe: diese muskelstarke Seele, diesen festen Willen, der an jedem Felsen im Leben hinaufkraxelt!"

Wolfgang nahm Werners Hand und drückte sie lächelnd: „Verzeihen Sie, dafür muß ich Ihnen einen Augenblick durch eine lästige Berührung auf die Nerven gehn! Daß Sie mit solcher Anerkennung von meinem Kraxeln sprechen —"

„Nur vom seelischen!" fiel Werner ihm ins Wort.

„Es schmeichelt aber doch auch dem Alpenkraxler; es trifft ihn ganz heimlich mit! — Lassen Sie mich Ihnen nun noch sagen, ich hab's vorhin vergessen: fürchten Sie beide nicht, daß ich als Alpendoktor verbauern werd'. Die Gefahr ist ja da, steht gleichsam an jeden Berg geschrieben. Na, da will ich sie dann auch oft lesen, und mich davor hüten. Und

werd' doch auch immer wieder in die Welt hinaus trachten, mich vollsaugen, mitarbeiten. Und mit diesem Kameraden da —"

„Der Kamerad fürcht't sich nit!" rief Christine. Sie wäre ihrem Schwarzen gern um den Hals gefallen; vor dem bleichen, ernsten Bruder hatte sie nur nicht den Mut. Es war noch immer eine Feierlichkeit in der Stube, die ihr sonst so glückliches Herz bedrückte. Es war so viel geredet worden, immer nur geredet. So mochte es bei einer Verhandlung zwischen zwei Häuptlingen zugehn in Amerika oder Afrika; hier handelte es sich aber um Liebe, um Liebe . . .

Wolfgang lächelte sie an; er fühlte wohl ebenso; er hielt sich aber auch zurück. „Uebrigens bei Bergen und Kraxeln fällt mir ein" — damit wandte er sich wieder zu Werner —: „ich hab' Ihnen noch etwas zu erzählen, das Sie interessieren wird. Sie werden sich erinnern: das Gespräch über den sogenannten Baron, oben im Glocknerhaus. Der den ganzen Sommer auf den Almen lebte —"

„Gewiß!" erwiderte Werner. „Haben Sie ihn wiedergesehn?"

„O ja — und zum letztenmal! — Ich erzählte damals, daß er auch da oben noch immer von den Weibern nicht lassen kann — oder hat lassen können; und daß schon einmal so ein eifersüchtiger Jäger auf ihn geschossen hat; wenigstens hat er's geglaubt. Eh' ich mich nun aufgemacht hab', um hierher zu reisen, bin ich noch einmal hinauf, in mein altes Jagdrevier;

da hör' ich schon unterwegs, von einem Hirten, der hinunter will, was dem Baron geschehn ist. Vor zwei, drei Stunden, im Morgengrauen, lauert er auf Gemsen, die er schießen will; da trifft ihn ein Schuß; in den Unterleib. Er schleppt sich eine Strecke fort; durch den Blutverlust oder auch durch die Art der Verletzung, was weiß ich, fällt er endlich hin. Auf sein Hilferufen kommen nach einer Weile Leute, dabei dieser Hirt; sie tragen ihn bis zur nächsten Hütte. Von dem, der geschossen hat, keine Spur ... Da sind wir aber nicht im Zweifel, sagt mir der aufgeregte Hirt, warum der's gethan hat; sagen darf man ja nichts, man weiß nichts Gewisses; aber daß es nicht um ein Mannsbild war, das weiß ich gewiß! — Der Hirt kehrt mit mir um, er hat wollen den Doktor holen; war nun nicht mehr nötig. Als wir in die Hütte kommen, geht's mit dem Baron schon dem Ende zu. Es war erbärmlich mit anzusehn, wie so ein Riese sich in Schmerzen windet; arg muß er gelitten haben. Sobald er mich aber sieht, geht ihm gleichsam ein Sonnenstrahl über das verzerrte Gesicht; Doktor! sagt er, Sie kommen zur rechten Zeit! Helfen Sie mir; aber geschwind! Denn so 'ne Pein, die bringt ja um. Ich möcht' noch nicht abfahren, Doktor! Es ist nicht so weit her mit der Wurschtigkeit; wenn man sterben soll, dann ist einem das Leben lieb! — — Was sollt' ich da machen. Ich that, was ich konnt', und wußt', ihm ist nicht zu helfen. Im wütenden Stöhnen hat er dann wieder gesprochen, geredet, als wollt' er sich's nicht anfechten lassen; hat mir

abgefragt, wohin ich will; — nach Hinterpommern fahren Sie? sagt er und sein Gesicht verändert sich. Da war ich ja auch. Doktor, da hab' ich allerlei erlebt. Da bin ich ein schlechter Kerl gewesen ... Auch ein glücklicher. Ach, das geht alles vorüber: Glück und Schlechtigkeit! Schlechtigkeit und Glück! — Und dabei versucht er noch zu lächeln, aber grimmig ernst, melancholisch; dann reißen ihn wieder die Schmerzen herum. Sie haben ihn nicht mehr losgelassen. Endlich hab' ich förmlich aufgeatmet: ich sah, er war tot!" — —

„Hm!" murmelte Werner, erst nach einer Weile. Er nickte vor sich hin; reden mochte er nicht.

Wie um ganz mit seinen Gedanken allein zu sein, trat er ans andre Fenster und sah auf den Friedhof hinaus. Amandas Vater! dachte er. Da lebt nun das Kind und ahnt nicht, daß jetzt erst sein Vater gestorben ist; und wie. Wird's auch nie erfahren ...

Wanda wird's erfahren, ging ihm dann durch den Kopf. Wie wird ihr zu Mute sein! — Da waren die Gedanken an Wanda wieder, vor denen er floh, so viel er konnte. Er wand sich, seelisch und körperlich; er kämpfte mit sich.

„Christel!" rief er nach längerer Stille, ohne seinen Platz zu verlassen.

Christine trat zu ihm.

„Lassen wir jetzt die Toten. Der Doktor hat also noch eine Woche Zeit; da müßt ihr zusammen sein. Meine Meinung ist, wir fahren noch heut an

die See, nach Swinemünde oder weiter; als Grund sagen wir: deinetwegen. Und ich, als Bruder —"

„Es wird auch dir gut thun, Bruder!" sagte sie und schlang die Arme um ihn.

Er machte sich wieder leise los: „Sehr wohl. Hoff' es auch. — Also verlieren wir nun keine Zeit! Da Fräulein Antonie mit Frau Minnas Wagen hier ist, so trifft sich's ja gut: ist sie mit ihren Besorgungen fertig, so fährst du mit ihr nach Bartelshagen, packst da deine und meine Sachen, so viel noch da liegt; das ist schnell geschehn. Ich geh' jetzt nach Grebbin zurück und thu' dort dasselbe. Mit dem Abendzug fahren wir alle drei hier ab, nach Stettin. Morgen ans Meer ..."

„Da soll's schön werden, lieber, guter Bruder!"

„Ja, ja!"

Wolfgang hatte das Fenster, an dem er stand, geöffnet und hinausgesehn. „Eben kommt der Wagen," berichtete er; „Fräulein Ohlmann sitzt drin."

Wie ein Schreckhafter fuhr Werner zusammen; alles, was ihn an Bartelshagen erinnerte, ging ihm so durch die Brust. „Also keine Minute verlieren; mach fort!" sagte er hastig, grüßte den Doktor mit der Hand und ging aus der Thür.

Christine that, als folgte sie ihm. Sie blieb aber bei der Thür wieder stehn, die geschmeidige Gestalt zu Wolfgang wendend, der eilig herantrat. „Ach, wie werd' ich mich freuen," warf sie halbgeflüstert hin, „wenn ich Sie — dich — erst wieder im Bergkostüm seh'; das ist doch ein andrer Mensch!"

„Wird schon kommen!“ erwiderte er heiter. „Wenn du Frau Doktorin bist!“

„Aber lieb hab' ich dich auch so!“ setzte sie ihre Rede fort. „Bist mein schwarzer Bub!“

Wolfgang zog sie an sich, und ihre Lippen vereinigten sich in einem raschen, selig verstohlenen Kuß.

IV.

Etwa eine halbe Stunde später saß Wanda mit der Kleinen in ihrem Salon; sie nähte, Amanda strickte, was der kleinen Wilden noch Mühe machte; auf der Tante Verlangen war sie aber eifrig dabei. Es war ihr nur etwas beklommen zu Mut, wegen der Stille, die im Zimmer und im Hause herrschte. Der Onkel fort, Werner fort; und Tante Wanda schweigsam, versonnen, mit einem gar so ernsten Ausdruck, der dem Kind nicht gefiel: er schüchterte sie ein. Sie hätte aufspringen und durch die ganze Wohnung toben mögen, um einen inneren Kobold los zu werden, und saß nun wie angenagelt da.

„Tante Wanda," fragte sie endlich, als die „neue Mutter" mit den still guten Augen aufblickte, „warum hat eigentlich Onkel Werner heut mittag nicht mit uns gegessen, sondern auf seinem Zimmer?"

„Kind, wozu zweimal fragen; ich hab' dir's ja schon gesagt. Weil er heut nicht wohl ist."

„Und er ist doch wohl. Heut nachmittag ist er mit seiner Schwester fortgegangen; spazieren, wie er mir gesagt hat."

„Spazierengehn ist oft das Beste, was man thun kann, wenn man nicht gesund ist."

„Spazierengehn?" fragte das Kind und ward

nachdenklich. „Meine Mutter lag dann immer fest im Bett.“

Wanda erwiderte nichts. Sie sah wieder auf ihre Arbeit nieder.

Das Kind dachte weiter. „Legst du dich dann auch ins Bett, wenn du nicht gesund bist?“

Wanda lächelte; es war aber wieder ein Lächeln, das der Kleinen auf diesem angebeteten Gesicht nicht gefiel. „Liebes Kind,“ sagte sie, nachdem sie den Kopf geschüttelt hatte, „dann läg' ich heute gewiß!“

Die Worte waren ihr unwillkürlich entfahren; vielleicht, weil das Herz eben wieder so ungebärdig schlug. Ihr alter Fehler — eigentlich der einzige, sie war sonst gesund — Unruhe oder Schwäche des Herzens, wenn das Leben sie irgendwie erregte, war in der Nacht mit großer Gewalt über sie gekommen und ließ sie auch heut am Tag nicht los. Ihr bangte immer, ohne einen erkennbaren Grund. Sie erwartete irgend etwas Erschreckendes und wußte nicht, was. Wenn sie auf dem Hof einen Wagen rollen hörte — wie jetzt eben wieder — so erzitterte sie, als fahre ein Unglück heran. Diese Schwäche empörte sie: ihrem tapferen Gemüt war sie sonst so fremd. Dazu ein Druck, ein Schmerz hinter ihrer Stirn ...

Amanda hatte aufgehorcht; ihre großen Augen wanderten über Wandas Gesicht und Gestalt. „Ja, bist du denn auch nicht gesund?“

„Nein, mein kleiner Schatz. Ich red' nur nicht gern davon; das ist langweilig. Und den Mund halten ist tapferer.“

Amanda nickte; das gefiel ihr. — „Aber was fehlt dir denn?"

„Kopfweh hab' ich."

„Ah!"

Das Kind sah Wanda mit einem langen Seitenblick an, mit heimlicher Verwunderung, daß dieser Tante auch etwas fehlen, oder daß sie das bedrücken könne. Sie hatte sie sich vollkommen gedacht ...

Nach einem kurzen Klopfen ward die Thür aufgerissen, die zum Vorzimmer führte; Minna rauschte herein, in einem festlichen Seidenkleid, das mit dem unfestlich aufgeregten Gesicht schlecht zusammenstimmte. Sie grüßte zuerst nur mit dem Kopf und der Hand; ihre Augen gingen umher, als wolle sie sehen, ob sonst noch jemand da sei. „Guten Tag!" sagte sie dann erst.

Wanda stand auf. „Von der großen Reise heimgekehrt?" fragte sie.

„Von welcher Reise? — Ach ja! — Daran dachte ich gar nicht mehr. — Bin in einem von Ottos Wagen hergefahren; meiner ist zur Stadt. Bitte, schick die Kleine hinaus!"

Minna fiel nun ein, daß sie doch auch „Tante" sei; sie redete die Kleine selber an, ihr ein wenig über das schöne Goldhaar streichend. „Geh, mein liebes Kind. Nimm deinen Strickstrumpf mit. Bist frisch und munter? — Ist recht. — Nächstens bring' ich dir 'ne Puppe mit!"

Amanda verschwand ins Vorzimmer. Minna that einen langen Atemzug; dann fächelte sie sich mit

ihrem Taschentuch. „Wird's denn wieder schwül? — Dir hab' ich auch was mitgebracht. Eine Ueberraschung. Den Brief da. Durch einen deiner Dorfjungen heut an mich gekommen. Bitte, lies ihn! Lies!"

Die auf der Fahrt und bis jetzt unterdrückte Aufregung machte sich nun Luft. Minna stieß ihren Atem laut heraus. Sie hatte der Schwester Werners Brief in die Hand gedrückt; mit ein paar Schritten war sie am Sofa und ließ ihre rundlich weiche Gestalt rücksichtslos in die Ecke fallen.

Wanda setzte sich wieder und las. Sie ward totenbleich. Aus ihren Augen ging das Leben fort; plötzlich erglühend kam es dann wieder. Sie fuhr sich mit der Hand nach dem Herzen, das zu ungleich schlug: bald fast unaufhörlich, bald gar nicht mehr. Nur das Rauschen von Minnas Kleid, die sonderbaren Laute aus deren Kehle reizten sie, sich mit aller Gewalt zu fassen. Sie las still zu Ende. So viel mechanische Besinnung blieb ihr, den Brief, den ihre Hand nicht mehr halten mochte, seitwärts auf einen Tisch zu legen.

„Gott, Gott, Gott!" kam ihr dann nur eben hörbar von den Lippen.

„Nun, wie gefällt dir dieser Herr?" fragte Minna. „Der so viele Ichs in sich vereinigt, wie er eben braucht? Dieser neue Mensch, den du hier gemacht hast? Der in Grebbin wie Adam aus der Erde wächst und dann wie sein eigenes Gespenst nach Bartelshagen hinübergeht? Der heut den Eroberer

spielt und morgen so 'nen Brief schreibt? Wie gefällt er dir?"

„Warum zeigst du mir das?" fragte Wanda nur, mit einem schaudernden Blick auf den Brief. Sie war schwach errötet.

„Warum ich dir das zeige? — Ach, du denkst wohl gar, ein gewisses weibliches Gefühl hätt' mir's verbieten müssen. Nein, meine liebe Wanda, das nicht! Ich würd' ja ersticken, wenn ich dir's nicht zeigte. — Ja, ja, ich war gestern gut zu ihm! Ich hab' diesem Mann — — Ergebenheit fürs ganze Leben wär' nicht zu viel dafür! Aber diese Männer — wir wußten ja, wie sie sind. Ich hab's ja gewußt. Dieses undankbare, falsche Geschlecht! Es fliegt sie eine Laune an — diesmal nach der roten Kamelie — wo ist die rote Kamelie? Laßt uns sie doch pflücken. Wegwerfen kann man sie ja jede Stunde wieder ... Und dieser edle, feine Herr mit den warmen Augen und den weichen Worten. Auf einmal ist einem die Besinnung weg ... Dann dieser Brief. Dieser Brief. Ich bin außer mir! Ich bin außer mir!"

Sie schlug sich mit der kleinen Faust auf die Brust.

Wanda lächelte fast, so grausam sie litt. So kannte sie die Schwester aus tausend Fällen: Minna war immer außer sich; Wanda immer in sich. Schon das kleine Leid der einen rührte gern die Trommel; auch das große der andern schwieg. Wanda schwieg auch jetzt, die Zähne zusammendrückend. Sie dachte nur: und ich?

Minna stand auf, sie hatte in der Sofaecke keine Ruhe mehr: „Seine ‚ritterlichen Gefühle‘ ... Ich will nichts mehr von ihm, ich hab' fürs Leben genug! So frei wie der Vogel in der Luft soll er sein; sag ihm das! sag ihm das! Er soll sein ‚neues Leben‘ nur fortsetzen — das nun tot ist, schreibt er — gar so tot wird's ja wohl nicht sein! — — Meine fromme Schwester; die unberührbare, die tadellose. Es ist doch was Eigenes mit meiner frommen Schwester: jeder verehrt sie — ich auch — ich auch — aber die Männer kommen dann auch mit andern, männlichen Gefühlen. So ist mir's mit dir gegangen von Jugend auf! Ja, ja, ja, von Jugend auf! Die Männer, die was wert waren, die was taugten, immer sind sie zwischen uns hin und her geflogen, wie die Schmetterlinge; und kamen sie erst zu mir, so flogen sie dann gewiß zu dir! — Du lächelst so erhaben, wie wenn ich übertriebe. War's nicht mit deinem ersten Bräutigam so? War's nicht mit Hugo Hoffmann so? Er hat dich nicht nur so verehrt, er hat dich auch lieb gehabt, das redet mir niemand aus. Und so manche sonst! — Nun kommt dieser Letzte, vielleicht der Beste — wenigstens hielt ich dumme, dumme Närrin ihn dafür — und sowie er die weiße Kamelie sieht, flattert er zu der, zu dir. Und läßt einen neuen Menschen aus sich machen ... Behalt ihn, deinen neuen Menschen! Ich will ihn nicht! Ich gönn' ihn dir! Behalt dein Geschöpf!"

Wanda sprang auf. „Nimmt dir die Aufregung den Verstand?" sagte sie streng, empört. „Hast du

nicht in dem Brief gelesen, daß ich nichts von ihm habe und nichts von ihm will?"

Wenn Wanda sie so anblickte wie jetzt, war Minna allemal schnell geknickt. Förmlich in sich zusammensinkend, mit beinahe kindlich zerknirschtem Ausdruck antwortete sie: „Verzeih. — Ich red' wohl wieder viel zu viel! — Natürlich hab' ich das gelesen; ich bin aber so aufgeregt. Ich bin außer mir. Denk doch, was ich seit gestern erlebt hab' ... Ich bin wahnsinnig aufgeregt!"

„Wenn du weniger aufgeregt bist, wirst du wiederkommen. Bitte, geh! geh! laß mich jetzt allein! Mir ist so grenzenlos — traurig zu Mut. O mein Gott! mein Gott! Was ist uns geschehn!"

„Ja, was ist uns geschehn," wiederholte Minna nachdenkend, weicher, von der Stimmung der Schwester etwas angesteckt. „Und ich überschütte dich noch mit meinen — — Und wie blaß du bist! — Ich geh', ich geh'. Ich wollte dir ja auch nur den Brief bringen und über den, der ihn geschrieben hat, drei vernichtende Worte sagen, und dann wieder gehn. Aber die alte dumme Leidenschaftlichkeit ... Und dieses entsetzliche — — Also gib mir den Brief und leb wohl!"

„Wirst dich wieder fassen, Minna — wie schon oft im Leben —"

„Nie! Dies verwind' ich nie! — Warum bin ich nur mitten im Sommer wieder hergekommen. In diesem unseligen, verwünschten Pommern hab' ich nichts als Herzeleid! — Ich will wieder fort!"

„Thu das —"

„Will den Herbst in Meran sein! Den Winter in Rom! Will nur noch in Kunst und Natur leben — und mir das dumme Herz aus der Brust reißen — es bringt mich noch um. Nichts als Leidenschaften, nichts als Täuschungen. Sie ist ja zu schlecht, diese Welt! Wenn das alte, ehrliche Herz — — Sei du mir nur gut! Adieu!"

Es schien, als wollte ihr ein Schluchzen kommen. Sie kämpfte es aber nieder, fuhr nur mit dem Arm, wie abwehrend, durch die Luft. Aus der Thür rauschend lief sie ins Vorzimmer und zu ihrem wartenden Wagen.

V.

Wanda sah dem Wagen nach, bis er den Hof verließ und hinter der langen Scheune verschwand. Sie schloß dann die Augen. Eine Art von Fassung kam allmählich wieder; oder auch ein dumpfer, halbbewußter Zustand, der dem gequälten Herzen dasselbe ist. Sie ging durch die großen Räume bis in ihr Hausorgelzimmer. Dort saß sie vor ihrem Schreibtisch nieder, stützte die Ellbogen auf und legte das glühende Gesicht in die kalten Hände.

„Verzeihen Sie," hörte sie nach einer Weile Werners Stimme murmeln; erschreckt, fast entsetzt fuhr sie auf. Er war geräuschlos eingetreten und stand vor ihr, den Hut in der Hand. Nur ein wenig bewegte er die Schultern und den Kopf zum Gruß. Auf sein Gesicht war so viel geschrieben, daß sich fast zugleich mit dem Grauen Mitleid in ihr rührte. Nun erschrak sie aber vor diesem Mitleid; unwillkürlich beugte sie sich zurück und trat zwei Schritte von ihm hinweg. Was soll ich thun? dachte sie. Vor ihren Augen und in ihr wollte es dunkel werden.

„Verzeihen Sie," sagte er noch einmal; „ich kann nicht ohne Abschied fort. Ihretwegen darf ich's nicht. Außerdem aber — — es lag mir schwer auf der

Brust, ich muß Ihnen sagen, wie es mit dem Mann geendet hat, von dem Sie mir in einer — Schicksalsstunde erzählt haben. Ihren Verlobten mein' ich. Amandas Vater ..."

Sie starrte ihn schweigend an. Er erzählte ihr, was Wolfgang ihm vor einer Stunde berichtet hatte.

Wanda hatte mit einem lebhafteren, erregteren Gebärdenspiel, als ihr sonst eigen war, zugehört: ihre langen schwarzen Brauen drängten sich zusammen, oder Mitleid und Schmerz zogen ihr die Lippen hinunter; sie blickte auch zum Himmel auf. Zuletzt that sie das noch einmal, und mit fast klangloser Stimme sagte sie langsam: „Die Rache ist mein! spricht der Herr. Ich will vergelten."

Werner erwiderte nichts. Er wagte nicht mehr, sie anzusehn. Eine Zeitlang war tiefe Stille.

„Ich hab' Ihnen auch etwas zu sagen," nahm sie dann wieder das Wort; die Stimme zitterte ihr. „Meine Schwester war hier. Sie hat mir Ihren Brief gezeigt."

Werner fuhr zusammen. — „Ich hätt' Ihnen alles selber gesagt," erwiderte er nach einer Weile. „Schon darum wär' ich hergekommen. — Wenn Sie aber durch Ihre Schwester —"

Auf einmal verließ ihn all die erlogene Fassung. Er warf sich vor dem Sofa auf die Kniee nieder, warf das Gesicht auf die Polsterung, und brach in unaufhaltsames, krampfhaftes, schüttelndes Weinen aus.

Es überraschte Wanda sehr; an diese Möglichkeit hatte sie nicht gedacht. Es war ihr wie ein schau-

riger Traum, den Mann, der ihr gestern sein Leben, seine Liebe angetragen hatte, so zu sehen und so zu hören. Sie hätte fast laut aufgeweint wie er. Aber ein schreckliches Gefühl drückte ihr die Kehle zu und legte sich ihr um die Brust. Sie lehnte sich gegen die Wand, weil die Sinne sie einmal verlassen wollten. So horchte sie mit halb geschlossenen Augen auf das Schluchzen; es klang ihr wie ein Grabgeläut.

Werner ward allmählich stiller; er warf oder wand sich herum, bis sein Hinterkopf auf dem Sofa lag, das Gesicht nach oben, die Augen gegen die Decke gekehrt. „O wie büß' ich jetzt!" stöhnte er hervor; von Zeit zu Zeit unterbrach ihn noch der aufschluchzende Krampf. „O wie hat sich's gerächt! Alles zerstört. Ekel und Verachtung! — Dieser Schönheitskultus, in dem ich mich so erhaben fühlte — so hoch über den Handwerkerseelen und den Pflichtenmenschen — wie hat er sich an mir gerächt! Wie grinst er mich nun an. Ein Teufel. Ein Teufel. Ja, ja, als gäb's einen Teufel, der Aesthetik treibt — der uns Vorlesungen über das Schöne hält — über die Hoheit des Schöndenkens, über die Verklärung der Sinne, die Niedrigkeit des Tagewerks — über den süßen Imperativ der Freiheit: du darfst! — Da glaubt man dann gen Himmel zu fliegen, und ist eines Teufels Knecht. Das Gift! Das süße, langsame Gift! Das durchtränkt die Seele, das kriecht in jede Faser hinein, das saugt dem Willen das Mark aus. Hatt' ich hier nicht gekämpft wie ein Held? Hatt' ich nicht schon gedacht, ich bin

los von ihm? Wie trug mich die Sehnsucht, Ihrer wert zu werden — reinste, heiligste Sehnsucht — Ihre reine Luft — da unten im Abgrund, dacht' ich, liegt der schöne Teufel. Aber vierzehn Tage können nicht vierzehn Jahre töten. Eine böse Stunde — Ihr Nein — und da renn' ich hin. Und das eitle, trotzige, lebenshungrige Teufels-Ich — — — Ich verachte mich! Ich verachte mich!"

Er schlug sich gegen die Stirn, gegen die Brust. Plötzlich sprang er auf. „Aber ich will ein Ende machen! Es gibt ja eins, Gott sei Dank! Dann ist alles aus: Reue, Verzweiflung, Ekel und Verachtung!"

Mit ein paar raschen Bewegungen war er bei der Thür. Wanda war heftig erschrocken, aber nicht zu sehr; es war, als hätte sie's kommen sehn. Sie ereilte ihn noch zur rechten Zeit und zog ihn zurück. Mit einer Kraft, die er nicht erwartet hatte, faßte sie seinen linken Arm, drängte ihn gegen einen Stuhl an der Thür und drückte ihn hinein. Dann trat sie auf die Schwelle und streckte beide Arme aus. „Ich lasse Sie nicht fort," sagte sie.

„Doch, doch. Ich kann nicht mehr leben. Lassen Sie mich hinaus!"

„Sie müssen mich mit Gewalt von hier wegreißen. Das werden Sie nicht thun."

„Frau Wanda! Frau Wanda! Wozu soll ich leben. Ich hab' Sie und mich verloren. Was hier noch sitzt, das soll sich aus dem Staube machen. Dann ist alles gut!"

„Dann ist alles gut!“ wiederholte sie schaudernd. „Das heißt doch wirklich gottlos reden. Zu was waren Sie denn auf der Welt? Haben Sie denn da nun nichts mehr zu thun? Haben Sie Ihr Leben nun abgelebt? Sind Sie Gott nichts mehr schuldig?“

„Ich hab' zahlen wollen; alles; redlich. Sie haben mich verlassen — und er — und nun kann ich nichts mehr. Wer sich so verachtet wie ich, der muß aus der Welt!“

Sie schüttelte den Kopf, auf ihn niederblickend. „Der muß nun erst hinein in die Welt, und schaffen, bis er sich wieder achten kann. Denken Sie, ich hätt' mich nicht auch verachtet, als ich bei Heiligenblut auf dem Schulerbühel stand? Aber wie ich da oben anfing, mich vor Gott zu schämen, da fing ich wieder zu leben an. Im Grebbiner See dürfen Sie nicht sterben; auch nicht so, wie der auf der Alm. Wenn Sie jetzt gesündigt haben, müssen Sie da verzweifeln? Zu Gott kommen müssen Sie! Ueber jeden muß sein Heiligenblut kommen. Dies ist jetzt Ihr Heiligenblut!“

„Ich hab' Ihren Glauben nicht.“

„Was thut das? — Nennen Sie's nach Ihrem Sinn. Sagen Sie Weltgeist oder Weltordnung oder wie es Ihrem Menschenstolz am liebsten ist. Gott läßt sich ja nennen, wie die Menschen wollen. Wenn ihn einer ‚Kraft und Stoff‘ nennt, ich denk' mir, da lächelt er, und findet auch darin noch ein Stück von sich. — — Lieber Freund! Lieber Freund!“

Der unterdrückte Schmerz erschütterte sie jetzt,

daß sie weinen mußte. Die Stimme starb ihr in Thränen hin.

„Frau Wanda!" — Vor Ueberraschung stammelte er. — „Sie sagen ‚lieber Freund'. Verachten Sie mich denn nicht, wie ich mich verachte?"

„Sie sagen ja, daß Sie es thun. Ich seh' ja, daß Sie's thun. Was kann ich denn, als Mitleid haben? — — Ja, ja, Sie haben viel zu sühnen. Sie haben unsre Wege getrennt ... Unsre Menschenwege. Als Kinder Gottes bleiben wir ja aber doch in einer Hand. Unverlierbar. Untrennbar ..."

Das Elend ihres Herzens ward wieder zu groß. „Gehn Sie!" stieß sie nur noch heraus. „Es ist besser, wenn wir uns nicht mehr sehn. — Erst aber geloben Sie mir, daß Sie sich nicht töten!"

Werner stand auf. Es nebelte ihm zwar vor den Augen; er taumelte etwas; er hielt sich aber aufrecht. „Ja, ja," sagte er. „Was Sie wollen. Sie haben recht; darum will ich, was Sie wollen. Ich gelob' es Ihnen."

Sie blickte ihn unsicher an. „Und Sie halten es ganz gewiß?"

Ein Lächeln irrte über Werners Gesicht. „Sie meinen, weil ich nicht Ihren Glauben habe, halt' ich vielleicht nicht mein Wort? — Sehn Sie die Inschrift dort an der Wand; von den vielen hat sie mir damals am besten gefallen. ‚Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, und so weiter, sind sie ihnen selbst ein Gesetz.' — Ich will weiterleben. Das ist abgemacht. Schwer oder nicht ... Dies war also

unser Abschied. Ich kann nicht mehr reden. Morgen, übermorgen schreib' ich Ihnen vom Meer, fünf Worte für alle Welt; die werden Ihnen sagen, was noch zu sagen ist. Segne Sie Gott — der Sie mir — —“

Er bewegte nur noch den Arm, zu einer Art von Gruß. Gleich darauf war er fort; die Thür fiel hinter ihm zu.

VI.

Wanda saß auf dem Sofa, da, wo Werners Kopf gelegen hatte; der Tag sank seinem Ende entgegen, ohne daß sie's merkte. Sie verbarg sich nichts, wozu sich belügen: es nagte ein so tiefer Gram in ihr, wie sie vielleicht noch keinen gefühlt. Selbst das Scheiden von ihrer sterbenden Freundin Josephine war ihr nicht so bitter, wie Werners schmachbefleckter Verlust. Da war's doch noch ein einfacher, scharfer Schmerz, ein gottgewolltes Entsagen; — vielleicht ähnlich, wie wenn irgend ein Geist, ein Engel sich vom andern trennt, weil ihn Gottes Wille in einen andern Kreis des Weltalls, zu anderm Wirken beruft. Denn so mannigfach abgeteilt und geordnet stellte sich Wanda in Jenseitsträumen die Schaffenskreise der höheren Geister vor ... Aber ach, wie anders hier bei Werner Ringhof, dem „Weltkind", dem tiefversündigten, von dem sie vielleicht in der andern Welt ein Abgrund trennte; überbrückbar? überfliegbar? Sie wußte es nicht.

„Weißt du's?" fragte sie vor sich hin, in die Luft hinaus, an Josephine denkend. Das überfüllte Herz, heut so viel gemartert, schlug wieder einen andern Schlag: Sehnsucht nach der Verlorenen ergriff sie,

Sehnsucht, ihr näher zu sein, wenigstens ihrem Grab gegenüberzusitzen, von allen Lebenden getrennt sich ihr nah zu fühlen, in ihrer Seelennot an sie hin zu sprechen. Was sitz' ich hier? dachte sie. Komm' ich hier zur Ruh'? — Sie stand auf, mit einem jähen Entschluß; wie in einen Traum gehüllt ging sie durch die Zimmer hin. Sie nahm Hut und Schirm, ein leichtes Tuch legte sie sich über den Arm; so trat sie auf den Hof hinaus. Niemand vom Haus begegnete ihr. Zwischen reifem Korn und Stoppelfeldern eilte sie auf dem Landweg fort, bis sie die große Fahrstraße zur Stadt erreichte. Die Luft that ihr wohl; die rasche Bewegung auch. Die schrecklichsten Gedanken schienen von ihr zu weichen, wie Gespenster, die der Tag verscheucht; — es ward ihr nur wunderlich: der Tag schwand dahin. Vom bewölkten Himmel sank die Dämmerung herab. War es denn so spät? dachte sie. So komm' ich ja erst zum Friedhof, wenn es dunkel ist. So war ja auch schon in Grebbin Abendessenszeit! Amanda wird sich wundern über ihre Pflegemutter. Wer sorgt nun für mein liebes Kind?

Sie stand still; sie sah nach ihrem unsichtbaren Haus zurück. Darauf schüttelte sie den Kopf. Umkehren? Sie konnte nicht. Schon so weit, und nun wieder heim; nach diesem Heim, vor dem ihr graute … Morgen sah sie die Kleine wieder. Und wenn auch erst bei Nacht nach Hause — der Mond wird wohl scheinen. Ihr bangte nicht; vor nichts, als vor ihren einsamen, nachtschwarzen Gedanken. Ruhelos und

rascher und rascher ging sie weiter, dem dämmernden Städtchen zu.

Als sie zum kleinen Stadtpark kam, trat sie in dessen Baumschatten ein: für den Friedhof war es doch zu spät. Was lag auch daran; auf der letzten Bank sitzend, nur durch ein Geländer vom Friedhof getrennt, sah sie die Grabsteine im dunklen Grün, auch Josephinens Marmorkreuz, das in allernächster Nähe weißlich schimmerte. Um sie war alles menschenleer; der Kleinstädter geht früh nach Haus. Es stimmte zu ihren Gefühlen, daß es dunkelte; vor der Nacht um die Gräber her graute ihr nicht. Seit sie so in Gottes Gewißheit lebte, hatte sie alle Furcht verloren, auch die Kinderfurcht vor den Toten. Sie horchte, wie es stiller, immer stiller wurde; auch das gab ihr ein wenig Frieden in die Brust. Die kleine Stadt war bald so lautlos wie der Friedhof drüben. Nur ein paar Fledermäuse huschten zuweilen durch die windstille Luft. Der Mond blieb hinter Wolken versteckt; die große Leuchte ließ sich aber doch verspüren, ein bleicher Dämmerschein durchgeistete die braungraue Nacht. Zuweilen zersetzte sich hier oder dort das Gewölk, und zwei, drei winzige, trübe Sterne blickten vom farblosen Himmel herab.

„Josephine! Ach, meine Josephine!" hauchte Wanda in die Luft. Ihre Sehnsucht wuchs; — o, an Josephinens Herzen sich auszuweinen, vor ihrer reinen Seele zu beichten, an ihrer Stärke sich aufzurichten. Wie sie es nach der Heiligenbluter Zeit gethan, als sie noch wund und gramschwer und ungeübt

war, ein Neuling im Reiche Gottes, nach Bekräftigung und Stärkung hungernd. Da hatte sie an dieser gottesklaren Seele auch ein lebendiges Gewissen gehabt! — Bin ich denn mitschuldig an seiner Schuld? dachte sie, als frage sie an Josephinens Brust. Gott und ich, sagte er, haben ihn verlassen. Hätt' ich gestern sein Flehen erhören sollen? — Nein, das sagst du nicht. Das kannst du nicht sagen. O Gott! Wie meine Schwester — nie! — Hätt' ich ihm sagen sollen: ja, ich will meine Ehe vor den Richter schleppen, will die ‚böswillige Verlasserin' spielen, damit der uns trennt, will meine Söhne dem Vater lassen, denn anders trennt uns der Richter nicht ... Hättst du das gethan? Du hast auch geliebt. Hättst du das gethan? ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' war dein liebstes Jesuswort. Und hättst du gar eigne Kinder gehabt, du sie dann verlassen? auch um den geliebtesten Mann? Nein, deine Augen hätten mir wie Blitze ins Herz gezuckt: nie, nie, nie!

Ach, durchfuhr sie's dann aber wieder, hätte Gott uns geholfen! Hätt' er's doch gethan! Da es eine Seele war, die sich retten wollte — die so an mir hing, sich durch mich zu retten — o hätt' er's anders gefügt — hättst du's anders gefügt, o Gott; hättst du für uns ein Wunder gethan! — — Vergib. Ach nein, nein. Da ich's auch nur denke, fühl' ich ja, daß das eine gottlose Thorheit ist. Wie solltest du Wunder thun? Das hieße ja, etwas, das nach dem Weltlauf geschieht, den du bestimmt hast, das wollest du anders machen — also besser machen. Nein,

nein, alles ist, wie es ist; es ist ja in dir! Wir müssen still halten, an deine Allweisheit glauben; weiter bleibt uns nichts. Wir leben ja alle nach deinem Willen — der Gläubige und der Zweifler, der Fromme und der Gottlose — wir leben in dir, ob wir wollen oder nicht...

Sie sah nun wieder Werner vor sich, den Ungläubigen; sie dachte an den Brief; — jammervolle Thränen stürzten ihr im nächsten Augenblick über das Gesicht. Sie fühlte, wie tief er ihre Seele, ihren Stolz gekränkt; und daß sie ihn doch nicht hassen konnte; daß sie mit ihm litt. All seine Schmach und all sein Elend waren wie auch ihr geschehn... So hatte sie niemand lieb gehabt, wie ihn. Ihr Geist, ihre Seele, alle edleren Sinne hatten sich an ihm gefreut. Sie fühlte sich erhöht durch ihn. War denn nicht ein „neues Leben" auch in sie gekommen? — Und nun alles aus! Sie wieder allein! Nach Grebbin zurück — wie in ein Totenhaus. Zu der wandelnden Leiche, neben der sie lebte. Wie viele Jahre noch! Erst einunddreißig alt. — Glückliche Josephine. Glücklich all ihr Toten!

Sie hüllte sich in ihr Tuch, da sie fror; die Nacht hatte sich gekühlt; eine feuchte Kälte kroch an ihr hinauf. Das dünne Tuch nützte nichts. Es war, als wenn etwas Eisiges auch von innen käme; auf der erschaudernden Haut schienen sie sich zu treffen, der innere und der äußere Frost. Ein Schauer nach dem andern rieselte von Zeit zu Zeit über sie hin. Sie fühlte zuweilen voraus, wie sie kamen; fast freute sie

sich dann. Diese Schauer hatte sie schon als Kind geliebt; hatte sich mit einer süßen Wollust ihnen hingegeben, bis sie drüber einschlief. O, wenn sie jetzt auch dabei hinüberdämmern könnte; aber gleich in den tiefen Schlaf. Daß sie sich hinwegfröre aus dieser Prüfungs- und Leidensschule in die Ewigkeit!

„Ich geh' erst am Morgen heim," sagte sie vor sich hin. „Es wird ja so früh Tag. Süße Josephine, ich bleib' noch bei dir!" — Ihre Thränen waren still geworden; nach wie langer Zeit? Sie wußte es nicht. Sie fühlte keine Zeit. Eine Art von dumpfem Frieden war nach und nach über sie gekommen. Auch die Welt blieb still. Es bellte wohl einmal ein Hund, aber in der Ferne. Ein verfrühter Hahnenschrei rief den Morgen an. In Wanda erwachte ein leises Hungergefühl; es that ihr aber eher wohl als weh; wie man sich ja zuweilen einen Schmerz erzeugt, um einen stärkeren nicht so stark zu fühlen.

„Ich geh' erst am Morgen heim," sagte sie noch einmal leise, mit müden Lippen.

Als aber die Dämmerung begann, umschmeichelte sie der erste Schlaf.

VII.

Im Bartelsfelder Garten war am nächsten Nachmittag ein heiteres Leben. Der Himmel leuchtete wieder sonnig klar; die Kinder spielten auf den großen Wegen, zuweilen auch über den Rasen hinüber, und auf dem Tennisplatz kämpfte Hugo Hoffmann gegen die Verbündeten Betty und Hedwig. Es war allerdings ein ungleicher Kampf: Hugo hatte erst im Frühling von den jungen Damen das Rakett handhaben gelernt, und obgleich er rasch und gut gelernt hatte, schlugen sie doch noch besser. Nach einigen großartigen, verzweifelten Ausbrüchen seiner Geschicklichkeit, für die er sogar beklatscht wurde, endete es für die Damen mit einem „Sieg auf der ganzen Linie", wie die drollig altkluge Hedwig sagte. Die Siegerinnen stießen ein kurzes Freudengeschrei aus. Die Kinder rannten herbei, um mitzuschreien; darauf liefen sie wieder weg.

„Das ist 'ne schöne Geschichte!" seufzte Hugo, scheinbar tiefgebeugt. „Diesmal hatt' ich große Hoffnungen auf mich gesetzt; hätt' beinah auf mich gewettet. — Nun muß ich aber endlich fort!"

Betty lächelte. „Seit einer Stunde ‚müssen Sie fort'!"

„Ich muß auch. — Mitten in der Ernte! — Gradezu strafbar, daß ich hier Tennis spiele."

Betty legte den Kopf auf seinem schönen Stengel, dem schlanken Hals, zurück und fragte mutwillig kokett: „Warum sind Sie denn noch nicht fort?"

Je, das möchtst du wohl wissen! dachte Hugo und sah das große Fräulein an. Er versuchte, ihr durch einen längeren Blick mit der nötigen Vorsicht zu sagen: Warum? Weil ich als verliebter Mann nicht wegfinde; und weil ich für mein Leben gern ein paar Worte mit dir allein sprechen möchte; die kleine schlaue Hedwig geht ja aber nicht weg! — Fräulein Betty schien indessen diese Rede nicht verstanden zu haben; sie schaute danach an ihm vorbei, als wär' nichts geschehn. Es ist doch des Teufels! dachte Hugo. Steig' ich nun wirklich wieder zu Pferd, oder wart' ich noch?

Sie verließen den Tennisplatz; die kleine Hedwig immer an seiner rechten Seite. „Wir haben uns eigentlich gewundert, Betty und ich," fing die Schelmin an, „als Sie heut nachmittag anrückten. Wir dachten, Sie würden in Kolberg oder Swinemünde oder Heringsdorf sein."

„Ich? jetzt in der Ernte? — Warum denn?"

„Ach, wir dachten nur. Weil Herr Ringhof und seine Schwester hingefahren sind."

„Da sind Sie wohl falsch berichtet, Fräulein. Seine Schwester wollte hin; ist aber gestern von Stettin zurückgekommen, wie mir mein Wirtschafter gesagt hat."

Hedwig richtete ihre kurze, aber niedliche Gestalt auf, so hoch sie konnte: „Wissen Sie, Herr Hoffmann, wie fleißig oder wie faul Ihre Tagelöhner sind, danach fragen Sie nur immer Ihren Wirtschafter. Aber bei Sachen von allgemeinem Interesse, da sollten Sie lieber junge Mädchen fragen. Das ist nur so ein kleiner Rat von mir!"

„Was wollen Sie damit sagen, Sie kluges Fräulein?"

„Daß ich zufällig mit dabei war, als Fräulein Christine Ringhof gestern abend auf unserm Hof in den Wagen gestiegen und zum Bahnhof gefahren ist."

„Ah!" rief Hugo aus. „Davon wußt' ich nichts!"

Die Mädchen sahen einander an, nun ebenso überrascht wie er. „Davon wußt' er nichts!" sprach ihm Hedwig nach.

Betty sagte kein Wort; sie betrachtete aber Hugo mit einem heimlich forschenden Blick. Sein Gesicht war schon mit der Verwunderung fertig und schien schon wieder an andres zu denken, als an Christine Ringhofs Unternehmungen. Ein listiger Schelmenzug, den sie an ihm kannte, huschte über sein sonst so treuherziges Gesicht.

Plötzlich entschloß er sich, auch in Hedwigs Gegenwart, auf gut Glück, von seiner Sache zu sprechen. Ein Zitronenfalter, der eben über den Weg flatterte, brachte ihn auf seinen Gedanken. „Könnten Sie einen Kohlweißling gern haben?" fragte er, sich an Betty wendend.

„Warum grad einen Kohlweißling?“ antwortete Betty. „Bunte Schmetterlinge hab' ich lieber.“

„Zum Beispiel,“ rief Hedwig — richtig, da mischte die sich schon wieder hinein! — „zum Beispiel, kennen Sie den kleinen Weinschwärmer? oder den Oleanderschwärmer?“

„Nein,“ erwiderte Hugo etwas ungeduldig; „Oleander und Wein gibt's in Teschenberg nicht.“

„Oder kennen Sie das rote Ordensband? Die spanische Fahne? — Die spanische Fahne hat Farben, Donnerwetter!“

„Dann lassen wir die, Fräulein Hedwig; denn mit der hab' ich dann gewiß keine Aehnlichkeit.“

Die Mädchen lachten auf. „Ja, haben Sie denn mit dem Kohlweißling Aehnlichkeit?“ fragte Betty.

„O ja,“ erwiderte er, während er, von einem zweiten Gedanken ergriffen, an einen prächtig blühenden Rosenstock trat. „O ja; mehr als eine. Erstens bin ich leider auch nur ein unbedeutendes Menschenkind, ein ‚einfacher Mann vom Lande‘, wie es manchmal in Anekdoten heißt. Hab' weder das Martialische eines bartwichsigen, tanzbeinigen, verschuldeten Leutnants — der ist wohl ungefähr wie die spanische Fahne — noch das Erhabene eines großen Tiers im Staat — der ist wohl das rote Ordensband. Ich baue nur meinen Kohl —“

„Sie fressen ihn aber doch nicht, wie die Kohlweißlingsraupen!“ fiel ihm die Kleine ins Wort.

„Nein, darin steh' ich allerdings über diesem infamen Kerl!“

Hugo hatte sein Messer gezogen und eine der schönsten Rosen abgeschnitten; er überreichte sie jetzt der kleinen Hedwig, mit einer seiner etwas steifen, aber heiteren Verbeugungen. „Darf ich anbieten?" fragte er.

„O, ich danke sehr. — O, wie nett von Ihnen. — — Dürfen Sie auch in so 'nem fremden Garten Rosen wegnehmen?"

„Ich hab' 'nen schriftlichen Vertrag mit Frau Ebert: jede Woche darf ich hier zwei Rosen schneiden; dafür kriegt sie zwei Tassen Kaffee, so oft sie mich besucht."

„So, so!"

„Ja, ja!"

Dich bring' ich doch noch fort! dachte Hugo, während er eine zweite Rose abschnitt. Betty stand träumerisch neben ihm; es stieg ihr eine Ahnung auf, als sei bei seiner Schmetterlingsgeschichte eine stille Absicht. „Jetzt haben wir aber erst eine Aehnlichkeit und eine Unähnlichkeit," nahm sie nun das Wort. „Worin können Sie sich denn sonst noch mit dem Kohlweißling vergleichen?"

Hugo überreichte ihr seine zweite Rose; sie dankte. „Wir gehören beide zu den Schmetterlingen. Wir flattern beide herum."

„Das stimmt!" rief die kecke Hedwig.

Betty ward über diese Keckheit rot; Hugo lächelte aber, als stimme er einfach zu. „Aha!" sagte er dann, nach einem Blick den Weg hinunter, „da hinten stehn auch Nelken; offenbar wunderschöne. Meine Lieblingsblumen!"

Richtig: er kannte seine kleine Hedwig. Im Erwidern von Freundlichkeiten war sie gut erzogen. Sie sagte auf seine Worte nichts; aber nach einigen Augenblicken begann sie sich fortzubewegen, wie zufällig, nach den Nelken hin.

Hugo sah ihr lächelnd nach; darauf wandte er sich rasch zu Betty mit gedämpfter Stimme. „Ja, es stimmt leider. Ich bin ein Schmetterling. Ich war einer, will ich sagen. Sie denken wohl darum auch ziemlich schlecht von mir — liebes Fräulein Betty."

„Ich?" fragte sie und ward wieder rot.

„Ja, Sie. — Ich sprech' ja eigentlich nur zu Ihnen! — O wenn Sie mir ehrlich sagen wollten, ob Sie mich darum gering achten . . ."

Sie ist schauderhaft fix! dachte er gereizt, sich in seinem Satz unterbrechend: Hedwig kam schon zurück. Sie hatte eine rote Nelke gebrochen, eine feurige, und hielt sie ihm zwischen zwei Fingern hin, mit einem drolligen Knicks.

„Ich erlaube mir, Sie glücklich zu machen," sagte sie komisch feierlich. „Eine Ihrer Lieblingsblumen."

„Gott, wie liebenswürdig!" — Hugo nahm die Nelke, auch mit zwei Fingern, und verneigte sich. — „Nein, wie dank' ich Ihnen! — — Wenn Sie mich aber g a n z glücklich machen wollen, so müssen Sie mir auch noch eine w e i ß e bringen; denn das ist meine e i g e n t l i c h e Lieblingsblume."

Die Kleine sah ein wenig verblüfft zu ihm auf. „Das verlangen Sie?"

„Ich bitte darum."

„Eine weiße Nelke?"

„Die rote allein, das geht nicht."

„Nein," rief Hedwig aus, indem sie langsam wieder abmarschierte, „was manche Leute anspruchsvoll sind!"

„Ja, wir Gutsbesitzer! — — Ach, liebes, gutes Fräulein Betty — — Sie sehn mich nicht grade abschreckend, nicht verächtlich an. Das ist was ganz Niederträchtiges, wissen Sie, wenn man schon so lange ein Gut hat und keine Frau dazu! Da kommt man ins Suchen, ins Wählen hinein — wie wenn man auf dem Jahrmarkt wär' — und wird ein ganz unwürdiger Mensch! Und flattert wie so ein Kohlweißling von Blume zu Blume, statt die eine, wahre —"

Sie macht sich schon auf den Heimweg! dachte er erbittert. Mit dem Winkel des linken Auges hatte er gesehn, daß Hedwig eine weiße Nelke in der Hand hatte. Die Verzweiflung gab ihm einen raschen Entschluß: ohne Vorwort! Heraus damit! — Die großen blauen Augen voll Bitte und Innigkeit auf Bettys Gesicht heftend, stieß er nach einem Anlauf hervor: „Ich liebe Fräulein Ringhof nicht. Ich lieb' auch Frau Minna nicht. Ich lieb' Sie; nur Sie. — O wenn Sie mich auch lieb haben könnten und würden meine Frau!"

Betty, die sonst nicht schreckhaft war, fuhr vor Freude zusammen. In ihrer Verwirrung brachte sie nur heraus: „Herr Hoffmann! Sie sind nicht gescheit!"

„O Gott, wenn ich nur so gescheit geblieben wär'. Im Frühling, als ich Sie —"

Aufhören! dachte er verstört. Hedwig kam heran. Sie überreichte ihm die weiße Nelke, diesmal ohne Knicks.

„Sind Sie nun zufrieden, Herr Gutsbesitzer?"

Hugo verneigte sich tief. „Allerbesten, gerührten Dank für Ihre unverdiente Güte!"

Er wollte eben versuchen, verstohlen auf Bettys Gesicht zu lesen, ob dort eine gute Antwort stehe; da hörte er vom Hause her eine hohe Stimme rufen. Vor der Thür des Gartenzimmers standen Ebert und seine Frau; beide mit sehr ernsten Gesichtern, wie es schien. „Betty! Hedwig!" rief Frau Ebert. „Kommen Sie! Bitte, gleich!"

„Hoffmann, Sie auch!" rief Eberts Baß.

Hugo und die Mädchen eilten dem Hause zu. Die beiden kamen ihnen einige Schritte entgegen; Ebert suchte offenbar eine starke Erregung zu verbergen und männlich ruhig auszusehn wie sonst. „Wir wollen nämlich nach Grebbin fahren," sagte er, „meine Frau und ich. Meine Schwester Wanda liegt. Sie hat ja zuweilen etwas romantische Einfälle; der letzte ist ihr sehr schlecht bekommen. Gestern abend wollte sie wieder einmal zum Grab von Josephine Stark, aber leider viel zu spät. Ist im Stadtpark sitzen geblieben — hat sich wohl im Dunkeln nicht heim getraut — und ist am frühen Morgen tief eingeschlafen; der Morgen war aber ziemlich kalt. Als schon alles auf ist, kommt sie nach Haus. Furchtbarer Schüttelfrost; hohes Fieber, Irrereden —"

„Um Gottes willen!" rief Hugo. „Woher wissen Sie das?"

„Hab' eben ihren Arzt, den alten Doktor Steiner, auf meinem Landweg getroffen; er fuhr von Grebbin nach Haus, will abends noch wieder hin. Man hat ihn leider erst spät gerufen; Keßler kam erst vor Mittag von der Reise, Wanda hat von ihren Leuten nichts verlangt und sich still zu Bett gelegt. Schwere Lungenentzündung, sagt Steiner; eine so heftige hätt' er wohl noch nicht gesehn. Fast über die ganze Lunge verbreitet, sagt er. Hat nach seiner Meinung außerordentlich kräftig eingegriffen; — der Schneidigste ist er sonst eigentlich nicht. Na, Wandas Natur ist gut. Wollen hoffen, sie hilft sich selbst!"

Frau Ebert nickte und seufzte. Ein Dienstmädchen kam eben und brachte ihr Handschuhe und Hut.

„Ich hab' anspannen lassen," setzte Ebert hinzu. „Ihr Pferd kommt auch; ich dachte —"

„Aber natürlich!" sagte Hugo, so ergriffen, daß er seine Frage an Betty ganz vergessen hatte. „Ich reite hin! vorweg!"

Sie gingen durch das Haus zum Hof; Frau Ebert teilte geschwind noch einige Weisungen an die beiden Fräulein aus. Ein schauriges Gefühl ging durch Hugos Brust: Heiterkeit und Ungewitter, Rosenrot und Schwarz oft so Schlag auf Schlag! Eben noch die Nelken, Schelmerei und junge Liebe ...

Erst als er vor der kleinen Terrasse am Eingang drüben — der Grebbiner Terrasse ähnlich — auf seinem Pferde saß, gewann er wieder Mut, Betty anzuschauen, die allein auf der Terrasse stand. Hinter ihm stiegen Ebert und seine Frau in den Wagen ein;

die kleine Hedwig sprach mit ihnen. Hugos Augen fragten stumm.

Betty, die Thränen des Mitgefühls, der Sorge in den Augen hatte, flüsterte ihm nach kurzem Schweigen zu, da er ihr zum Abschied die Hand hinaufreichte: „Meinen Sie es ganz, ganz ernst?"

„O!" sagte er nur, mit einem beteuernden Blick. — „Aber Sie?"

Sie drückte ihm die Hand. So hatte sie sie noch nie gedrückt. Ihre nassen Augen sahen ihn dann ernst und innig an. „Wenn Sie wiederkommen," murmelte sie leise.

VIII.

Es war der vierte Tag von Wandas Krankheit. Die Dämmerung begann. Wanda lag allein: Minna war eben hinausgegangen, um Doktor Steiner, den Arzt, ins Vorzimmer zu begleiten, da er wieder heimfuhr. In dem großen, luftigen, lichten Gemach war die tiefste Stille; nur der trockene Husten der Kranken unterbrach sie von Zeit zu Zeit. Gab er Ruhe, so glaubte Wandas überempfindliches Ohr den eigenen Herzschlag zu hören; wie das Ticken einer Uhr, die allmählich abläuft. Wenn man sie nicht wieder aufzieht! dachte sie in ihrem wüsten, träumenden, zuweilen phantasierenden Hirn. Sie hatte das Gefühl, es ziehe sie niemand auf; es sei niemand da, um sie aufzuziehn. Sie laufe nun so ab, diese Lebensuhr... Der Gedanke that ihr nicht weh. Ihr war, als liege sie nicht im Bett, sondern im Kahn, auf dem Rücken, und schwimme langsam, aber unaufhaltsam auf dem schmalen Strom zum unendlichen Meer hinab. Eine gute Fahrt. Nur noch ein Gedanke ... Es soll noch einer ans Ufer kommen; dann wird angehalten. Und es wird noch einmal mit der Hand gewinkt: Ade, Ade ...

Sie wartete. Sie bewegte den müden Kopf. Sie horchte.

Minna trat wieder ein; auf den Zehen, wie sie jetzt immer that. Sie lächelte, als Wanda hinblickte; das hatte sie sich angewöhnt, um nur ja nicht einmal den Jammer zu zeigen, wenn sie das Gesicht der Schwester so abgemagert, vom Fieber verheert, unbegreiflich schnell verfallen sah. „Er läßt dich noch grüßen," sagte sie mit ihrer gedämpft weichen Stimme, um etwas zu sagen.

„Was hat er dir im Fortgehn noch zugeraunt, der Doktor?" fragte Wanda. Ihre Stimme war schwach und fast ohne Klang.

„Sie soll sich nur ruhig halten! hat er mir gesagt. Sie soll so wenig wie möglich sprechen. Und soll sich nicht aufregen. Aufregung ist Gift!"

Wanda zog die Brauen zusammen; dann lächelte sie ein wenig, ganz matt. — „Georg ist mit den drei Kindern fort?"

„Ja. Er führt sie eine Stunde am See spazieren. — Otto ist nach Hause."

Es ward wieder still. Minna setzte sich leise in ihren Lehnstuhl, nicht weit vom Bett. Wanda schloß die Augen. Es schien aber, daß ihr Geist nicht einschlief, daß vielmehr irgend ein Gedanke ihm zu schaffen machte. In ihren Zügen entstand zuweilen unruhige Bewegung; ein Zucken, dann eine Spannung, dann ein von innen heraufwühlender Schmerz, wie es schien. Endlich verfinsterte sich das Gesicht, die Brauen zogen sich eng zusammen; aber wie wenn

darin ein Wille spräche, ein sich durch die Leibesschwäche durcharbeitender, mächtiger Entschluß. Es folgte danach auf dem fieberheißen Antlitz eine zunehmende, sanfte, beinahe heitere Stille. Die Augen thaten sich wieder auf. Sie hatten einen freieren Blick. Sie sahen ins Zimmer hinein, und dann auf die Decke.

„Ja, nun sollten sie kommen,“ murmelte sie vor sich hin.

Minna erwiderte nichts. Ist das wieder Phantasieren? dachte sie.

Wanda bewegte den Kopf und eine ihrer Hände. „Minna! Hörst du nichts? Ich glaub', ich hör' einen Wagen rollen.“

„Wirst wohl irren, mein Herz. Ich hab' doch auch ein sehr gutes Ohr, aber ich hör' nichts.“

„Warum kommen sie denn noch nicht?“

„Wer? Christine und — er?“

„Ja. — Ach, wie seid ihr nur. Warum habt ihr ihnen nicht früher Nachricht gegeben; dann wären sie schon da. — Und so vergeht die Zeit! die Zeit!“

Es lag ein Ton in den letzten Worten, und es folgte ein Blick der übergroßen Augen, als fühle sie, woll' es nur nicht sagen: und bald ist sie vergangen, die Zeit!

„Liebste Wanda, wir sind ja schuldlos,“ entgegnete Minna, die zu ihr ans Bett trat. „Vorgestern abend hat — er erst geschrieben; und früher wußten wir ja nicht, wohin sie gegangen sind. Der Brief ist erst gestern nachmittag bis zum Bahnhof gekommen, aber

nicht mehr zu uns. Als er heut morgen hier war, hat Otto sogleich an — die beiden telegraphiert; hat's ihnen sehr ernst gemacht; — ernster, Gott sei Dank, als es ist. Nun werden sie kommen! gewiß. — Liebe, gute Wanda, ich hab' dir das alles schon einmal erzählt."

„Dann hab' ich's vergessen," murmelte Wanda.

„Ach, das ist ja ganz natürlich. Wenn man so wenig aus dem Fieber herauskommt ..."

Minna sprach nicht weiter; es ward ihr zu weh ums Herz. Ihre Stimme geriet so leicht in ein „dummes", verräterisches Weinen.

„Glaubst du, daß sie kommen?" fragte Wanda, die wieder horchte.

„Aber ja! Gewiß!"

„Minna!"

„Meine süße Wanda?"

„Wird es dir nicht schwer werden, ihn — ihn hier wiederzusehn?"

Minna hob den Kopf und die Arme. „Ach, das ist ja alles so gleichgültig! jetzt, wo du da liegst. — Ich hab' ja keinen andern Gedanken mehr. — Stirb du mir nur nicht! Stirb du mir nur nicht!"

Sie war hart an das Bett getreten. Jetzt erschrak sie aber über diesen Ungestüm und über ihre Worte. „Ach, das heißt — — was red' ich. In meiner Aufregung sag' ich immer dummes Zeug. Du wirst ganz gewiß nicht sterben ..."

„Nein, nein," sagte Wanda tonlos.

„Geh nur nicht mit mir ins Gericht, wegen

meiner Dummheiten. In vierzehn Tagen bist du wieder gesund!"

„Ja, ja," sagte Wanda, ebenso wie vorhin.

„Ach, wir reden aber viel zu viel! Ich auch. — Und du regst dich auf, mein Herz: ob und wann die beiden kommen —"

„O nein!" — Wanda bewegte wieder eine ihrer bleichen Hände. „O im Gegenteil!"

„Wieso im Gegenteil?"

Wanda antwortete nicht. Sie that wieder, was sie vorhin gethan hatte: sie beschwor das Fieber, als wär' es ein lebendiger Mensch mit Sinn und Verstand, jetzt von ihr zu lassen. Denn wenn er kommt, will sie klar sein, ihrer Sinne mächtig ...

Die Thür, durch die der Doktor fortgegangen war, öffnete sich leise. Eines der Dienstmädchen zeigte den Kopf und flüsterte zu Minna hin. Wanda verstand die Worte nicht, sie hörte aber sprechen. Sie wandte sich herum. „Minna! Sind sie da?"

Minna nickte. — „Du willst sie jetzt sehn?"

„Ah! Ich hatt' also doch recht gehört! als der Wagen rollte! — Ja, mein gutes Herz. Sogleich!"

Sie nahm wieder die tief ernste, fast finstere wollende Miene an. Ihre Lippen bewegten sich, als spräche sie mit sich — oder mit Gott. Ein rötliches Glühen erschien einen Augenblick auf ihren Wangen. Das Dienstmädchen war auf Minnas Wink verschwunden, die beiden traten ein.

Christine ging zögernd ins Zimmer vor; Werner blieb noch bei der Thür. Es lag bis zur Beklem-

mung schwer auf ihm, dieses Wiedersehn mit den beiden Frauen. Er hatte ein Gefühl, wie vor das peinliche Gericht zu treten. Dazu dieses bleiche, fremde Gesicht auf den weißen Kissen ...

Minna grüßte stumm. „Wie gut, daß Sie kommen," sagte sie dann mit ihrer eingelullten Stimme; „Wanda freut sich sehr. — Als Vertreterin des Arztes muß ich aber gleich bemerken: nur weil sie ganz ausdrücklich verlangt hat, Sie beide zu sehn, wenn Sie heute kämen, hat er eingewilligt. Seine Bedingung ist, daß Wanda wenig, fast gar nicht spricht — und daß Sie bald wieder gehn."

Christine nickte und trat ans Bett. Sie lächelte, so gut sie konnte; wie das in Fällen dieser Art so viele thun.

„Ja, ja," sagte Wanda nach einem kurzen, trockenen Husten, sie mit den Augen grüßend. „Wundern Sie sich nur. Vor fünf Tagen noch ein Mensch und jetzt nur ein Schatten! — Aber gut, daß Sie heut gekommen sind; morgen wär's vielleicht zu spät. Mir thut nur leid, daß Sie meinetwegen das schöne Meer —"

„O Frau Wanda!" rief Christine aus; es übermannte sie. Sie stürzte sich auf Wandas Hand, die sie zu küssen begann.

„Bitte, regen Sie sie nicht auf," flüsterte Minna hinter ihr.

Wanda versuchte zu lächeln. „Meine Schwester sorgt um mich, wie eine Mutter. Allerdings, der alte Doktor Steiner hat es ihr eingeschärft, und so hat sie ja eigentlich recht. — Liebes Fräulein Chri-

stine! Wollen Sie mir für ein paar Minuten Ihren Bruder lassen? Ich hab' ihm noch was anzuvertrauen — zu beichten — oder wie man sagt. — Dann sehn wir uns noch."

Christine, mit naßgewordenen Augen, nickte. Minna schlang einen Arm um sie und führte sie zart hinweg. „Lassen Sie sie, bitte, nicht lange sprechen," sagte sie leise zu Werner, während sie an ihm vorüberging.

Es war ihm wie ein Traum, diese Stimme in diesem Augenblick zu hören und an diesem Ort. Er vergaß, etwas zu erwidern, auch nur eine Gebärde; langsam schwankte er dem Schmerzenslager zu, auf dem er wieder husten hörte. Ein Gemisch von schwachen Krankenstubengerüchen, von seiner Feinsinnigkeit noch empfunden — Senfteige, Heilgifte, kalte und warme Umschläge, Cognac und Thee — stand wie ein Gewölk vor ihm. Er taumelte hindurch und starrte auf sein geliebtes Schicksal, das so todkrank dalag.

„Sind Sie wirklich da?" sagte Wanda, da sie nun allein waren. „Ich hab's fest gehofft! — Ich hab' auch — — oder ich bild' mir's ein — — um für diese Stunde noch einen klaren, freien Kopf zu haben, hab' ich gegen meinen Feind, das Fieber, all meine Willenskraft eingesetzt, bis es nachgegeben und mich verlassen hat. — Lächeln Sie darüber? — Ach nein, er lächelt nun gar nicht mehr. — Wir Frauen können wohl nicht ohne allerlei Glauben leben . . ."

Er sah sie nur an, er konnte noch nicht sprechen. Auch Wanda heftete jetzt die Augen fest auf ihn; von nun an ließen sie ihn nicht mehr los.

„Ja, ja, dieses Wiedersehn!“ murmelte sie. „Hätten Sie das noch gedacht? — Das ist was Schönes beim Sterben: man darf sich wiedersehn, denn man will ja nur noch Abschied nehmen. Dies ist unser Abschied — auf lange Zeit — auf —“

„Gott im Himmel, nein!“ fiel er ihr nun ins Wort. „Wie können Sie vom Sterben sprechen. Sie, die so gesund war ... Das ist ein Fieberwahn; Sie sind noch im Fieber. Sagen Sie das nicht mehr; es rinnt mir durch Mark und Bein. Sterben ... Sterben ... Sie sind ja mein Leben!“

„Glauben Sie nur, es muß doch sein. Ich komm' nicht mehr auf. O ja, ich war immer recht brav gesund; aber Heiligenblut — da hat mein Herz einen Stoß gekriegt; ich meine den Muskel da in der Brust. Seitdem ist er nicht, wie er soll; für Friedenszeiten gut genug — aber die großen Erregungen mag er nicht — und so einen Sturm wie diese Krankheit hält er nicht lange aus! — Das sagt sich wohl auch der Doktor; der kennt mich. Er will nicht heraus mit der Sprache, er lügt; aber ich merk' ihm doch was an. Und zweimal — hier“ — sie legte sich eine Hand auf die Brust — „hatt' ich schon so ein Gefühl ... Ich beklag's ja nicht! Mein Erdenleben war nicht so schön. Nur das Abschiednehmen ... Hab' vorhin auch von meinen Kindern Abschied genommen; — ihr Vater hatte sie herberufen. Das heißt, sie waren ganz getrost: sie glauben, ich werd' wieder gesund. Nur Amanda weinte, fast als wüßt' sie was. Amanda, mein jüngstes Kind; — ach, was wird nun aus

ihr? — — Die Knaben waren ganz getrost. Für mich aber war's ein Schmerz, ein Schmerz ... Ich fass' es nicht, wie Menschen so was ertragen können, ohne ihren Gott zu fühlen, der sie auf seinen Armen durch die Wellen trägt ..."

Wanda hatte zu lange gesprochen; ein heftiger Hustenanfall schüttelte sie, und tief erschöpft sank sie dann zurück. Ihre Augen wichen aber nicht von ihm. Es war, wie wenn sie fürchtete, in dieser Ermattung könnt' es mit ihr enden, und wie wenn sie ihn bis zur letzten Sekunde sehen wollte. Werner litt, als hing' er am Kreuz.

„Sie dürfen nicht mehr sprechen," kam ihm wie ein Seufzer über die Lippen.

„Ach, was liegt daran. — Was ich sagen will, das sag' ich noch. So lang', wie ich kann."

„Und wenn Sie sterben," brach es nun aus ihm hervor, „wer hat Sie dann getötet? Der elendeste Sünder, ich. Ja, ja! Der Gram um meine Schuld. Ich bin dann Ihr Mörder!"

„O Gott, nein, nein, nein!" sagte sie rasch. „Wie können Sie das denken. Mit diesem Glauben, großer Gott, dürfen Sie nicht fortgehn. Sie waren das letzte Glück meines Lebens —"

„Und dann Ihre größte Kränkung! — Das verwind' ich nicht. Das überwind' ich nicht. Das jagt mich in den Tod!"

Wanda hob einen ihrer Zeigefinger. „Kommen Sie doch wieder mit Ihrem Tod? — Und Sie sagten neulich so stolz: ‚Die Heiden sind ihnen selbst ein Ge-

setz!' — Sie müssen es überwinden. Muß ich's denn nicht auch? Hab' ich Sie nicht herrufen lassen — und was hatten Sie mir angethan? — — Nein, wir wollen jetzt nur noch von Ihrem Leben sprechen. Sie sollen mir sagen, eh' Sie gehn — — nicht wahr, es ist eine letzte Bitte, die erfüllt man doch —"

„Verlangen Sie, was Sie wollen! Alles! Alles!"

„Sie sollen mir nur sagen, wie Sie nun leben wollen. Das wüßt' ich noch gern, eh' ich — — Es ist offenbar Stolz dabei. Sie sagen, Sie verdankten mir ein neues Leben. Was für ein Leben wird das nun sein? Könnt' ich das noch wissen —"

„Ich schwöre Ihnen," unterbrach er sie, seine schmerzenvollen Augen ganz in die ihren versenkend, „daß ich Ihnen keine Schande machen werde. Was ich auch thue, immer werd' ich denken: wär' es Frau Wanda recht? Sie werden mit mir leben, weil Sie in mir leben. Und mein Dasein wird nicht thatenlos, wird nicht unnütz sein; das gelob' ich Ihnen!"

Wanda nickte ihm langsam zu. Eine wunderbare Veränderung ging allmählich über ihre Züge: eine so süße Freude verbreitete sich, ein solches Strahlen des Glücks, daß sie wie zu ihrer alten Erscheinung verklärt wurde; es blieb nichts Fremdes mehr in dem verjüngten Gesicht. „Ach, so ist's gut," sagte sie dann, und wiederholte es: „Ach, so ist's gut. Ach, ich danke Ihnen. Das wird ein himmlischer Trost sein für die letzte Stunde! — — Aber da ich von dieser Stunde spreche: gehn Sie nun fort von hier, von Grebbin, wenn wir uns getrennt haben; sehn Sie nicht zu,

wenn ich sterbe; thun Sie mir die Liebe. Sterben ist nicht schön. Da liegt der Leib so erbärmlich da, hat kaum mehr eine Seele, quält sich noch und röchelt. Ich möcht' Ihnen gern unverleidet bleiben; so, wie ich Ihnen in diesen Wochen lieb war. Ja, so eitel bin ich. Sie haben mich wohl viel edler gedacht?"

Werner sagte nichts. Er war unbewußt neben ihr auf die Kniee gesunken, hatte seine Stirn auf ihre Bettkante gedrückt. Ihm war, als sähe er sie im letzten Kampf vergehn, und wie Todesschweiß trat's ihm selber auf die Stirn.

In einem Mitleid voll Liebe blickte sie auf ihn hin; endlich legte sie ihm die rechte Hand auf das seidige braune Haar. „Werner!" sagte sie so leise, daß er's gar nicht hörte. „Werner!" wiederholte sie dann ein wenig lauter.

Nun hob er den Kopf und starrte sie an, als hätte er falsch gehört.

„Ja," sagte sie mit einem Lächeln, das er noch nie an ihr gesehen hatte; es war kindlich, mädchenhaft: „ich will Sie einmal Werner nennen. — Ich will Ihnen danken, daß Sie mir so gut sind, und daß ich in Ihnen fortleben soll; — und ich will Ihnen zeigen, daß ich Ihnen ganz verziehen habe. — Lieber, guter Werner!"

Sie zog mit den schwachen Händen seinen Kopf heran; richtete sich ein wenig auf, und küßte ihn auf die Stirn.

„Wanda!" sagte er vor Ueberraschung; ein grenzenloses Erstaunen überrieselte ihn. Es durchfloß ihn

dann eine nie erlebte Empfindung; eine so sonnige, selige, daß alle Küsse, die er je genommen und empfangen, ihm leblos, seelenlos wurden gegen dies Gefühl. „Wanda!" seufzte er vor Wunder und Glück.

Doch es sollte ihm noch etwas Unerwartetes geschehen. Ihre Lippen zögerten eine Weile, dann suchten sie die seinen und drückten sie weich in einem Abschiedskuß. „Für die Ewigkeit!" flüsterte sie, während ihr Mund noch über seinem schwebte.

Die Hände ließen seinen Kopf dann los, sanken aufs Bett; sie sah ihm noch wieder Aug' in Auge. „Gehn Sie nun. — Geh nun. — Du warst doch mein Glück ... Aber die Glut steigt und steigt. Mir wird schon wieder so traumhaft zu Mut. Ich werd' irre reden ..."

Werner stand auf. „Ich schwöre dir," sagte er, „ich werd' ein Mensch, der dir —"

Die schon fast erstickte Stimme versagte ihm ganz. Er suchte ihr durch die Augen, durch ein Lächeln auszusprechen, was er meinte. „Ein Mensch," brachte er nur noch heraus. Langsam rückwärts gehend, um sie bis zum letzten Augenblick zu sehn, starrte er ihre bleiche Schönheit an. In seiner Seele jagten sich gräßlich ungleiche Gefühle; trunkene Seligkeit über diesen Kuß und die Gewißheit: nie wieder! unfaßbare, unbegreifliche Wonne, daß sie ihn du genannt, und vernichtendes Grauen, schreckliche Verzweiflung. Und doch mußte er sie anschauen, solang' er noch im Zimmer war. Schon ein Schatten des Todes auf ihrer Stirn; aber dieser holdselige, grüßende, ab-

schiednehmende Ausdruck, der ihr Schmerzensangesicht verklärte ...

Zuletzt ertrug er es nicht mehr, das Durcheinander in Hirn und Brust. Ein Gefühl der Ohnmacht umdunkelte ihn. Irgendwie noch Kräfte zusammenraffend, er wußte nicht woher, taumelte er hinaus.

IX.

Was dem Menschen am unmöglichsten dünkt, kann er oft am besten. Bei gewaltigen Schicksalen hört eben gleichsam der Lebenswille auf; eine dumpfe Ergebung in die Urmacht, das Verhängnis, eine halbbetäubende Willenslosigkeit tritt als Rettung ein, auch wo die freie Demut des Frommen fehlt. Diese wohlthätige Einrichtung der Natur kam auch Werner zu gute; das Schlimmste war noch die erste Nacht, an deren Ende Wanda starb. Bis zum frühen Morgen irrte er umher, auf all den ihm bekannten Wegen, die der nun gefüllte Mond erhellte. Zweimal umwanderte er, nah und fern, den Grebbiner See. Zuweilen erblickte er das weiße Haus, von drüben übers Wasser hin, oder vom Hochwald heruntersteigend; dann sah er auch ein mattes, verhängtes Licht in dem Zimmer, in dem ihr verlorenes Leben kämpfte ... Im Morgengrauen erlosch es. Wanda hatte nicht geirrt: das geschwächte Herz versagte, und die Lunge dann auch. Werner erfuhr es von einer Frau im Dorf, als der sonnigste Morgen schien. Er stand lange still; zum Haus hinunterzugehn, die Tote noch anzuschauen, hatte er nicht das Herz. Ihm war zu Mut, als würd' er damit ein Kleinod in seiner Seele beflecken; er hatte

gestern ihr schönstes, bestes Gesicht, er allein, gesehn. Gegen Mittag kam er in den Gasthof im Städtchen zurück, wo er sich bei der Ankunft mit Christinen einquartiert hatte; denn an die See wollte er nicht mehr, er wollte auf Wandas Erde bleiben, bis sie darin die Ruhe des letzten, des „festen Hauses" gefunden hätte.

Zwei Tage verbrachte er so im Gasthofszimmer, meist mit sich allein, auf dem Sofa liegend oder auf und ab, all seine Gespräche mit Wanda, sein vergangenes Leben, seine Zukunft durchdenkend. So vergingen die Stunden, auch die härtesten, wie sie's immer thun; auch die Stunde des Begräbnisses, bei dem er nicht fehlte. Keine war so schwer wie die; es weitete sich aber doch sein zusammengepreßtes Herz. Die hinzulaufenden „Klageweiber" auf den Friedhöfen, denen die Augen von Neugier thränen, waren ihm immer schrecklich gewesen; hier zeigte sich aber auch das wirkliche Gemüt. Die singenden Kinder, vom jungen, weinenden Schullehrer geführt, die still betenden Alten, der greise Pfarrer, der Wandas Seele gekannt, der auch an ihrer Freundin Grab die letzten Worte gesprochen hatte, sie schienen alle zu ahnen, was geschehen war; wie sollten sie auch nicht? Sie kannten den Verlust, der jeden von ihnen irgendwie getroffen. So ein Mensch, der allen thätige Liebe erwies, geht doch nicht wie ein untersinkender Stein aus der Welt. Werner sah und horchte umher; er fühlte sich doch nicht allein. Freilich, wie er konnte niemand fühlen. Zuletzt, als er sich besann, war ihm auch hier wie in einem Traum: er sah so viele bekannte Gesichter,

sie waren ihm aber eigentlich alle fremd; als seien sie Schatten, die die einzige Lebendige begraben.

Am Morgen des nächsten Tages stand er an seinem Fenster; vielleicht war es in diesem Winkel der Erde sein letzter Tag. Nebenan, in Christinens Zimmer, hörte er sie mit ihrem Wolfgang sprechen; es sollte heut geschieden sein, Wolfgang mußte nach Wien zurück. Die Glücklichen, dachte Werner, die sich nach dieser Trennung sicher wiederfinden ... Beneiden konnte er sie doch nicht. Er sah nach rechts auf den Friedhof hinaus; an dem Marmorkreuz der Josephine Stark, das in dem üppigen Grün zu erkennen war, wußte er auch die Stelle von Wandas noch ödem Grab; denn neben der Freundin hatte sie, wie sie gewollt, ihren Platz gefunden. Und du bist ja doch nicht tot! dachte er. Menschen wie du sterben nicht. Der Wanda-Gedanke bleibt in der Welt zurück; — ganz gewiß in mir! — Was für ein Gedanke bist du denn? Einen weltbewegenden Geist hattest du ja nicht. Große Talente, von denen die Menschen entzückt und geblendet werden — ach nein! Auch hinreißende Schönheit nicht. Aber eine Kunst, du meine süße Einzige, hast du schön gekonnt: alles, was in dir war, in einem zusammenzufassen, das du deinen Gott nanntest; in diesem höchsten Gefühl deine großen und kleinen Kräfte alle zu vereinen, alle zu erhöhen; und in dieser tapfer erkämpften Harmonie sie so stark zu machen, wie die Pfeile im Bündel sind. Der harmonische Mensch, ja, ja, ist der stärkste Mensch! Er ist stärker als der mit Gaben Gesegnete, Ueberschüttete, wenn dem diese köst-

liche Eintracht fehlt. Wie vieles war in deinem inneren Gott vereint, zarte, starke Frau du. Die „Tüchtigkeit“, die „Nützlichkeit“, die mir einst so klein schien; deine geliebte Kunst, die Musik; deine Opferkraft; die schwärmende Phantasie; die Liebe, die sich selbst nur in den andern liebt. Das alles in deinen Augen verklärt und in deiner Stimme — das war der Wanda-Gedanke ...

Als er sich so weit zur Ruhe gedacht, ihren Wert sich vergeistigt hatte, zerriß ihn wieder der Schmerz. Es kann nun nicht mehr die ganze Welt sein, dachte er, wie vor einer Woche! Der Regenbogen kann nicht mehr voll sein: die schönste Farbe ist ihm genommen!

Er hielt es nicht länger im Zimmer aus; es zog ihn ins Freie, zu ihrem Grab — als finde er da mehr von ihr. Er ging über die Straße und auf den Friedhof. Da er nun aber vor dem kahlen, frisch aufgeworfenen Hügel stand, ward ihm bewußt, welch ein Wahn das war. Hier fand er sie nicht. Es litten nur all seine ästhetisch empfindlichen, nach Zierde und Schönheit verlangenden Gefühle. Der angesammelte, aufgehäufte Gram entlud sich plötzlich bei diesem Anblick; er brach in heftiges Schluchzen aus.

Erschrocken sah er umher; hatte ihn jemand gehört? Hinter ihm begann jetzt das Schluchzen einer Kinderstimme; wie wenn seine laute Trauer ein andres Menschenkind angesteckt hätte. Er blickte in das Gebüsch hinein, aus dem dieses Weinen kam. Dort saß — eine ganz unerwartete Erscheinung — Amanda auf der Erde. Sie sah ihn an, sah sich von ihm

entdeckt; sah vielleicht auch Mitleid auf seinem nassen Gesicht, und verging in Thränen.

„Kind," fragte er, „wie kommst du hierher?"

Sie antwortete nicht; sie weinte noch.

„Hat dich der Onkel hergeschickt?"

„Der Onkel?" schluchzte sie.

„Hat er dich hergeschickt?" fragte er noch einmal.

Sie schüttelte den Kopf. Sie sah ihn, wie es ihm schien, mit trotzigen Augen an.

„Steh auf, wenn du mit mir sprichst!"

Ihr Blick ward verwundert, unsicher, scheu. Sie blieb noch sitzen.

Das hätte Wanda nicht gethan! fuhr ihm jetzt durch den Sinn. Warum so herrisch. — Sie ist ja doch ein Kind. Und wie erzogen!

„Steh auf, liebes Kind," sagte er sanft und freundlich, „und komm zu mir."

Sie erhob sich langsam. Eine letzte Scheu überwindend stellte sie sich neben ihn. Er nahm ihre Hand.

„Du bist ganz allein hier?"

„Ja."

„Es ist ein so weiter Weg von Grebbin; dreiviertel Stunden. Hat der Onkel dir's erlaubt, Amanda?"

Sie schüttelte wieder den Kopf. „Ich hab' ihn gebeten," stieß sie hervor. „Er hat aber Nein gesagt. Kleine Mädchen, sagt er, laufen nicht so allein auf den Landstraßen herum. Das thun Vagabunden, sagt er. Und ich wär' aber nun in seinem Haus, und da schickt sich's nicht."

„Und da bist du dann doch heimlich fortgelaufen?"

„Ja!" antwortete sie, mit trotzig aufgeworfenen Lippen. Sie sah wieder aus wie die kleine Wilde am ersten Tag; in den feindlichen Augen standen aber noch die großen Thränen.

Werner erwiderte nichts. Er hatte ein Wanda-Gefühl. Die Unglückliche! dachte er nur. Wie verlassen steht sie da auf der Welt. Wie viel hat sie in ein paar Wochen verloren: die Mutter, dann den Vater, dann die zweite Mutter! — Er strich ihr, so unrichtig es nach dem trotzigen „Ja" auch sein mochte, weich über den Kopf; sie hatte ihren Hut nicht drauf, er lag auf der Erde. — Das Köpfchen schmiegte sich gegen seine Hand. Sie wunderte sich offenbar über diese Freundlichkeit.

„Warum hast du das gethan?" fragte er dann ruhig. „Weil du zu Tante Wanda wolltest?"

„Ja, zu Mutter Wanda."

„Hast du sie so lieb gehabt?"

„Ich hab' sie auch noch so lieb!"

Werner sah stumm auf sie hinunter; dann drückte er sie an sich heran. — So hielt er sie eine Weile. Sie stand und rührte sich nicht.

„Ja, du und ich!" murmelte er dann. — „Wir sind ja auch Kameraden, wir beide. Wir sind übrig geblieben."

Die Worte befremdeten das Kind; es sah aufmerksam in Werners Gesicht. „Bist du auch übrig geblieben?"

„O ja. Mutter Wanda hat uns beide — —"

Er seufzte einmal auf. — „Liebes, armes Kind,“ sagte er dann. „Was wird nun aus dir? — Ja, du kleine Amanda du. Was wirst du nun machen?“

„Wenn er mich schlägt, geh' ich in den See,“ sagte sie leise.

Werner fuhr zusammen. — In den See . . . Er glaubte wieder Wandas Worte zu hören: „Im Grebbiner See dürfen Sie nicht sterben!“ — Dann sah er sie in ihrem Bett; „Amanda,“ klagte sie, „mein jüngstes Kind; ach, was wird nun aus ihr?“ — Die Kleine stand ihm wie ein Vermächtnis seiner Toten da. — Vermächtnis, dachte er, die Augen schließend. Und ich? Ich nicht auch? Auch darin Kameraden, wir beide. Ich darf mich nicht verlassen; darf ich sie verlassen?

„Hör mich einmal an, mein Kind,“ nahm er wieder das Wort. „Ich will heut morgen noch nach Grebbin, hab' mit deinem Onkel über allerlei zu sprechen. Könnt' auch über dich mit ihm sprechen —“

Sie schüttelte hastig den Kopf.

„Versteh mich nicht falsch, du kleiner Wildling. Ich könnt' ihn fragen, ob du vielleicht — — Wie wär's mit uns beiden? Wenn dich zum Beispiel der Onkel mir lassen wollte — ich weiß ja nicht, was er will — gingst du gern zu mir?“

Sie stieß nur ein „Ach!“ heraus und drückte sich an ihn. Sie schob und drängte sich zu ihm hin, wie wenn das ganze Gestellchen in ihn hineinkriechen möchte, wie in ein Schneckenhaus.

„Du hast mich wirklich lieb, Amanda?“

„Hab' ich dir's nicht schon früher gesagt?"

„Freilich; vor dem Kuß. — Bei mir wärst du auch nicht so wild?"

Sie bohrte das Köpfchen in ihn hinein, ohne in Worten zu sprechen.

„Ich sag' aber nur, was ich denke, Kind; wissen thu' ich nichts. Wie es halt der Onkel will! — Nur nicht zittern; es wird wohl gut. Wir gehn jetzt nach Grebbin. Nimm deinen Hut und komm mit. Und unterwegs, mein gutes Kind, wollen wir nicht viel sprechen; ich mag noch nicht. Wir wollen an Mutter Wanda denken. Kannst ja auch gut schweigen, du."

Amanda nickte, sehr ernsthaft. Sie machten sich auf den Weg.

X.

Georg Keßler saß in seinem Zimmer am Schreibtisch, einen angefangenen Brief vor sich, an der Feder kauend. Er erstaunte sehr, als er in der schwarzgekleideten Gestalt, die auf sein Herein in die Thür trat, seinen früheren Gast Werner Ringhof erkannte. Er dachte ihn schon abgereist. Da er ihn jetzt mit unbedecktem Kopf sah — auf dem Friedhof hatte er ihn gestern nur im Hut gesehn — bemerkte er die grauen Streifen, die sich in Werners braunes Haar gelegt hatten; in der verwanderten Sterbenacht waren sie gekommen. Zu ihnen stimmte die Blässe, die auf den etwas abgemagerten Wangen und der schönen Stirn lag, und der umschleierte Blick.

„Ich wollte die Gegend nicht verlassen," begann Werner nach der Begrüßung, „ohne für alles Gute zu danken, das mir in Ihrem Haus zu teil geworden; und ohne auch eine geschäftliche Frage an Sie zu richten — die Ihnen wahrscheinlich unerwartet ist. Ihr Schwager, Herr Ebert, hat mir gesagt, daß Ihnen vor einem halben Jahr ein kauflustiger ‚Liebhaber' ein bedeutendes Angebot auf Grebbin gemacht hat. Ihre Forderung war dann aber noch höher, und war ihm zu hoch."

„Allerdings, so ist es," erwiderte Keßler, mit einer unbewußten Bewegung des Nackens, als säße dort sein Eigensinn. „Von dem, was ich einmal verlangt hab', geh' ich nicht ab."

„Sehr wohl. Ich verstehe. — Herr Ebert hat mir auch Ihren Preis genannt. Bei dem bleiben Sie?"

„Wie ich eben sagte."

„Mit andern Worten, dafür geben Sie's auch heute her?"

„Das — — das thu' ich, allerdings!"

Werner lächelte: „Das können Sie auch thun, Herr Keßler; denn es ist ein — wie soll ich sagen — ein ganz tadelloser Liebhaberpreis. Sie würden ihn auch wohl sonst nicht kriegen; da hat sich aber ein Mann gefunden, der sich in Grebbin — verbissen hat, der es selbst um diesen Preis haben möchte. Und der Mann bin ich."

Keßlers scharfe Jägeraugen glotzten Werner in unverhohlener Verblüfftheit an. „Sie? — Sie kaufen Güter?"

„Wenigstens das eine möcht' ich."

„Um hier im Sommer —?"

„Um hier Sommer und Winter zu leben. Um Grebbin zu bewirtschaften. Ebenso wie Sie."

„Nein! — Ein Spaß!"

„Lieber Herr Keßler, in so einem Haus spaßt man doch wohl nicht. — Ich will Landmann werden. Ich hab' hier Freude daran gewonnen — mehr, als ich geahnt hab'. Mit einunddreißig Jahren kann man ja noch so ziemlich alles werden. Herr Ebert

ist bereit, mir freundschaftlich beizustehn. Kurz — es ist nun so."

„Es kann ja auch so sein," entgegnete Keßler höflich; was er sonst noch dachte, brauchte er ja nicht zu sagen. — „Ueberfordern werd' ich Sie weiter nicht; das ist gegen mein Point d'honneur. Sobald Sie wollen, ist's abgemacht."

„Nur noch eine Bedingung hätt' ich — — das heißt, einen Wunsch," verbesserte Werner sich. „Sie sagten einmal im Scherz, bei Tisch, ich sei ein Gemütsmensch; vielleicht bin ich's ganz im Ernst. Es sind mir bei meinem Aufenthalt hier einige Ihrer Zimmer so ins Herz gewachsen, daß ich sie — grade so bewohnen möchte, wie sie heute sind. Mit allen Möbeln, verstehn Sie, und mit allen Bildern; mit jedem Nagel an der Wand. Der Salon, das Speisezimmer — und das Boudoir Ihrer Frau; mit dem Harmonium. Die drei Zimmer hängen zusammen; wenn ich da später auf und ab gehe, so kann ich denken, es wären noch die alten Zeiten. — Würden Sie mir diese Einrichtungen noch besonders verkaufen? für einen guten Preis?"

Keßler, dessen glatte Züge bisher so ruhig wie gewöhnlich gewesen waren — nur ernst, dieser Zeit gemäß —, zeigte nun doch ein betroffenes, bedenkliches Gesicht. „Entschuldigen Sie," sagte er. „Das ist ein — merkwürdiger — auffallender Wunsch. Die Zimmer meiner Frau!"

Werner errötete rasch; ebenso rasch verschwand es wieder. „Ja, Herr Keßler, Ihrer Frau. Einer

der besten und reinsten Frauen, nach meiner Meinung, die bis jetzt gelebt haben."

„Sie müssen aber doch entschuldigen —"

„Bitte, lassen Sie mich noch drei Worte sagen! Ihnen wird nicht viel liegen an diesen Bildern und diesen Möbeln; mir aber liegt daran. Selbstverständlich kann es sich hier nur um Pietät und Verehrung handeln ... Ich weiß kaum recht, was ich sagen soll. Wollt' ich Ihnen feierliche Beteuerungen machen, so wär' das schon eine Beleidigung gegen die edle Tote. Ich hab' sie nur ein paar Wochen gekannt —"

„Das weiß ich —"

„Mir deucht, das genügt! — Ich hab' aber ihre Frömmigkeit, ihre Menschenliebe, all ihre großen Eigenschaften so hoch verehren gelernt, daß ich ihr Andenken gerne pflegen möchte. Es ist ein gewisses — religiöses Gefühl, wenn Sie wollen. Ich denk' mir, es wird auch der Verklärten eine Freude sein, wenn ihre Wohnräume ganz so bleiben, wie sie sind."

Keßler zuckte die Achseln. „Es gibt ja allerhand Liebhabereien, das weiß ich. — Meine wär' es nicht."

„Nennen Sie's, wie Sie wollen, Herr Keßler: eine Liebhaberei, eine Laune, eine Phantasie, und halten Sie sie einem Gemütsmenschen zu gut!"

Keßler lächelte ein wenig, beruhigt, auch geschmeichelt. „Sie geben nun also zu, ich hab' Sie damals richtig taxiert! — — Ich will Ihnen was sagen, Herr Ringhof. Da Sie darin allerdings recht haben: ich leg' auf diese Sachen nicht viel Wert —

und da Sie mir ein lieber, geschätzter Gast gewesen sind — und Grebbin so ohne alles Handeln kaufen — so möcht' ich Ihnen gern den Gefallen thun. Also abgemacht, in Gottes Namen! Bei mir heißt's: gleich oder nie! — Ich lass' mir aber nur zahlen, was die Sachen wert sind; und das ist nicht viel."

Werner verneigte sich. „Wie Sie wollen, Herr Keßler. — Ich dank' Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit von ganzem Herzen."

Er hörte ein leises Geräusch an der Thür zum Salon, durch die er gekommen war; der Drücker bewegte sich. Was ist das? dachte er. Amanda? — Ist das Kind so neugierig? — Oder will sie mir ein Zeichen geben, daß ich sie nicht vergessen soll? — Ach du armes Geschöpf du, ich vergess' dich nicht!

Er war aufgestanden, blieb aber stehn. „Halt' ich Sie auf, Herr Keßler? Oder haben Sie noch für eine Frage Zeit?"

„Bitte!"

„Ich bin einsam. Bis jetzt war ich mit der Schwester zusammen; sie geht nun aber zu den beiden Tanten am Rhein zurück. Ich hätt' gern einen Menschen, eine Aufgabe! — Da ist nun diese Amanda Löffler. Ihre Nichte; aber ich darf ja wohl offen sagen: Sie haben sie nicht gern im Haus. Sie ist Ihnen eine Last. Vollends seit Ihre Frau — — Jetzt graut Ihnen wohl vor dieser Last."

„Ich müßt' sie wohl in 'ne Anstalt geben," murmelte Keßler.

„Dann geben Sie sie lieber mir! — Da wun-

dern Sie sich wieder über mich; heut schon zum drittenmal. Ich hab' die Kleine liebgewonnen! Ich hab' allerlei Gutes und Schönes in ihr entdeckt; — Gefährliches auch; gewiß. Das ist mir aber grade recht. Ich will 'ne Aufgabe, wie ich Ihnen sagte! — Für das Kind wär' es insofern gut: sie hat sich hier schon eingelebt. Denn sie blieb' ja bei mir, im Haus. Für gute weibliche Pflege und Aufsicht würd' ich sorgen; — aber das trauen Sie mir wohl ohne weiteres zu."

„Das trau' ich Ihnen natürlich zu," erwiderte Keßler höflich. Es ward ihm schwer, seine Freude zu verbergen: zwei solche Glücksfälle an einem Tag; Grebbin zu einem Riesenpreis verkauft und der „Schandfleck" mit guter Art aus dem Haus! — „Es ist allerdings 'ne wunderliche Geschichte," bemerkte er aber doch, um nichts zu versäumen. „Die Welt könnte Glossen machen, wissen Sie, daß der Onkel das Kind hergibt und ein Fremder nimmt's an."

„Ja, einige Dummköpfe mögen's thun. Aber das macht ja doch Ihnen nichts. So sind Sie ja nicht. Wenn Sie etwas für gut befunden haben und es Ihnen recht ist, so fragen Sie doch nicht: was sagen all die andern dazu?"

„Das ist richtig! Das ist richtig!" Keßler nickte lebhaft. „Ich geh' meinen Weg! — — Nun entschuldigen Sie aber noch eine Gegenfrage. Das Kind! Das wird mir doch keinen Krakeel machen? Das wird doch gern zu Ihnen gehn?"

Dieses tolle Mädel! dachte Werner eben, halb

unruhig, halb gerührt. Er bemerkte, daß sie die Thür leise geöffnet hatte; er sah ihr Näschen und eine Fußspitze. — Ohne eine Miene zu verändern, wandte er sich wieder ganz zu Keßler: „Das können wir ja leicht von ihr selbst erfahren. Lassen Sie sie rufen."

Keßler nickte. Er wollte klingeln. Es war aber schon zu spät. Amanda stürmte herein, und wie ein rechtes Kind, ganz undiplomatisch, warf sie sich an Werner hin. Es war wieder etwas von dem jungen Panther, aber ein inneres Schluchzen dabei, ein tieferes Gefühl. „O ich will ja zum Onkel Werner!" rief sie. „O ich will ja so gern! O laß mich nur zu ihm gehn!"

„Hast du gehorcht?" sagte Werner. „Horchen thut man nicht."

Keßler stand verblüfft da; er sprach eine Weile nichts. Bald sah er die Kleine, bald den Großen an. Er lächelte gezwungen. „Na, dann sind wir ja einig!" sagte er endlich, indem er an ein Fenster trat.

Werner hob aber das Geschöpfchen empor und umschlang es fest. Er küßte es auf den Mund, der sich sehnsüchtig entgegendrückte. Ihr Vermächtnis! dachte er. Und: ich hab' ein Kind!

XI.

Im Frühling heiratete Christine ihren schwarzen Doktor; im Rheinland, bei den Tanten, mit denen sie den Winter verlebt hatte: Teschenberg wäre ihr zu nahe bei Grebbin gewesen. Werner, der neue Herr von Grebbin, kam zur Hochzeit gereist; er nahm an allem teil, um das junge Glück nicht zu stören, hielt sich aber still. Als die beiden nach Süden, in die Alpen fuhren, kehrte er nach Pommern zurück. Für Christine und ihr Alpenherz begannen nun schönste Flitterwochen, Frühling und Sommer hindurch; um sie her, im Möllthal und in die Berge hinauf, war die wilde Herrlichkeit, und in ihrem eigenen Haus war Thätigkeit und Liebe. Jeden Morgen beschloß sie von neuem, Wolfgangs allerbester Kamerad zu sein ... Es wurmte sie in ihrem Glück nur eins: daß all ihre Einladungen und Wünsche nicht vermochten, Werner im Sommer nach Süden zu ziehn. Er kam nicht über die Alpen zu ihnen, er blieb in Grebbin. „Grebbin ist für jetzt meine Sommerfrische," war immer sein letztes Wort. Sie begriff es nicht. Hielt ihn denn wirklich die Arbeit so fest? Das hatte sie noch nie gethan. Hielten ihn die Erinnerungen? eine tote Frau? Das begriff sie vollends

nicht. Und mochte ihm Wanda noch so sehr zu Herzen gegangen sein — mehr, als Christine denken konnte — sie war nun doch tot. Einen Lebendigen wahnsinnig lieben — o! das verstand Christine; das konnte sie selbst. Aber einen Schatten ... Einen Gedanken ... Sie schüttelte immer wieder den Kopf, sie begriff es nicht.

Endlich hielt ihr Schwesterherz es so nicht mehr aus; da für Wolfgang die Zeit gekommen war, auf einige Wochen nach Wien zu gehn, nahm sie von ihm Urlaub, so hart weh es that, und fuhr nach Grebbin. Vor dreizehn Monaten war sie von dort weggefahren; es war der letzte August, der Frühherbst begann. Was im stillen ihre Unruhe war, war auch ihre Lust: sie reiste als Ueberraschung, ganz unangemeldet, wie ein Gewitter reist. Schrieb sie vorher, daß sie kommen wollte, so konnte er antworten, wohl gar durch den Telegraphen: bitte, später, jetzt nicht! Sobald es hier paßt, lade ich dich ein! Denn seit sie ihn nicht mehr verstand, den unheimlichen Bruder, traute sie ihm alles Märchenhafte, auch diese Abwehrung zu. Er hatte aber geschrieben, zu Haus bleibe er gewiß. So rollte sie denn weiter, so geschwind sie konnte, und genau in der Stunde, die sie mit ihrem Wolfgang ausgerechnet hatte, fuhr sie durch das Grebbiner Dorf und vom Kirchenberg zu dem weißen Haus hinab.

Eine Dame in mittleren Jahren erschien auf der Terrasse, als Christine ausstieg; eine verblühte Häßlichkeit, aber ein gutes Gesicht, ein Charakterkopf.

Sie grüßte sehr verbindlich, erfreut. „Ich bin Herrn Ringhofs Schwester," sagte Christine; die Dame fiel ihr aber sogleich ins Wort.

„Ich kenne Sie ja von den Photographien, gnädige Frau, in den Albums. Erlauben Sie: Sophie Stark. Die Hausdame. Schwester der Josephine Stark, von der Sie vielleicht gehört haben . . ."

Christine nickte. „Und von Ihnen hat mir mein Bruder geschrieben. — Ich überrasche ihn. Wo ist er jetzt?"

„Alle auf dem See! Er und seine Gäste."

„Ich möcht' einige Tage bleiben, wenn mein Herr Bruder mich nicht hinauswirft. Ist ein Zimmer frei?"

„Aber sie sind oben ja alle frei," entgegnete das Fräulein. „Hausgäste haben wir nicht! Nur das eine Zimmer, in dem Herr Ringhof zuerst als Gast gewohnt hat, das hat er als eine Art Atelier oder Kunstmuseum für sich eingerichtet; er liebt so sehr die Aussicht, sagt er. Da malt er auch zuweilen —"

„Das lassen Sie mich nur gleich sehn!" fiel ihr Christine ins Wort. Ihr kamen die Erinnerungen: wie sie Werner in diesem Zimmer besucht, ihm einmal abends ihre Schwärmerei für Wanda vorgepredigt hatte, — ihre noch unreifen Mädchengefühle; jetzt war sie eine junge Frau, aufgeklärt und abgeklärt. „Ja, da war er vom ersten Tag an so gern. Bitte, gehn wir hinauf!"

Sie gingen oben über den langen Gang, mit den Zimmern links und rechts, und traten in diese Stube

ein. Der schön umwaldete Zipfel des Sees, mit der herrlichen Weide auf der Wiese, leuchtete Christine durch die Fenster an. Draußen war das alte Bild; sonst hätte sie das Zimmer nicht wieder erkannt. Es war ganz mit Kunst gefüllt: Bilder, Büsten, Photographien, Staffeleien, schöne alte Geräte, orientalische Teppiche; alles in Werners Geschmack malerisch aufgestellt. An einem Haufen von Pastellstiften sah sie, daß er diese Liebhaberei noch nicht aufgegeben hatte. „Damit malt er noch?" fragte sie.

„Zuweilen," antwortete das Fräulein.

Doch noch mein alter Werner! dachte Christine.

Als sie aber ans Fenster trat, ward ihr anders zu Mut. Auf dem See erschien jetzt von rechts ein Boot, in dem Werner saß; er hatte die Ruder in den Händen, bewegte sie auch noch einigemal; dann ließ er sie sinken und träumte offenbar vor sich hin. Es war sein Gesicht, sie hatte es auf den ersten Blick erkannt; aber im Ausdruck, in der Haltung von Kopf und Schultern — und worin noch sonst? — war selbst auf diese Entfernung etwas Fremdes, das ihr junges Herz beklemmte. Er war ohne Hut. Sein Haar war nicht grauer geworden, eher wieder brauner, schien ihr. Aber sein Blick ging so weit hinaus ... In dem weichen Abendlicht saß er so vergeistigt da; veredelt, verschönert sogar, wie es sie bedünkte; doch als wär' er nicht mehr so recht von dieser Welt. Sie wußte sich nicht zu sagen, warum sie das dachte; es legte sich aber etwas Kaltes, Herbstfrostiges auf ihre fröhliche Seele.

Dabei war es ihr so märchenhaft: Werner auf dem einsamen See, als Herr von Grebbin!

Sie standen eine Weile am Fenster, Fräulein Stark neben ihr; das Fräulein blieb stumm. Es schien, daß sie daran gewöhnt war, in diesem Hause taktvoll zu schweigen. Werner ruderte langsam ans Ufer, landete an einem kleinen Steg, jenseits der Weide, stieg aus und ging dem Hause zu. „Ach, ich möcht' ihn hier erwarten!" sagte Christine, der nun doch das Schwesterherz zu hüpfen anfing. „Wollen Sie's ihm sagen? Daß ich da bin, und wo?"

Das Fräulein nickte und ging. Bald waren Werners schallende Schritte auf dem Gang zu hören.

Er riß die Thür auf; „Christel!" rief er. „Was machst du für Sachen? Fällst mir mit der Thür ins Haus? Fährst in einem Hotelwagen vor, statt in meinem Fuhrwerk? — Na, schließlich ist alles eins. Sei willkommen, Frau Doktorin!"

Er nahm sie in seine Arme; es war die alte Zärtlichkeit. Sie betrachteten einander dann von oben bis unten, wie es in einem solchen Fall wohl natürlich ist. Der Bruder sah ihr nun wieder jünger, frischer, blühender aus; wie wenn er zwei Gesichter hätte, eins für die Einsamkeit und eins für die Welt. Er war aufs sauberste gekleidet wie immer, aber nicht mit so bemerkbarer, fast gesuchter Eleganz; die schönen Ringe trug er nicht mehr.

„Ich will dir erklären, Werner," fing sie mit etwas verlegenem Lächeln an, „warum ich dich überrascht hab' —"

„Ist nicht nötig, nicht nötig," unterbrach er sie. „Das ist alles so unbedeutend ... Du bist da; die Hauptsache. Siehst ja prächtig aus, Christel. Das bekannte Frisch-Frei-Fröhliche hat noch zugenommen. Junge Frau sein bekommt dir gut!"

„O ja," sagte sie lächelnd, mit unterdrücktem Stolz. „Bis jetzt riesig gut!"

„Er schlägt dich noch nicht?"

„Nein, noch nicht. Bis jetzt benützt er seine Hände noch, mich darauf zu tragen."

„Dein ‚guter Bub'?"

„Ach ja. — Er klettert wie 'ne Gemse und liebt wie 'ne Turteltaube."

„Na, das ist ja einstweilen genug!"

„Und du, Bruder?" fragte Christel mit einem gewissen Entschluß. „Wie lebst du? Wie geht's dir?"

„Zunächst wie Figura zeigt," antwortete er heiter, an sich hinunterdeutend. „Gut gebräunt; wie? Und in Saft und Kraft! — — Heut ist hier etwas Gesellschaft, Kind; geschieht sonst nicht oft. Eberts mit den beiden Kleinen; Hugo Hoffmann — dein Hugo — mit seiner jungen Frau, der Betty. Sie waren schon zu Tisch da; in einer halben Stunde wollen sie fort; dann sind wir allein. Für anderthalb Stunden hatten sie mir jetzt Urlaub gegeben: denn gar zu lange halt' ich das Gewussel nicht aus. Ich trieb in meinem Kahn, — wie der Fischer bei der Lorelei; den andern hatt' ich mein neues, großes Motorboot gegeben, zu einer Rundfahrt über den See. Amanda macht die Honneurs, zu ihrer Wonne; der kleine Adolf komman-

diert. Das Schiff muß hinfahren, wohin er will; nur das Stranden hab' ich ihm verboten."

„Ihr haltet gute Nachbarschaft, ihr drei Gutsbesitzer —"

„O ja. Kann nicht besser sein!"

„Und — wie lebst du sonst, Bruder?"

Er küßte sie, dann warf er sich in einen alten, schöngeschnitzten Stuhl: „Ja, wie meinst du denn? — Wie ein Ackersmann. Mit der Ernte bin ich nun durch, mit Hilfe meines Wirtschafters; ein ganz überraschend gutes Jahr, wie ich dir schon schrieb. Bin nun um so mehr, als gottergebener Philosoph, auf schlechtere gefaßt! — Otto Ebert hat mir herrlich geholfen. Ohne ihn wär's ja ein Wahnsinn gewesen, daß ich gleich mit beiden Beinen ins Wasser ging; aber mit ihm war's möglich. Versuchen Sie's! sagte er mir selbst; und der Mann hat recht behalten — weil er halt immer zur Hand war mit Rat und That. Ich hab' ihm im stillen oft abgebeten: zuerst war er mir nüchtern vorgekommen, gar zu klar und einfach; aber ein Prachtgermane! ein — —"

Sich abwendend setzte er mit weniger Stimme hinzu: „Wandas echter Bruder!"

Christine war eine Weile still. „Aber hier im Haus, Werner?"

„Ja, da hab' ich das Kind, und das Fräulein Stark. Bewährt sich als braves, gescheites, gebildetes Frauenzimmer; offenbar eine gute Art, die Starks. Und dann — sie hat Frau Wanda noch gut gekannt ... Mit dem kleinen Teufel, der Amanda,

wird sie nicht leicht fertig; da helf' ich dann aus. — Nun geht's erst in der Wirtschaft los! Bisher hab' ich an mich gehalten, weißt du, mit aller Gewalt; keine Uebereilungen! war mein erstes Selbstgebot. Im ersten Jahr nur lernen, lernen! nur beobachten, Erfahrungen sammeln, tüchtig, praktisch werden. Hat auch Mühe genug gemacht! — Jetzt fangen wir aber an. Zunächst neue Wohnungen! Hast wohl schon beim Fahren durchs Dorf gesehn —"

„Verzeih, ich hab' nichts gesehn."

„Ein Kathen ist schon niedergerissen, wird neu aufgebaut. Nach und nach sollen alle dran. Lauter gute, luftige, gesunde vierhischige Kathen —"

„Vierhischig?" fragte Christine. „Was ist das?"

„Vierhäusig; vier Taglöhnerwohnungen in einem Kathen. Die Wohnungen im Dorf sind halt alt und schlecht; da haben die früheren Gutsherren einträchtig geknickert. Frau Wanda wußte das sehr gut; aber in diesem Punkt konnte sie nichts machen. Jetzt — — jetzt ändert sich das, nach ihrem Sinn! — — Auch die Ställe sollen verbessert werden, einer nach dem andern. Die Kleistwiese kommt auch daran. — Kurz, Arbeit genug!"

„Ja, ja. Aber die — Erholung . . ."

Werner lächelte: „Kind, so ein Gutsbesitzer überarbeitet sich nicht! — Im Winter, da geht's diesmal für einige Zeit nach Berlin: Kunst, Wissenschaft, Menschen. Will ja nicht verbauern; so wenig wie dein Wolfgang. Sonst aber — sonst ist mir hier so

wohl! Dieses Luftleben — herrlich. Und die tägliche kleine Sorge, das notwendige Pfefferkorn. Und die Natur geht mir hier so wunderbar zu Herzen ..."

Er lächelte ein wenig. „Mein See! Meine Wälder!"

Christine lächelte auch. „Wie du das drollig sagst: mein See."

„Ja, wir Gutsbesitzer! — — Es ist wohl bei mir noch etwas Besonderes. Wenn ich so auf dem See fahre wie vorhin — zwischen den Hügeln und Wäldern — jeder Baum guckt mich an, als sagte er mir was ..."

Er verstummte. Er versank in sich.

Die Schwester ließ ihn eine Weile so. Erst als ihr das Schweigen zu tief, zu schwer wurde, nahm sie wieder das Wort: „Auf Amanda bin ich neugierig; — nun ist sie ja längst zehn Jahre alt. — Weißt du, es ist mir immer noch gar so merkwürdig: du, der ‚freie Mann', der Welt- und Kunstgenießer, mit so einem — — beinah hätt' ich ‚Balg' gesagt. — Sie macht dir das Leben nicht zu schwer?"

Werner sah sie mit einem seiner verschleiert durchdringenden Blicke an: „Fehler hat sie noch genug. Aber Liebe und Geduld — unsre Sonne und unser Mond — die erreichen viel bei ihr! — — In der ersten Zeit war das Mädel noch furchtbar ernst; ich hab's wohl geschrieben. Dann aber, so allmählich, da ihr hier wohler und wohler wurde — — Ja, was denkst du? Sie hat jetzt einen niedlichen, neckischen Humor. Nur ein Beispiel, das neueste! Vor

einem Vierteljahr und drüber war ich ihr einen Pfennig schuldig geworden, ich weiß nicht mehr, wie. Ich will ihn zahlen, da sagt sie: Ach nein, Vaterle, thu's noch nicht. Ich möcht' so gern dein Schuldiger sein — nein, dein Gläubiger — das verwechsl' ich immer. Stell' mir einen Schuldschein aus, bitte, bitte! — Ich setz' mich also hin: ‚Unterzeichneter bekennt hiermit, der noch unbegebenen Jungfrau Amanda Löffler einen Pfennig schuldig zu sein. Er verpflichtet sich, ihn nach drei Monaten gegen Rückgabe dieses Scheins auf Heller und Pfennig auszuzahlen; widrigenfalls und so weiter'; so ungefähr war's. Natürlich vergaß ich die Sache schon denselben Tag. Das Kind aber nicht. Heute morgen bekomm' ich durch die Post ein Schreiben, auf einem großen Bogen, Geschäftspapier, das die Spitzbübin mir heimlich fortgenommen hatte; und mit ihrer ziemlich kühnen Schrift, aber einer Masse Fehler, denn sie ist noch flüchtig, schreibt sie mir —"

Werner griff in die Tasche; „ich hab's ja bei mir," sagte er und zog ein etwas zerknülltes Papier heraus. Er las vor: „Geehrter Herr! Ich hab' sonst geglaubt, Gutsbesitzer sind Ehrenmänner. Und das bin ich nicht gewohnt, daß man mich nicht bezahlt, wenn man mir was schuldig ist. Ihre Frist ist ja abgelaufen; wissen Sie denn das nicht? Schon acht Tage länger als drei Monate habe ich gewartet. Auch die Geduld eines Lammes endet. Haben Sie in acht Tagen nicht Ihre Pflicht erfüllt, so werden Sie verklagt, mein Herr, und kommen ins Gefängnis. Und

Ihre Ehre, denken Sie nur mal. Mir hat einmal ein Onkel Werner gesagt: Schulden sind heilig! O wie können Sie nur so sein. O was machen Sie für Sachen. Ich warte noch acht Tage, dann wehe Ihnen! — Unterzeichnet: Amanda Löffler, unbegebene alte Jungfer, Geldverleiherin."

Christine lächelte. „Närrisches Ding! — Also so heiter geht es hier zu; das dacht' ich nicht."

Werner steckte das Papier wieder in die Tasche. „Nun will ich —"

Ein Schmettern von Kindertrompeten unterbrach ihn; durch die offenen Fenster brach es in furchtbaren Tönen herein. „Ah," sagte er, „das Schiff!"

Sie traten beide ans Fenster; eben erschien das Motorboot auf dem See, von rechts, ein schmuckes, buntbemaltes Fahrzeug. Vorne standen die Kinder, Amanda, Adolf und Eva, und bliesen alle drei; hinten saßen die Erwachsenen. Es ward angelegt; man stieg aus. „Wie allerliebst das ist," sagte Christine; „so ein Maschinenschiff auf deinem See. Wir müssen ja aber hin, sie begrüßen!"

Sie stiegen hinunter; an der Gartenthür kam ihnen die kleine Gesellschaft schon entgegen. Neben dem langen Hugo fiel seine stattliche Neuvermählte auf, die, wie es schien, noch etwas gewachsene Betty; jetzt ohne ihr Gegenstück, die kleine Hedwig. Sie war als junge Frau reizender geworden; vielleicht weil sie keine Gewissensbisse mehr hatte. Alle staunten, die Fremde aus den Alpen zu sehn. Es gab herzliche Begrüßungen. Als Christine vor Hugo

stand, war sie einen Augenblick unentschlossen; sie ward rot; er auch. Dann traten sie gleichzeitig aufeinander zu, mit vorgestreckter Hand; „meinen herzlichen Glückwunsch!" sagten sie zugleich. Ebert lachte unverhohlen auf. Betty war aber geschwind zur Hand und fiel der andern jungen Frau um den Hals.

Nun kamen auch die Kinder heran; die Kleinen niedlich wie vor einem Jahr, nur mehr aufgeschossen; über Amanda aber mußte Christine sich verwundern: so auffallend war sie verweiblicht und verschönert, voller, blühender. Die Augen wirkten dennoch so groß wie früher; es war ein Charakterköpfchen. Anfangs stand sie scheu und stumm; doch nach dem ersten guten Wort der „Tante Christine" schmiegte sie sich zutraulich, bald auch zärtlich an. Werner lächelte. „Ja, die will immer Liebe haben," sagte er zur Erklärung. „Sie fragt jeden Tag: hast mich noch gern, Vaterle?"

Jetzt lächelte Amanda auch; es war noch etwas von der alten „natürlichen Wildheit" in dem guten Lächeln. Man trat ins Haus; sie nahm Christinens Hand und führte sie eifrig geschäftig in ihr eigenes „süßes" Zimmer, dasselbe, in dem sie schon als Wandas Pflegekind gewohnt hatte. Es war mit Liebe ausgestattet; ganz von Werners Hand. Was sogleich in die Augen fiel, war die Menge von Wanda-Bildern, die er nach Photographien, welche Ebert besaß, neu und zum Teil vergrößert hatte herstellen lassen. Sie schmückten die Bettwand, den Schreibtisch und auch sonst die Wände. Einige In-

schrifttafeln wie die in Wandas Zimmer hingen auch hier, neben den Photographien.

Christine kam darauf in den Salon und ins Speisezimmer; es war nun, wie wenn sich nichts verändert hätte: jedes Stück an dem alten Platz. Sie sah unwillkürlich nach der Thür: jetzt tritt Wanda ein! — Es erschien aber nur die Hausdame, die auf dem runden Tisch im Salon einen letzten Imbiß hergerichtet hatte. Sie lud ein; Werner setzte hinzu: „Während angespannt wird, noch ein Glas von meinem griechischen Wein! Maurodaphne; einer meiner Lieblinge. Von der deutschen Gesellschaft Achaja, in der deutschen Kolonie Gutland bei Patras. Die Deutschen machen den Griechen ihren besten Wein!"

Fräulein Stark füllte die Gläser; man setzte sich; süßes Gebäck stand dabei, über das die Kinder herfielen. Die Männer tranken auf die gute Ernte, die in der Hauptsache beendet war; die Damen stießen mit an. „Wie merkwürdig aber doch manches am Ort haftet," sagte Werner heiter. „So hab' ich als Nachfolger eines großen Jägers, wie der vorige Gutsherr von Grebbin war, richtig in diesem Jahr die meisten Böcke geschossen."

Ebert lachte; er lachte gern. Hugo Hoffmann entgegnete: „Und mir scheint, von uns dreien haben Sie doch die beste Ernte."

„Man sagt ja auch hierzulande," gab Werner zurück: „Die Dummen bauen die meisten Kartoffeln!"

„Das nützt Ihnen nichts," sagte Betty; „wir wissen doch alles. Ja, wir Frauen auch; unsre Männer

erzählen uns alles." Sie lächelte: „Ich will Sie nur nicht eitel machen!"

Werner verneigte sich.

„Wie steht's denn mit dem großen Jäger?" fragte Christine. „Was ist aus dem geworden?"

„Aus Keßler?" antwortete Werner. „Der hat sich im äußersten Hinterpommern wieder angekauft."

Ebert nickte. „Zu teuer, wie ich höre."

Hugo zuckte die Achseln. — Die andern zuckten dann auch. Es ward ein allgemeines Lächeln daraus. Ein Dienstmädchen trat ein und meldete, die Wagen seien angespannt. Die Gäste und der Wirt standen auf. Man rüstete sich zur Abfahrt, trank noch erst den letzten Tropfen.

Als die Kleinen kamen, vom „Onkel Werner" Abschied zu nehmen, hob er sie eines nach dem andern empor, küßte sie von Herzen. Amanda sah mit großen, heißen Augen, offenbar mit Eifersucht zu. Dann zog Werner noch ein paar Ueberraschungen hervor, die er bisher in seinen Rocktaschen versteckt hatte: reizende, wirkungsvolle Spielsachen, aus Berlin gekommen; eine männliche und eine weibliche, wie er den Kindern erklärte. Adolf schrie vor Freude auf; Eva schrie ihm nach. Er mußte sie beide noch einmal in die Höhe heben und an seinen Mund.

Endlich war der letzte Abschied vorbei; die beiden Wagen rollten hintereinander davon. Christine nahm ihres Bruders Arm und ging mit ihm in die Zimmer zurück.

„Ich war noch nicht in ihrer Stube," sagte

sie mit leiser Stimme. Werner nickte still. Sie traten — ohne Amanda, die mit dem Fräulein verschwunden war — in das Hausorgelzimmer ein. Schönes Abendlicht lag darin, durch den hohen Wald gedämpft. Alles war wie einst; auch keine der Inschriften war weggenommen. Nur eine Staffelei stand in einer Ecke, die Christine früher nicht gesehen hatte; darauf ein verhängtes Bild.

„Darf man das sehn?" fragte sie nach einem langen Schweigen.

Werner erwiderte nichts, machte aber eine verzögerte Bewegung, die offenbar sagte: wie du willst! Sie trat hin und hob den Vorhang zurück. Es war eine Pastellmalerei darunter, von Werners Dilettantenhand sauber ausgeführt. Feuerblumen, schön glühende, standen auf der schlichten Ackererde. Zwischen ihnen waren aber Weizenähren aufgewachsen, kraftvoll gestielt und hoch aufgeschossen, weit über die Feuerblumen hinaus. Die höchste und üppigste hatte etwas Seltsames, Phantastisches: ein Menschenantlitz war in sie hineingezeichnet, das an Wanda erinnerte; die Aehnlichkeit war unverkennbar. Es schwebte in der blaugefärbten Luft.

Immer Wanda, Wanda! dachte Christine.

Werner stand eine Weile still daneben; dann deckte er das Bild wieder zu. „So," sagte er, „nun hast du diese Dummheit genug besehn. So was kann ich nicht. — Ich bin G u t s b e s i t z e r!"

Sie schwieg. Jetzt entdeckte sie auch das zweite, das in diesem Raum hinzugekommen war: eine große

Photographie von Wanda, über dem Schreibtisch, ebenfalls vergrößert, das treueste und schönste Bild. In Kabinettsform hatte sie es schon bei Frau Minna in Heiligenblut gesehn. Es ergriff Christine. Sie konnte es nicht ohne Rührung betrachten ... Aber auch ein Widerspruch, eine Art von Feindseligkeit regte sich in ihr. Sie hatte ein Gefühl, wie wenn diese Frau ihr den Bruder genommen, ihn sich zu eigen gemacht, ihn verwandelt hätte; — zu seinem Glück? — Sie verstand es nicht. Sie konnte es nicht glauben. Sie schüttelte den Kopf.

Ohne Werner anzusehn, faßte sie sich ein Herz und sagte: „Nimmst du mir's nicht übel? Ich muß ja doch, als verliebte Frau, immer wieder an meinen Wolfgang denken. Nur immer leben, leben! sagt Wolfgang; immer frisch drauf los! Nicht zu viel ans Ende denken, sagt er, und an das Unendliche. Das Ende kommt viel zu früh, und das Unendliche ist ein Traum!"

Um Werners Lippen regte sich etwas. Er schwieg aber still.

„Darf ich noch was sagen, Bruder?" fing sie wieder an. „Ich glaub' — nimm's nicht übel — ich glaub', du wirst nach und nach ein bissel Sonderling werden, wenn du so weiterlebst."

„Kann wohl sein, Christel. — Wär' noch nicht das Schlimmste."

„Weißt du — du solltst wieder für den Winter nach Italien gehn. Da war dir am wohlsten."

„War!"

„Wär' wohl auch noch!"

Werner begann nun wirklich zu lächeln. „Da träf' ich dann leicht Frau Minna, könnt' mit ihr für Tizian schwärmen."

„Ah? Ist sie dort?"

„Jetzt nicht. Noch ist ihr's da zu warm. Sie schwärmt noch für die Natur, in Baden-Baden. Aber später! Venedig, Rom!"

„Woher weißt du das alles?"

„Sie hat's an ihren Bruder geschrieben. — An mich schreibt sie nicht; wir waren etwas auseinandergekommen ... Uebrigens hat sie mich doch grüßen lassen; diese gutherzige und — — in ihren Gefühlen wechselnde Frau trägt nichts lange nach! — Sie und ihre Antonie reisen mit einem Mann, den sie hoch verehrt; der sie darin an mich erinnert, schreibt sie, daß er auch so im Schönen lebt, so verfeinerte Sinne hat; aber ‚mehr Charakter', schreibt sie. Er sei ihr Führer zu allem Großen und Schönen. — Ja, die sagt ungefähr auch wie Wolfgang: Nur immer leben, leben! Immer frisch drauf los!"

Christine wollte etwas erwidern; Fräulein Stark erschien in der Thür und meldete, die beiden Zimmer des verehrten Gastes seien bereit. „Zwei?" fragte Christine verwundert.

„Sie sind ja da," sagte Werner. „Ich wollte meine Schwester doch ehren; ich als Guts- und Hausbesitzer."

Christine dankte und umarmte ihn. „Dann nur

gleich ein wenig auspacken!" sagte sie und ging mit dem Fräulein hinaus.

Werner sah ihr nach. Die Gedanken zogen ihm in leisen Bewegungen über das Gesicht. „Bruder und Schwester," sagte er vor sich hin; „aber sie verstehn sich nicht ganz. — Vielleicht versteht sie mich so weit nicht, wie sie, bei aller Mädelschwärmerei, diese Frau nicht verstehen konnte."

Er trat vor Wandas Bild über dem Tisch; wunderbar, erschütternd lebendig sah es ihn in diesem Augenblick an. Nun? dachte er, als frage er sie in gegenwärtiger Wirklichkeit. Siehst du nun, daß ich mein Wort halten kann? — Und daß du hier fortlebst? in mir?

Eine Weile schaute er noch so Aug' in Auge; dann riß er sich los und setzte sich ans Harmonium. Um die herrlich hohen Melodien nicht ganz zu verlieren, mit denen ihn Wanda einst beseligt und beseelt hatte, war er auf den Versuch gekommen, seine schwachen Klavierkünste von vordem wieder aufzunehmen und nach gedruckten Lehren auf die Hausorgel zu übertragen. So hatte er doch eine Anzahl dieser Melodien sich wieder leidlich lebendig gemacht. Da er aber keine Anleitung hatte, ging es langsam vorwärts; ihn verdroß, daß er noch so wenig konnte.

Für Amanda war's schön genug; sie kam fast allemal geschlichen, wenn sie die Hausorgel hörte. Auch jetzt war sie auf einmal da, die Hände auf dem Rücken. Sie blieb andächtig bei der Thür, solange

er spielte. Erst als er aufgehört hatte, stellte sie sich neben ihn und legte ihm eine Hand auf den Arm.

„Schön!" hauchte sie.

Er lächelte ihr freundlich zu.

Sie drückte seinen Arm. „Warst wieder so süß mit den Kleinen, Vaterle. — — Hast mich auch noch lieb?"

Er begann wieder zu lächeln. Ihm fiel nun aber ein, was er wollte, und er machte ein ernstes Gesicht. „Das kommt drauf an," sagte er, „wie du zu mir bist. — Willst du mir einen Pfennig leihn?"

Sie starrte ihn an. Ein Schelmenzug huschte auf; sie hatte erraten, wo hinaus er wollte. Im nächsten Augenblick verschwand der Zug, und das kleine Gesicht mit dem klugen Näschen gab seinem an Ernst nichts nach.

„Ich bin nämlich in großer Not," fuhr er fort. „Ein weiblicher Gläubiger hat mir einen fürchterlichen, grausamen Brief geschrieben; und meine Ehre steht auf dem Spiel. Eine hartherzige Wucherin —"

Amanda zitterte vor Vergnügen.

„Offenbar eine ganz abscheuliche Person; wahrscheinlich so eine alte, verknöcherte Jungfer —"

Das Kind schüttelte sich.

„Kurz, ein weiblicher Menschenmörder! — Aber Gott sei Dank, ich hab' eine Tochter, die mich retten kann. Die wird für mich bluten. Die wird sparen Tag und Nacht, bis sie diese ganze furchtbare Schuld für mich tilgen und mich retten kann; denn sie hat mich lieb —"

„O Gott, ja! das hat sie!“ schrie Amanda auf; nun hielt sie sich doch nicht länger. Sie umklammerte ihn von hinten her, vor Entzücken, daß er so „süß“, so neckisch mit ihr gescherzt hatte. „Ja, Vaterle, ja! Ich hab' dich schauderhaft lieb!“

Er wandte sich herum und zog sie auf seinen Schoß. Sie fest an sich drückend — nichts auf der Welt that dem Kind so wohl — küßte er sie mit Vaterwonne; denn ihm war, als sei sie nun wirklich sein. Durch Wanda sein, die sie ihm gegeben ...

„Ich lieb' dich auch,“ erwiderte er nach einer Weile; „da du danach fragtest. — Man liebt doch sein Glück, nicht wahr; und du bist mein Glück.“

Amanda mußte lachen; vor Verwunderung und vor Lust. „Ich dein Glück! — Wie gut! — Wie närrisch!“

„Ja,“ sagte Werner, der nun ernsthaft ward; sogleich ward sie's auch. „Wir haben uns gut zusammengefunden; meinst du nicht? Wir drei.“

„Wir drei. Ja.“ Sie nickte. Sie hatte ihn verstanden. Ihre Augen gingen zu dem Bild über dem Tisch hinauf. „Ja, Mutter Wanda. Die ist immer mit dabei.“

Er küßte sie auf den ernsten Mund.

„Die ist gut gut, die Mutter Wanda,“ sagte das Kind, das einen möglichst starken Ausdruck suchte; „darum ist sie immer mit dabei. Du bist aber auch sehr gut. — Worüber lächelst du, Vater?“

„Der Vater lächelt, weil seine Tochter in den Tag hinein spricht. Kind, wer ist gut? — Gut werden können wir nicht. Aber besser werden.“

„Wenn wir besser werden, dann sind wir doch mehr als gut!“

Werner sagte darauf nichts mehr. Er strich ihr stumm über das Haar, dann über die nicht mehr mageren Wangen. Sie rührte sich nicht, sie genoß es still.

Uebrigens wußte die kleine Kluge schon, oder glaubte es, daß immer, wenn der Vater sie so gedankenvoll streichelte, er an Mutter Wanda dachte.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.